Geiſtliche Lieder.

Laßet das Wort Christi unter Euch reichlich wohnen, in aller Weisheit. Lehret und vermahnet Euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in Eurem Herzen. Col. 3, 16.

Geiſtliche Lieder.

Singet um einander dem Herrn mit Danken,
und lobet unſern Gott mit Harfen.
Pſ. 147, 7.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Stuttgart,
Verlag von Samuel Gottlieb Liesching.
1845.

Druck von J. Krueger in Stuttgart.

Alphabetisches Verzeichnis der Liederdichter.

(Die Zahlen bedeuten die Nummern der von jedem Dichter ins Gesangbuch aufgenommenen Lieder.)

Jesus Sirach, Cap. 44, Vers 1 und 5:

Laßet uns loben die berühmten Leute und unsere Väter nach einander. Sie haben die Musik gelernt und geistliche Lieder gedichtet.

Albert, Heinrich, geb. 1604 zu Lobenstein im Voigtlande, gest. 1668 als Organist in Königsberg. Gab Arien, 8 Theile 1640 — 1650, heraus. 109. 155.

Alberus, Erasmus, gest. 1553 als Superint. zu Neu-Brandenburg. 49.

Albinus, Johann Georg, geb. 1624 zu Unternessa bei Weißenfels, gest. 1679 als Pastor zu Naumburg. Um 1654 in der fruchtbringenden Gesellschaft. 101. 182.

Albrecht, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach, geb. 1522 zu Ansbach, gest. 1557 zu Pforzheim. Früher ein unruhiger Krieger, später im kaiserlichen Bann. 146.

Angelus, Johann, (eigentlich Scheffler) geb. 1624 zu Breslau, gest. daselbst 1677 als bischöflich breslauischer Rath, Priester, Genoße des deutschen Ordens mit dem rothen Stern. Früher Arzt, ward 1653 katholisch und Jesuit. Schrieb gegen die Protestanten. Von ihm „Die heilige Seelenluft," „Der cherub. Wandersmann" ꝛc. Papaeus hic Angelus, sed bonus, sagt Neumeister. 51. 107.

Arnold, Gottfried, geb. 1666 zu Annaberg in Meissen, gest. 1714 zu Perleberg als Pastor und königlich preußischer Historiograph. Verfertigte 130 Lieder, schrieb die Kirchen- und Ketzerhistorie u. a. 108.

Bienemann, Caspar, (Melissander) geb. 1540 zu Nürnberg, gest. 1591 als Generalsuperintendent in Altenburg. 173.

Böhme, David, geb. 1605 zu Bernstadt in Schlesien, gest. daselbst 1657 als Pastor und Consistorialrath. 7. 173.

Böhme, Martin, geb. 1557 zu Lauban. Zuletzt Pfarrer das. Gest. 1621. 171.

Böhmerin, Maria Magdalena, lebte in Hannover. Gest. 1743 oder 1744. Schwester des Kanzlers Just Henning Böhmer zu Halle. 99.

Clausnitzer, Tobias, geb. 1618 zu Thum bei Annaberg, gest. 1684 als Kirchenrath und Pastor von Pargstein und Weiden in der Oberpfalz. 15 1.

Crassellius, Bartholomäus, aus Glaucha im Schönburgschen, war lutherischer Prediger in Düsseldorf. 120.

Dach, Simon, geb. 1605 zu Memel, gest. 1659 als Professor der Poesie in Königsberg. Verfertigte 150 geistliche Lieder, von denen die vorzüglichsten in H. Alberts Arien enthalten sind. 187.

Decius, Nikolaus, früher Prior des Braunschweigschen Klosters Steterburg, zuletzt Prediger in Stettin, wo er vergiftet worden. (?) Lebte um 1524. „Ein Zeuge der Wahrheit bei angehender Reformation." 1. 30.

Denicke, David, geb. 1603 zu Zittau, gest. 1680 als Consistorialrath in Hannover. S. Gesenius. 82. 152.

Eber, Paulus, geb. 1511 zu Kitzingen in Franken, gest. 1569 als Professor der Theologie und Generalsuperintendent zu Wittenberg. Lehrte zuerst Philosophie, dann das Hebräische, schrieb eine schöne Hand. Luther sagte zu ihm: Tu vocaris Paulus. Noseo igitur te, ut exemplo Pauli studeas constanter conservare et tueri doctrinam, quam Paulus tradidit. Sein Symbolum war Psalm. 119, 105. Unter seinem Liede: Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott ꝛc. steht in einigen Gesangbüchern: filiolis suis faciebat. Dieß Lied ward 1645 dem sterbenden Hugo Grotius vorgesprochen. 68. 147. 172. 175.

Emilia Juliane, Tochter Friedrichs, Grafen von Barby, geb. zu Rudolstadt 1637, vermählt mit Graf Anton von Rudolstadt 1665, gest. 1706. Dichtete 587 Lieder, worunter: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende". 118. 180.

Fischer, Christoph, um 1565 Pfarrer zu Schmalkalden, 1571 zu Meinungen, 1574 zu Zelle, 1577 zu Halberstadt, 1583 wieder in Zelle, um 1594 gestorben. 33.

Fleming, Paul, geb. 1609 zu Hartenstein im Voigtlande, Arzt, gest. 1640 in Hamburg. Kaiserlich gekrönter Poet. Ging mit Adam Olearius u. A. 1633 nach Rußland und Persien, kehrte 1639 zurück. „P. Flemings teutsche Poemata. Lübeck 1642" u. a. Ausgaben. Das Lied: „In allen meinen Thaten" machte er auf der Reise. 138.

Förtsch, Basilius, Pastor zu Gumperda im Orlamündischen. Gest. 1619. Seine Lieder kamen 1606 unter dem Titel: „Geistliche Waßerquelle" heraus. Nro. 91.

Franck, Johann, geb. 1618 zu Guben, wo er 1677 als Bürgermeister und Landesältester der Niederlausitz starb. Verfertigte 110 Lieder, darunter 53 Psalmlieder. 56. 94. 168.

Franck, Michael, geb. 1609 zu Schleusingen, gest. 1667 als Schulcollege zu Koburg. Auf der Schule bis in sein 13tes Jahr, 12 Jahre (bis 1640) Bäckermeister, da er durch Kriegsunglück von Schleusingen nach Koburg flüchten mußte, und 1640 Präceptor ward.

Von Rist zum Poeten gekrönt. Sein Symbolum: Deus meus, in te confido, non erubescam. 47.

Franck, Salomo, geb. 1659 zu Weimar, gest. daselbst 1725 als Oberconsistorialsecretair. Er dichtete an 300 Lieder. 35.

Freylinghausen, Johann Anastasius, geb. 1670 zu Gandersheim im Braunschweigschen, gest. 1739 zu Halle als Pastor zu S. Ulrich und Director des Waisenhauses. Franckes Schwiegersohn. Verfertigte 43 Lieder. Zwei: „Mein Herz, gib dich zufrieden" und „Geduld ist noth" dichtete er unter Zahnschmerzen. 60.

Gerhardt, Paulus, geb. 1606 zu Gräfenhaynichen im Churkreise, gest. 1676 als Archidiakonus zu Lübben in der Lausitz. Früher entsagte er (1660) seiner Predigerstelle an der Nicolaikirche in Berlin freiwillig, „um sich nicht durch die von dem Churfürsten gegen die namentliche Widerlegung der Reformirten bekannt gemachten Edicte in seiner Lehrfreiheit einschränken zu laßen." Hinterließ 120 Lieder. Thom. Crenius sagt: „Viele von andern Religionen besuchen nur darum die lutherischen Kirchen, weil dieses Mannes herzbewegliche Lieder darinnen gesungen werden." Falk erzählt: ein Bettelkind sei durch Beten des Verses: Breit aus die Flüglein ꝛc. aus G's. Liede: Nun ruhen alle Wälder ꝛc. in vielen Versuchungen bewahrt worden. 10. 13. 16. 19. 24. 29. 31. 42. 83. 115. 121. 125. 130. 132. 134. 140. 144. 166. 189.

Gesenius, Justus, geb. 1601 zu Esbeck im Hannöverschen, gest. 1673 als Hofprediger, Consistorialrath und Generalsuperintendent von Hannover. Er gab mit Denicke ein Jfters aufgelegtes Gesangbuch zu Beförderung der Privatandacht heraus, in welchem sie viele ältere Lieder veränderten oder ganz umdichteten. So ward aus Heinrich Müllers: „Hilf, Gott, daß mirs gelinge" des Gesenius Lied: „Wenn meine Sünd mich kränken." 32. 157.

Gotter, Ludwig Andreas, geb. 1661 zu Gotha, gest. daselbst 1735 als Hof- und Assistenzrath. Verfertigte 231 geistliche Lieder, die zu Wernigerode im Manuscript sind. 112.

Graaf, Simon, geb. 1603 zu Schäßburg in Siebenbürgen, Pfarrer zu Schandau an der böhmischen Gränze, gest. 1659. Ihm wird das Lied Nro. 169 zugeschrieben.

Gramann (Poliander), Johann, geb. 1487 zu Neustadt in Baiern, gest. 1541 als Prediger zu Königsberg. Bei der Leipziger Disputation 1519 Amanuensis Dr. Ecks, folgt drauf dem Luther, und kommt 1524 fast zugleich mit Speratus nach Preußen. 126.

Günther, Cyriakus, geb. 1650 zu Goldbach, ohnweit Gotha, gest. 1704 als Lehrer am Gymnasio zu Gotha. Hinterließ über 30 Lieder. 53.

Heermann, Johann, geb. 1585 zu Rauden, eines Kürschners Sohn,

Praeceptor domesticus bei Valerius Herberger, dann 1612 Pastor zu Koeben im Fürstenthum Glogau, privatisirte zuletzt mehrere Jahre zu Lissa, wo er 1647 starb. Erhielt den poetischen Lorbeerkranz, ehe er die Akademie bezog, konnte sich nicht Eines gesunden Tages im Leben rühmen, litt viel im dreißigjährigen Kriege. — Die Lieder: „So wahr ich lebe", „Herzliebster Jesu" sind nach Augustinus; das Lied: „Wo soll ich fliehen hin" nach Tauler. Er gab heraus: Devoti Musica Cordis, 1630; in demselben Jahre: Gesänge über die Sonntags- und Fest-Evangelia; 1630 12 neue geistliche Lieder. 27. 39. 80. 92. 100. 117. 181.

Held, Heinrich, soll zu Guhrau in Schlesien gelebt haben. 6.

Helmbold, Ludwig, geb. 1532 zu Mühlhausen, gest. 1598 als Superintendent daselbst, früher in Erfurt bei der Schule und Universität. 142.

Herberger, Valerius, geb. 1562 zu Fraustadt im Großherzogthum Posen, gest. daselbst 1627 als Prediger. Bekannt durch seine Magnalia Dei, die evangelische Herzenspostille. Das Lied Nro. 178: Valet will ich ꝛc. machte er 1613 bei einer grausamen Pest, mit einer Ueberschrift, welche endet: Perfide mundo vale: salve Salvator Jesu! Die Melodie des Liedes vom Kantor seiner Kirche, Melchior Teschner.

Herman, Nikolaus, gest. 1561 in hohem Alter als Kantor zu Joachimsthal in Böhmen. Des Matthesius „guter alter Freund." „Wenn Herr Matthesius eine gute Predigt gethan hatte, so ist der fromme Kantor geschwind da gewesen, und hat den Text mit den vornehmsten Lehren in die Form eines Gesanges gebracht" sagt Schleupner. Nennt sich selbst in Dedicationen von 1559 und 1560 den alten Kantor. Gab Lieder auf die Sonntags-Evangelia ꝛc. und biblische Lieder heraus. 154. 165. 179.

Herrnschmidt, Johann Daniel, geb. 1675 zu Boysingen in Schwaben, gest. 1723 als Professor der Theologie in Halle. Verfaßer von 16 Liedern, welche Freylinghausen in sein Gesangbuch aufnahm. 123.

Homburg, Ernst Christoph, geb. 1605 zu Mühla bei Eisenach, gest. als Gerichtsactuar und Rechtsconsulent zu Naumburg 1681. In der fruchtbringenden Gesellschaft: der Keusche. 28.

Keymann, Christian, geb. 1607 zu Pankraz (in Böhmen) nahe Zittau, 1638 Rector des Gymnasii in Zittau, gekrönter Dichter, gab 80 geistliche Oden heraus, starb 1662. 57.

Lange, Joachim, geb. 1670 zu Gardelegen, Professor in Halle seit 1709, bekannt als Theolog und Grammatiker. 159.

Laurentii, Laurentius, geb. 1660 zu Husum im Schleswigschen, gest. 1725 in Bremen, wo er Musikdirector war. Dichtete 126 Lieder, herausgegeben 1700 zu Bremen unterm Titel: Evangelia melodica. 43.

Liebich, Ehrenfried, geb. 1713 zu Propsthayn im Fürstenthum Liegnitz,

gest. 1780 als Pastor zu Lomnitz, unweit Hirschberg. Verfertigte 236 Lieder. 61.

Löwenstern, Matthäus Apelles von, geb. 1594 zu Neustadt im Fürstenthum Oppeln, eines Sattlers Sohn. Kam durch Musik empor, starb 1648 als Staatsrath des Herzogs von Münsterberg und Oels, und als Rath Kaiser Ferdinands III., der ihn adelte. 72. 127.

Ludämilia Elisabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 1640, gest. 1672 als verlobte Braut des Grafen Christian Wilhelm von Schwarzburg-Sondershausen. Ihre 215 Lieder kamen 1687 unter dem Titel: „Stimme der Freundin" heraus. 50.

Luise Henriette, Churfürstin zu Brandenburg, Gemahlin des großen Churfürsten, eine geborne Prinzessin von Oranien, geb. im Haag 1627, gest. in Berlin 1667. Ließ 1653 vom Buchdrucker Runge ein Gesangbuch verfertigen, und lieferte dazu 4 Lieder. 41.

Luther, Martin, geb. zu Eisleben den 10ten November 1483, gest. daselbst den 18ten Februar (am Tage Concordiae) 1546. 37 Lieder sind von ihm, mehrere nach dem Lateinischen. 2. 3. 4. 5. 14. 15. 20. 21. 22. 38. 40. 58. 62. 63. 64. 65. 71. 73. 74. 75. 81. 87. 89. 98. 116. 162. 176.

Major (Groß), Johann, geb. 1564 zu Reinstädt, nahe Jena, gest. 1654 als Superintendent und Professor zu Jena. 95.

Matthesius, Johann, geb. 1504 zu Rochlitz, war unter andern auch in Nürnberg auf Schulen, lebte in Ingolstadt, München. Durch Luthers Buch von den guten Werken Protestant, zog er 1529 nach Wittenberg zu Luther, sang zu dessen Lautenspiel. 1532 Rector in Joachimsthal, kehrte aber nach Wittenberg zurück, 1541 Diakonus zu Joachimsthal, 1545 Pastor daselbst, wo er auch 1565 starb. 190.

Mentzer, Johann, geb. 1658 zu Jahma in der Oberlausitz, gest. 1734 als Pfarrer zu Kemnitz bei Bernstadt in der Oberlausitz. 128.

Meußlin (Musculus), Wolfgang, geb. 1497 zu Dieuze in Lothringen, führte ein sehr bewegtes Leben, war Prediger in Straßburg, Augsburg, zuletzt Professor der Theologie in Bern. Gest. 1563. 161.

Meyfart, Johann Matthäus, geb. 1590 zu Wallwinkel im Gothaschen, gest. 1642 als Professor und Pastor zu Erfurt. 184.

Moller, Martin, geb. 1547 zu Kropstädt bei Wittenberg, gest. 1606 als Oberprediger zu Görlitz. 136. 141.

Mühlmann, Johann, geb. 1573 zu Pegau, gest. 1613 zu Leipzig als Archidiakonus und Professor Theol. 148.

Neander, Joachim, geb. 1610 zu Bremen, gest. ebenda 1680 als Prediger zu S. Martin. Der erste bedeutende geistliche Dichter unter den deutschen Reformirten. „J. N. Glaub- und Liebesübung. Bremen 1680." 122.

Neumark, Georg, geb. 1621 zu Mühlhausen in Thüringen, gest. 1681 zu Weimar als Archivsecretär und Bibliothekar. In der frucht-

bringenden Gesellschaft: der Sproßende. Das Lied: Wer nur den lieben Gott ꝛc. soll er in Hamburg verfertigt und componirt haben, da er durch eine unerwartete Anstellung in den Stand gesetzt wurde, seine aus Noth versetzte Viola di Gamba wieder einzulösen. 149.

Nicolai, Philipp, geb. 1556 zu Mengeringhausen in der Grafschaft Waldeck, gest. 1608 als Pastor zu S. Catharinen in Hamburg. 188.

Olearius, Johann, geb. 1611 zu Halle, gest. 1684 als General-Superintendent und Oberhofprediger zu Weißenfels. „Geistliche Singekunst. Leipzig 1671." Johann Gottfried Olearius, (geb. 1635 zu Halle, gest. 1711 als Superintendent zu Arnstadt,) sein Neffe, war auch Liederdichter. 17. 25.

Praetorius, Benjamin, geb. in Weißenfels, Pfarrer bei Dölitzsch, 1661 als Poet gekrönt. 119.

Rambach, Johann Jakob, geb. 1693 zu Halle, gest. 1735 zu Gießen als Professor und Superintendent. Verfertigte 132 Lieder. 18.

Reußner, Adam, geb. 1471, gest. 1563 zu Frankfurt am Main. Lernte 1523 hebräisch bei Reuchlin; ein gelehrter Mann. 139.

Richter, Christian Friedrich, geb. 1676 zu Sorau in der Niederlausitz, gest. 1711 als Arzt am Waisenhause; verfertigte 33 Lieder. „C. F. R. erbauliche Betrachtungen vom Ursprung und Adel der Seelen... Halle 1718." 135.

Rinckart, Martin, geb. 1585 zu Eilenburg unweit Leipzig, gest. ebenda 1649 als Archidiakonus. 124.

Rist, Johann, geb. 1607 zu Ottensen bei Altona, gest. 1667 als Prediger im holsteinischen Flecken Wedel, mecklenburgscher Kirchenrath, kaiserl. gekrönter Dichter, Vorsteher des von ihm gestifteten Elbschwanordens. In der fruchtbringenden Gesellschaft: der Rüstige. Verfertigte 658 Lieder. 185.

Rodigast, Samuel, geb. 1649 zu Groeben unweit Jena, gest. 1708 als Rector in Berlin. Er hat das Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan" 1675 in Jena „dem damals krank liegenden Jenaischen Cantori Severo Gastorio, als seinem getreu gewesenen Schul- und akademischen Freunde, auf seine Bitte zum Trost gemacht, welcher auf dem Krankenbette die Melodie dazu componirt und bei seinem Begräbnis zu musiciren befohlen. Nachdem er aber wieder genesen, hat die Cantorei wöchentlich es ihm vor der Thür singen müßen." 145.

Rosenroth, Christian Cnorr von, geb. 1636 zu Alt-Rauden in Schlesien, gest. 1688 als Geheimer Rath und Kanzleidirektor zu Sulzbach in der Oberpfalz. Geheimen Wißenschaften zugethan. 156.

Rothe, Johann Andreas, geb. 1688 zu Lissa unweit Lauban, gest. 1758 als Pastor zu Thommendorf in der Oberlausitz. 1722 von Zinzendorf als Pastor nach Bertheldsdorf berufen, von großer geistlicher Beredtsamkeit. 104.

Ruopp, Johann Friedrich, zuerst Prediger zu Gottesacker bei Straßburg, danach Adjunctus der theol. Fakultät zu Halle. Gest 1708. 105.

Rutilius, Martin, geb. 1550 zu Düben in Meissen, gest. 1618 als Archidiakonus in Weimar. 95.

Schalling, Martin, geb. 1532 zu Straßburg, 54 Jahre Prediger in Regensburg, Vilseck, Ambe.g, zuletzt zu Unser lieben Frauen in Nürnberg, wo er 1608 starb. Rieth dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, sich nicht von der Formula Concordiae zu sondern. Gellert erklärte: S's. Lied: „Herzlich lieb" sei mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anderes Verdienst, als das der reinen Sprache haben. 54.

Schirmer, Michael, geb. 1606 in Leipzig, gest. als Conrector in Berlin 1673, früher Pfarrer. „Wurde der deutsche Hiob genannt." 67.

Schmolck, Benjamin, geb. 1672 zu Brauchitschdorf unweit Liegnitz, gest. 1737 zu Schweidnitz als Pastor primarius. Verfertigte über 1000 Lieder. „Trost- und geistreiche Schriften Herrn B. S. Tübingen 1740. 44. 2 Theile" enthalten alle Lieder. 84. 133.

Schneesing (Chiomusus), Johann, um 1530 Pastor zu Friemar im Gothaschen, wo er das Lied: „Allein zu dir, Herr Jesu Christ," verfertigte. 97.

Schröder, Johann Heinrich, geb. zu Hallerspringe im Fürstenthum Kalenberg; wurde 1696 Pastor zu Meseberg im Magdeburgschen. 52.

Schütz, Johann Jakob, geb. 1640 zu Frankfurt am Main, gest. ebenda 1690 als Advocatus ordinarius und verschiedener Reichsstände Rath. Ein frommer Freund Speners, der von ihm, wie er selbst bezeugt, viel in seinem Christenthum gelernt hatte. Sonderte sich im Alter von der äußern lutherischen Kirchengemeinschaft ab. Sein Lied: „Sei Lob und Ehr" ward von Petersen ins Lateinische übersetzt. 129.

Scriver, Christian, geb. 1629 zu Rendsburg im Holsteinschen, gest. 1693 zu Quedlinburg als Oberhofprediger und Consistorialrath; vorher in Stendal und Magdeburg. Autor „des unschätzbaren Seelenschatzes." 163.

Selnecker, Nikolaus, geb. 1532 zu Hersbruck unweit Nürnberg, gest. 1592 zu Leipzig. Erst Hofprediger in Dresden, dann Professor in Jena, General-Superintendent in Wolfenbüttel, zuletzt Superintendent und Professor in Leipzig. 69. 79.

Spengler, Lazarus, geb. 1479 zu Nürnberg, gest. 1534 als vorderster Rathsschreiber daselbst. Nomine quidem scriba senatorius, sed revera consiliorum omnium fere autor et gubernator, sagt Camerarius. 102.

Speratus, Paulus, aus dem schwäbischen Geschlechte von Spretten, a Rutilis genannt, geb. 1484, gest. 1554 als Herzoglich Preußischer Hofprediger und Bischof zu Liebmühl in Preußen. Studirte in

Paris, griff das Papstthum in Augsburg, Salzburg, Wien an, kam deshalb ins Gefängnis zu Olmütz; daraus befreit, ward er mit Luther bekannt, und kam durch ihn nach Preußen. Sein Lied: „Es ist das Heil uns“ verschaffte der evangelischen Lehre vielen Eingang beim Volk, und wurde deshalb von Katholiken gehaßt und parodirt. 103.

Stegmann, Josua, geb. 1558 zu Sulzfeld in Franken, gest. 1632 als Professor Theol. und Superintendent in Rinteln. 70.

Tersteegen, Gerhard, geb. 1697 zu Mörs, gest 1769 zu Mühlheim an der Ruhr, wo er sich vom Bandmachen nährte. „Geistliches Blumengärtlein. 12te Auflage. Frankfurt und Leipzig. 1818.“ 158.

Thilo, Valentin, geb. 1607 zu Königsberg, wo er 1662 als Professor der Beredtsamkeit und polnischer Geheimer Secretär starb. 9.

Warnberg, Caspar von, Landshauptmann zu Schweidnitz und Jauer. Ihm wird das Lied Nro. 170 zugeschrieben.

Wegelin, Josua, um die Mitte des 17ten Jahrhunderts, Pfarrer in Augsburg, später in Presburg. 45.

Weingärtner, Sigmund, soll im 17ten Jahrhundert Prediger in oder bei Heilbronn gewesen sein. 131.

Weissel, Georg, aus Domnau in Preußen, gest. 1635 als Prediger in Königsberg. 8. 59.

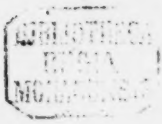
Werner, Georg, von Bopfingen in Schwaben, Professor der Rechte zu Helmstädt. Gest. 1671. 34.

Wenssse, Michael, aus Neiße, gest um 1540 als Pfarrer zu Landscron und Fulneck in Böhmen, und Vorsteher der daßigen deutschen Gemeinde Böhmischer Brüder, übersetzte für sie böhmische Lieder von Huß u. A. und gab sie 1531 zu Jung-Bunzlau heraus. „In den Gesängen der Böhmischen Brüder, sagt Herder, ist oft eine Einfalt und Andacht, eine Innigkeit und Brüdergemeinschaft, die wir wohl laßen müßen, weil wir sie nicht haben.“ 177.

Wilhelm II., Herzog zu Sachsen-Weimar, geb. 1598 zu Altenburg, gest. 1662 zu Weimar. Im Palmenorden „der Schmachhafte“, war bei dessen Errichtung 1617 und ward 1651 zweites Oberhaupt desselben. Sein Lied: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend“, ward 1678 in den churſächsischen Landen durch Mandat zum Kanzelliede bestimmt. 150.

Winckler, Johann Joseph, geb. 1670 zu Luckau in Meissen, gest. 1722 zu Magdeburg als Consistorialrath und Domprediger. Man hat 10 Lieder von ihm. „Mein treuer Gott, wie“ soll er nach 2. Mos. 15, 16. bei einer Anwandlung von Todesfurcht gemacht haben. 110.

Zinzendorf, Nikolaus Ludwig, Graf von Z. und Pottendorf, geb. 1700 zu Dresden, gest. 1760 zu Herrnhut als Bischof der von ihm gestifteten Brüdergemeine. 55.



Dreieinigkeit.

1. Allein Gott in der Höh sei Ehr, und Dank für seine Gnade, darum, daß nun und nimmermehr uns rühren kann kein Schade, ein Wohlgefalln Gott an uns hat, nun ist groß Fried ohn Unterlaß, all Fehd hat nun ein Ende.

2. Wir loben, preisen, anbeten dich, für deine Ehr wir danken, daß du Gott Vater ewiglich regierst ohn alles Wanken; ganz unermeßn ist deine Macht, fort g'schieht, was dein Will hat bedacht; wohl uns des feinen Herren.

3. O Jesu Christ, Sohn eingeborn deines himmlischen Vaters, Versöhner der, die warn verlorn, du Stiller unsers Haders; Lamm Gottes, heilger Herr und Gott, nimm an die Bitt von unsrer Noth, erbarm dich unser aller!

4. O heilger Geist, du größtes Gut, du all'rheilsamster Tröster, vor Teufels G'walt fortan behüt, die Jesus Christ erlöset durch große Marter und bittern Tod, abwend all unsern Jammr und Noth, darzu wir uns verlaßen.

Nic. Decius.

2. Gott der Vater wohn uns bei, und laß uns nicht verderben; mach uns aller Sünden frei, und hilf uns selig sterben. Vor dem Teufel uns bewahr, halt uns bei festem Glauben und auf dich laß uns bauen, aus Herzensgrund vertrauen, dir uns laßen ganz und gar, mit allen rechten Christen entfliehn des Teufels Listen, mit Waffen Gotts uns fristen. Amen, Amen, das sei wahr, so singen wir: Halleluja! — 2. Jesus Christus wohn uns bei ꝛc. 3. Heiliger Geist wohn uns bei ꝛc.

Martin Luther.

3. Herr Gott, dich loben wir, Herr Gott, wir danken dir. Dich, Vater in Ewigkeit, ehrt die Welt weit und breit. All Engel

und Himmels-Heer und was dienet deiner Ehr, auch Cherubim und Seraphim singen immer mit hoher Stimm: Heilig ist unser Gott! Heilig ist unser Gott! Heilig ist unser Gott, der Herre Zebaoth!

2. Dein göttlich Macht und Herrlichkeit geht über Himm'l und Erden weit. Der heiligen zwölf Boten Zahl und die lieben Propheten all, die theuren Märtrer allzumal loben dich, Herr, mit großem Schall. Die ganze werthe Christenheit rühmt dich auf Erden allezeit, dich Gott Vater im höchsten Thron, deinen rechten und eingen Sohn, den heilgen Geist und Tröster werth mit rechtem Dienst sie lobt und ehrt.

3. Du König der Ehren, Jesu Christ! Gott Vaters ewger Sohn du bist. Der Jungfrau Leib nicht hast verschmäht, zu erlösen das menschlich G'schlecht. Du hast dem Tod zerstört sein Macht, und all Christen zum Himmel bracht. Du sitzt zur Rechten Gottes gleich, mit aller Ehr ins Vaters Reich. Ein Richter du zukünftig bist Alles, das todt und lebend ist.

4. Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein, die mit dein'm theurn Blut erlöset sein. Laß uns im Himmel haben Theil mit den Heilgen in ewgem Heil. Hilf deinem Volk, Herr Jesu Christ! und segne was dein Erbtheil ist. Wart und pfleg ihr zu aller Zeit, und heb sie hoch in Ewigkeit.

5. Täglich, Herr Gott! wir loben dich, und ehren dein Namen stetiglich. Behüt uns heut, o treuer Gott! vor aller Sünd und Missethat. Sei uns gnädig, o Herre Gott, sei uns gnädig in aller Noth! Zeig uns deine Barmherzigkeit, wie unsre Hoffnung zu dir steht. Auf dich hoffen wir, lieber Herr, in Schanden laß uns nimmermehr. Amen.

Martin Luther.

4. Jesaia, dem Propheten, das geschah, daß er im Geist den Herren sitzen sah auf einem hohen Thron, in hellem Glanz. Seines Kleides Saum den Chor füllet ganz. Es stunden zween Seraph bei ihm daran; sechs Flügel sah er einen jeden han: mit zween verbargen sie ihr Antlitz klar, mit zween bedeckten sie die Füße gar, und mit den andern zween sie flogen frei. Gen ander rufften sie mit großem Geschrei: Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth! Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth! Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth! Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat. Von dem G'schrei zittert Schwell und Balken gar, das Haus auch ganz voll Rauchs und Nebel war.

Martin Luther.

5. Wir glauben all an Einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, der sich zum Vater geben hat, daß wir seine Kinder werden. Er will uns allzeit ernähren, Leib und Seel auch wohl bewahren; allem Unfall will er wehren, kein Leid soll uns widerfahren; er sorget für uns, hüt't und wacht, es steht Alles in seiner Macht.

2. Wir glauben auch an Jesum Christ, seinen Sohn und unsern Herren, der ewig bei dem Vater ist, gleicher Gott von Macht und Ehren; von Maria, der Jungfrauen, ist ein wahrer Mensch geboren, durch den heilgen Geist im Glauben; für uns, die wir warn verloren, am Kreuz gestorben, und vom Tod wieder auferstanden durch Gott.

3. Wir glauben an den heilgen Geist, Gott mit Vater und dem Sohne, der aller Blöden Tröster heißt, und mit Gaben zieret schöne; die ganz' Christenheit auf Erden hält in Einem Sinne gar eben. Hier all Sünd vergeben werden; das Fleisch soll auch wieder leben, nach diesem Elend ist bereit't uns ein Leben in Ewigkeit.

Martin Luther.

Advent.

Weise: Nun komm, der Heiden Heiland.

6. Gott sei Dank durch alle Welt, der sein Wort beständig hält, und der Sünder Trost und Rath zu uns hergesendet hat.

2. Was der alten Väter Schaar höchster Wunsch und Sehnen war, und was sie geprophezeit, ist erfüllt nach Herrlichkeit.

3. Zions Hilf und Abrams Lohn, Jacobs Heil, der Jungfrau Sohn, der wohl zweigestammte Held hat sich treulich eingestellt.

4. Sei willkommen, o mein Heil! dir Hosianna, o mein Theil! richte du auch eine Bahn dir in meinem Herzen an.

5. Zeuch, du Ehrenkönig, ein, es gehöret dir allein; mach es, wie du gerne thust, rein von aller Sünden Wust.

6. Und gleichwie dein Zukunft war voller Sanftmuth, ohn Gefahr; also sei auch jederzeit deine Sanftmuth mir bereit.

7. Tröste, tröste meinen Sinn, weil ich schwach und blöde bin, und des Satans schlaue List sich zu hoch für mich vermißt.

8. Tritt der Schlangen Kopf entzwei, daß ich, aller Aengsten frei, dir im Glauben um und an selig bleibe zugethan;

9. Daß, wenn du, o Lebensfürst, prächtig wieder kommen wirst, ich dir mög entgegen gehn, und vor dir gerecht bestehn.

Heinr. Held.

Weise: Herr Jesu Christ, meins Lebens.

7. HErr Jesu Christe, Gottes Sohn, der du vom hohen Himmelsthron herab bist kommen in die Welt, und uns zu gut dich eingestellt,

2. Wir danken dir mit Herz und Mund demüthiglich zu aller Stund, daß du uns schenkest zum Erbtheil durch dein Zukunft das ewge Heil.

3. Wir bitten dich, o treuer Herr, weil nun das End nicht mehr ist fern, du wollest uns zu Gnaden dein dir laßen stets befohlen sein.

4. Hilf, daß wir leben würdiglich, und in dir sterben seliglich; daß wir lieben und loben dich hier zeitlich und dort ewiglich.

David Böhme.

8. MAcht hoch die Thür, die Thor macht weit! Es kommt der Herr der Herrlichkeit, ein König aller Königreich, ein Heiland aller Welt zugleich, der Heil und Leben mit sich bringt; derhalben jauchzt, mit Freuden singt: Gelobet sei mein Gott, mein Schöpfer, reich von Rath!

2. Er ist gerecht, ein Helfer werth, Sanftmüthigkeit ist sein Gefährt, sein Königskron ist Heiligkeit, sein Scepter ist Barmherzigkeit; all unsre Noth zum End er bringt, derhalben jauchzt, mit Freuden singt: Gelobet sei mein Gott, mein Heiland groß von That!

3. O wohl dem Land, o wohl der Stadt, so diesen König bei sich hat! Wohl allen Herzen insgemein, da dieser König ziehet ein! Er ist die rechte Freudensonn, bringt mit sich lauter Freud und Wonn. Gelobet sei mein Gott, mein Tröster früh und spat!

4. Macht hoch die Thür, die Thor macht weit, eur Herz zum Tempel zubereit; die Zweiglein der Gottseligkeit steckt auf mit Andacht, Lust und Freud; so kommt der König auch zu euch, ja Heil und Leben mit zugleich. Gelobet sei mein Gott, voll Rath, voll That, voll Gnad!

5. Komm, o mein Heiland, Jesu Christ, meins Herzens Thür dir offen ist; ach zeuch mit deiner

Gnade ein, dein Freundlichkeit auch uns erschein. Dein heilger Geist uns führ und leit den Weg zur ewgen Seligkeit. Dem Namen dein, o Herr, sei ewig Preis und Ehr!

Georg Weissel.

Weise: Von Gott will ich nicht.

9. Mit Ernst, ihr Menschenkinder, das Herz in euch bestellt, damit das Heil der Sünder, der große Wunderheld, den Gott aus Gnad allein der Welt zum Licht und Leben gesendet und gegeben, bei allen kehre ein.

2. Bereitet doch fein tüchtig den Weg dem großen Gast, macht seine Steige richtig, laßt alles, was er haßt; macht alle Bahnen recht, die Thal laßt fein erhöhet, macht niedrig, was hoch stehet, was krumm ist, gleich und schlecht.

3. Ein Herz, das Demuth liebet, bei Gott am höchsten steht; ein Herz, das Hochmuth übet, mit Angst zu Grunde geht. Ein Herz, das richtig ist, und folget Gottes Leiten, das kann sich recht bereiten, zu dem kommt Jesus Christ.

4. Ach, mache du mich Armen in dieser Gnadenzeit aus Güte und Erbarmen, Herr Jesu, selbst bereit! Zeuch in mein Herz hinein vom Stall und von der Krippen, so werden Herz und Lippen dir ewig dankbar sein.

Valentin Thilo.

Weise: Valet will ich dir geben.

10. Wie soll ich dich empfangen, und wie begegn ich dir? O aller Welt Verlangen, o meiner Seelen Zier! O Jesu, Jesu, setze mir selbst die Fackel bei, damit, was dich ergötze, mir kund und wißend sei.

2. Dein Zion streut dir Palmen und grüne Zweige hin, und ich will dir in Psalmen ermuntern meinen Sinn. Mein Herze soll dir grünen in stetem Lob und Preis, und deinem Namen dienen, so gut es kann und weiß.

3. Was hast du unterlaßen zu meinem Trost und Freud? Als Leib und Seele saßen in ihrem größten Leid, als mir das Reich genommen, da Fried und Freude lacht, da bist du, mein Heil, kommen, und hast mich froh gemacht.

4. Ich lag in schweren Banden, du kommst und machst mich los; ich stund in Spott und Schanden, du kommst und machst mich groß, und hebst mich hoch zu Ehren, und schenkst mir großes Gut, das sich nicht läßt verzehren, wie irdisch Reichthum thut.

5. Nichts, nichts hat dich ge-

trieben zu mir vom Himmelszelt, als das geliebte Lieben, damit du alle Welt in ihren tausend Plagen und großen Jammerslast, die kein Mund kann aussagen, so fest umfangen hast.

6. Das schreib dir in dein Herze, du herzbetrübtes Heer, bei denen Gram und Schmerze sich häuft je mehr und mehr; seid unverzagt, ihr habet die Hilfe vor der Thür; der eure Herzen labet und tröstet, steht allhier.

7. Ihr dürft euch nicht bemühen, noch sorgen Tag und Nacht, wie ihr ihn wollet ziehen mit eures Armes Macht; er kommt, er kommt mit Willen, ist voller Lieb und Lust, all Angst und Noth zu stillen, die ihm an euch bewußt.

8. Auch dürft ihr nicht erschrecken vor eurer Sündenschuld. Nein, Jesus will sie decken mit seiner Lieb und Huld. Er kommt, er kommt, den Sündern zum Trost und wahren Heil, schafft, daß bei Gottes Kindern verbleib ihr Erb und Theil.

9. Was fragt ihr nach dem Schreien der Feind und ihrer Tück? Der Herr wird sie zerstreuen in einem Augenblick. Er kommt, er kommt, ein König, dem wahrlich alle Feind auf Erden viel zu wenig zum Widerstande sein.

10. Er kommt zum Weltgerichte, zum Fluch dem, der ihm flucht; mit Gnad und süßem Lichte dem, der ihn liebt und sucht. Ach komm, ach komm, o Sonne! und hol uns allzumal zum ewgen Licht und Wonne in deinen Freudensaal.

Paulus Gerhardt.

Mariä Verkündigung.

11. Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes.

2. Denn er hat seine elende Magd angesehen; siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskind.

3. Denn er hat große Ding an mir gethan, der da mächtig ist, und des Name heilig ist.

4. Und seine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen, die ihn fürchten.

5. Er übet Gewalt mit seinem Arm, und zerstreuet, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

6. Er stößet die Gewaltigen

vom Stuhl, und erhebet die Niedrigen.

7. Die Hungrigen füllet er mit Gütern, und läßet die Reichen leer.

8. Er gedenket der Barmherzigkeit, und hilft seinem Diener Israel auf.

9. Wie er geredet hat unsern Vätern, Abraham und seinem Samen ewiglich.

10. Lob und Preis sei Gott dem Vater und dem Sohn und dem heiligen Geist.

11. Wie er war im Anfang, bleibt er jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Weihnacht.

12. DEr Tag der ist so freudenreich bei aller Kreature; denn Gottes Sohn vom Himmelreich ganz über die Nature von einer Jungfrau ist geborn; Maria, du bist auserkorn, daß du die Mutter wärest. Was geschah so wunderlich? Gottes Sohn vom Himmelreich, der ist nun Mensch geboren.

2. Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute, von einer Jungfrau säuberlich zu Trost uns armen Leuten. Wär uns das Kindlein nicht geborn, so wärn wir allzumal verlorn; das Heil ist unser aller. Ei du süßer Jesu Christ, daß du Mensch geboren bist, behüt uns vor der Hölle!

Weise: Warum sollt ich mich denn grämen.

13. FRöhlich soll mein Herze springen dieser Zeit, da vor Freud alle Engel singen. Hört, hört, wie mit vollen Choren alle Luft laute ruft: Christus ist geboren!

2. Heute geht aus seiner Kammer Gottes Held, der die Welt reißt aus allem Jammer. Gott wird Mensch, dir, Mensch, zu gute; Gottes Kind, das verbindt sich mit unserm Blute.

3. Sollt uns Gott nun können haßen, der uns gibt, was er liebt über alle Maßen? Gott gibt, unserm Leid zu wehren, seinen Sohn aus dem Thron seiner Macht und Ehren.

4. Sollte von uns sein gekehret, der sein Reich und zugleich

sich uns selbst verehret? Sollt uns Gottes Sohn nicht lieben, der jetzt kömmt, von uns nimmt, was uns will betrüben?

5. Er nimmt auf sich, was auf Erden wir gethan, gibt sich an, unser Lamm zu werden; unser Lamm, das für uns stirbet und bei Gott für den Tod Heil und Fried erwirbet.

6. Nun er liegt in seiner Krippen, ruft zu sich mich und dich, spricht mit süßen Lippen: Laßet fahren, liebe Brüder, was euch quält; was euch fehlt, ich bring alles wieder.

7. Ei so kommt, und laßt uns laufen; stellt euch ein, groß und klein, kommt mit großen Haufen. Liebt den, der vor Liebe brennet; schaut den Stern, der uns gern Licht und Labsal gönnet.

8. Die ihr schwebt in großen Leiden, sehet, hier ist die Thür zu den wahren Freuden; faßt ihn wohl, er wird euch führen an den Ort, da hinfort euch kein Kreuz wird rühren.

9. Wer sich findt beschwert im Herzen, wer empfindt seine Sünd und Gewißensschmerzen, sei getrost! hier wird gefunden, der in Eil machet heil die vergiften Wunden.

10. Die ihr arm seid und elende, kommt herbei, füllet frei eures Glaubens Hände; hier sind alle guten Gaben, und das Gold, da ihr sollt euer Herz mit laben.

11. Süßes Heil, laß dich umfangen, laß mich dir, meine Zier, unverrückt anhangen. Du bist meines Lebens Leben; nun kann ich mich durch dich wohl zufrieden geben.

12. Meine Schuld kann mich nicht drücken; denn du hast meine Last all auf deinem Rücken. Kein Fleck ist an mir zu finden; ich bin gar rein und klar aller meiner Sünden.

13. Ich bin rein um deinetwillen; du gibst gnug Ehr und Schmuck, mich drin einzuhüllen. Ich will dich ins Herze schließen, o mein Ruhm, edle Blum, laß dich recht genießen!

14. Ich will dich mit Fleiß bewahren; ich will dir leben hier, dir will ich abfahren. Mit dir will ich endlich schweben voller Freud ohne Zeit dort im andern Leben.

Paulus Gerhardt.

14. Globet seist du, Jesu Christ, daß du Mensch geboren bist von einer Jungfrau, das ist wahr, des freuet sich der Engel Schaar. Kyrieleis.

2. Des ewgen Vaters einig Kind jetzt man in der Krippen

findt, in unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewge Gut. Kyrieleis.

3. Den aller Weltkreiß nie beschloß, der liegt in Marien Schooß. Er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein. Kyrieleis.

4. Das ewge Licht geht da herein, gibt der Welt ein neuen Schein. Es leucht wohl mitten in der Nacht, und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis.

5. Der Sohn des Vaters, Gott von Art, ein Gast in der Welt hier ward. Er führt uns aus dem Jammerthal, und macht uns Erb'n in seinem Saal. Kyrieleis.

6. Er ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm, und in dem Himmel mache reich, und seinen lieben Engeln gleich. Kyrieleis.

7. Das hat er alles uns gethan, sein groß Lieb zu zeigen an. Des freu sich alle Christenheit, und dank ihm des in Ewigkeit. Kyrieleis.

Martin Luther.

15. Vom Himmel hoch da komm ich her, ich bring euch gute neue Mähr. Der guten Mähr bring ich so viel, davon ich sing'n und sagen will.

2. Euch ist ein Kindlein heut geborn von einer Jungfrau auserkorn, ein Kindelein so zart und fein; das soll eur Freud und Wonne sein.

3. Es ist der Herr Christ, unser Gott, der will euch führn aus aller Noth, er will eur Heiland selber sein, von allen Sünden machen rein.

4. Er bringt euch alle Seligkeit, die Gott der Vater hat bereit, daß ihr mit uns im Himmelreich sollt leben nun und ewiglich.

5. So merket nun das Zeichen recht, die Krippen, Windelein so schlecht; da findet ihr das Kind gelegt, das alle Welt erhält und trägt.

6. Des laßt uns alle fröhlich sein, und mit den Hirten gehn hinein, zu sehn, was Gott uns hat beschert, mit seinem lieben Sohn verehrt.

7. Merk auf, mein Herz, und sieh dorthin, was liegt dort in in dem Krippelein? Wes ist das schöne Kindelein? Es ist das liebe Jesulein.

8. Bis *) willekomm, du edler Gast! Den Sünder nicht verschmähet hast, und kommst ins Elend her zu mir. Wie soll ich immer danken dir!

9. Ach Herr, du Schöpfer aller Ding, wie bist du worden

*) s. d. Sei.

so gering, daß du da liegst auf dürrem Gras, davon ein Rind und Esel aß!

10. Und wär die Welt vielmal so weit, von Edelstein und Gold bereit, so wär sie doch dir viel zu klein, zu sein ein enges Wiegelein!

11. Der Sammet und die Seiden dein, das ist grob Heu und Windelein, darauf du, König groß und reich, herprangst, als wärs dein Himmelreich.

12. Das hat also gefallen dir, die Wahrheit anzuzeigen mir, wie aller Welt Macht, Ehr und Gut vor dir nichts gilt, nichts hilft noch thut.

13. Ach mein herzliebes Jesulein! mach dir ein rein sanft Bettelein, zu ruhn in meines Herzens Schrein, daß ich nimmer vergeße dein.

14. Davon ich allzeit fröhlich sei, zu springen, singen immer frei das rechte Susaninne *) schön, mit Herzenslust den süßen Ton.

15. Lob, Ehr sei Gott im höchsten Thron, der uns schenkt seinen eingen Sohn! Des freuen sich der Engel Schaar und singen uns solch neues Jahr.

Martin Luther.

*) Ein Wiegenlied.

Weise: Erschienen ist der herrlich Tag.

16. Wir singen dir Immanuel, du Lebensfürst und Gnadenquell, du Himmelsblum und Morgenstern, du Jungfraunsohn, Herr aller Herrn. Halleluja.

2. Wir singen dir mit deinem Heer aus aller Kraft Lob, Preis und Ehr, daß du, o lang gewünschter Gast! dich nunmehr eingestellet hast. Halleluja.

3. Von Anfang, da die Welt gemacht, hat so manch Herz nach dir gewacht; dich hat gehofft so lange Jahr der Väter und Propheten Schaar. Halleluja.

4. Vor andern hat dein doch begehrt der Hirt und König deiner Heerd, der Mann, der dir so wohl gefiel, wenn er dir sang auf Saitenspiel: Halleluja.

5. Ach, daß der Herr aus Zion käm, und unsre Bande von uns nähm! Ach, daß die Hilfe bräch herein! so würde Jacob fröhlich sein. Halleluja.

6. Nun, du bist hier, da liegest du, hältst in dem Kripplein deine Ruh; bist klein, und machst doch Alles groß, bekleidst die Welt, und kommst doch bloß. Halleluja.

7. Du kehrst in fremder Hausung ein, und sind doch alle Himmel dein; trinkst Milch aus einer Menschenbrust, und bist doch aller Engel Lust. Halleluja.

8. Du hast dem Meer sein Ziel gesteckt, und wirst mit Windeln zugedeckt; bist Gott, und liegst auf Heu und Stroh; wirst Mensch, und bist doch A und O. Halleluja.

9. Du bist der Ursprung aller Freud, und duldest so viel Herzeleid; bist aller Heiden Trost und Licht, suchst selber Trost, und findst ihn nicht. Halleluja.

10. Du bist der süßte Menschenfreund, doch sind dir so viel Menschen feind; Herodis Herz hält dich für Greul, und bist doch nichts als lauter Heil. Halleluja.

11. Ich aber, dein geringster Knecht, ich sag es frei, und mein es recht: ich liebe dich, doch nicht so viel, als ich dich gerne lieben will. Halleluja.

12. Der Will ist da, die Kraft ist klein; doch wird dir nicht zuwider sein mein armes Herz, und was es kann, wirst du in Gnaden nehmen an. Halleluja.

13. Hast du doch selbst dich schwach gemacht, erwählt'st, was die Welt veracht, warst arm und dürftig, nahmst vorlieb da, wo der Mangel dich hintrieb. Halleluja.

14. Du schliefst ja auf der Erden Schooß, so war dein Kripplein auch nicht groß, der Stall, das Heu, das dich umfieng, war alles schlecht und sehr gering. Halleluja.

15. Darum hab ich so guten Muth, du wirst auch halten mich für gut; o Jesulein! dein frommer Sinn macht, daß ich so voll Trostes bin. Halleluja.

16. Bin ich gleich Sünd und Laster voll, hab ich gelebt nicht wie ich soll: ei, kommst du doch deswegen her, daß sich der Sünder zu dir kehr. Halleluja.

17. Hätt ich nicht auf mir Sündenschuld, hätt ich kein Theil an deiner Huld; vergeblich wärst du mir geborn, wann ich nicht wär in Gottes Zorn. Halleluja.

18. So faß ich dich nun ohne Scheu, du machst mich alles Jammers frei, du trägst den Zorn, du würgst den Tod, verkehrst in Freud all Angst und Noth. Halleluja.

19. Du bist mein Haupt, hinwiederum bin ich dein Glied und Eigenthum, und will, so viel dein Geist mir gibt, stets dienen dir, wie dirs beliebt. Halleluja.

20. Ich will dein Halleluja hier mit Freuden singen für und für, und dort in deinem Ehrensaal solls schallen ohne Zeit und Zahl. Halleluja.

Paulus Gerhardt.

Weise: Singen wir aus Herzensgrund.

17. Wunderbarer Gnadenthron, Gottes und Marien Sohn! Gott und Mensch ein kleines Kind, das man in

der Krippen findt; großer Held von Ewigkeit, dessen Macht und Herrlichkeit rühmt die ganze Christenheit.

2. Du bist arm, und machst zugleich uns an Leib und Seele reich; du wirst klein, du großer Gott, und machst Höll und Tod zu Spott; aller Welt wird offenbar, ja auch deiner Feinde Schaar, daß du, Gott, bist wunderbar.

3. Laß mir deine Güt und Treu täglich werden wieder neu; Gott, mein Gott, verlaß mich nicht, wenn mich Noth und Tod ansicht; laß mich deine Herrlichkeit, deine Wundergütigkeit schauen in der Ewigkeit.

Joh. Olearius.

Neujahr.

Weise: Machs mit mir Gott nach.

18. Ein Jahr geht nach dem andern hin, der Ewigkeit entgegen. Ach, möchte doch der träge Sinn dieß fleißiger erwägen! Ach, brächte doch ein jedes Jahr viel neue gute Früchte dar!

2. Allein allein wo ist die Frucht, die wir bisher getragen? Wie oft hat Gott umsonst gesucht, wie hat er müssen klagen! Es thut ihm weh, wenn seine Hand anstatt der Frucht nur Blätter fand.

3. Haut ab, spricht er, den kahlen Baum, der keine Früchte träget. Was nimmt er andern Saft und Raum? Komm, Tod, der alles schläget, komm, leg die Art der Wurzel an, thu einen Streich, so ists gethan.

4. Allein der treue Heiland spricht: Laß ihn noch dieß Jahr stehen; trägt er noch keine Früchte nicht, ich hoff sie noch zu sehen: Ach, halt des strengen Urtheils Lauf doch dieß Jahr noch, mein Vater, auf!

5. So gib denn, lieber Heiland, Kraft, dieß Jahr viel Frucht zu bringen. Ach, laß doch deines Geistes Saft in unsre Zweige dringen! Schütt auch auf unser Aeltern Haus viel Gnade, Kraft und Segen aus.

J. J. Rambach.

Weise: Wach auf, mein Herz.

19. Nun laßt uns gehn und treten mit Singen und mit Beten zum Herrn, der unserm Leben bis hieher Kraft gegeben.

2. Wir gehn dahin und wandern von einem Jahr zum andern, wir leben und gedeihen vom alten zu dem neuen,

3. Durch so viel Angst und Plagen, durch Zittern und durch Zagen, durch Krieg und große Schrecken, die alle Welt bedecken.

4. Denn wie von treuen Müttern in schweren Ungewittern die Kindlein hier auf Erden mit Fleiß bewahret werden:

5. Also auch und nichts minder läßt Gott ihm seine Kinder, wenn Noth und Trübsal blitzen, in seinem Schoße sitzen.

6. Ach, Hüter unsers Lebens! fürwahr, es ist vergebens mit unserm Thun und Machen, wo nicht dein' Augen wachen.

7. Gelobt sei deine Treue, die alle Morgen neue! Lob sei den starken Händen, die alles Herzleid wenden.

8. Laß ferner dich erbitten, o Vater, und bleib mitten in unserm Kreuz und Leiden ein Brunnen unsrer Freuden.

9. Gib mir und allen denen, die sich von Herzen sehnen nach dir und deiner Hulde, ein Herz, das sich geduldе.

10. Schleuß zu die Jammerpforten, und laß an allen Orten auf so viel Blutvergießen die Friedensströme fließen.

11. Sprich deinen milden Segen zu allen unsern Wegen; laß Großen und auch Kleinen die Gnadensonne scheinen.

12. Sei der Verlaßnen Vater, der Irrenden Berather, der Unversorgten Gabe, der Armen Gut und Habe.

13. Hilf gnädig allen Kranken; gib fröhliche Gedanken den hochbetrübten Seelen, die sich mit Schwermuth quälen.

14. Und endlich, was das meiste, füll uns mit deinem Geiste, der uns hier herrlich ziere, und dort zum Himmel führe.

15. Das alles wollst du geben, o meines Lebens Leben, mir und der Christenschaare zum seligen neuen Jahre!

Paulus Gerhardt.

Fest der Erscheinung Christi.

Weise: Herr Jesu Christ mein's Lebens.

20. Was fürcht'st du Feind Herodes, sehr, daß uns geborn kommt Christ, der Herr? Er sucht kein sterblich Königreich, der zu uns bringt sein Himmelreich.

2. Dem Stern die Weisen folgen nach, solch Licht zum rechten Licht sie bracht; sie zeigen mit den Gaben drei, dieß Kind Gott, Mensch und König sei.

3. Die Taufe im Jordan an sich nahm das himmelische Gotteslamm, dadurch, der nie kein Sünde that, von Sünden uns gewaschen hat.

4. Ein Wunderwerk da neu geschah: sechs steinern' Krüge man da sah voll Waßers, das verlor sein Art, rother Wein durch sein Wort draus ward.

5. Lob, Ehr und Dank sei dir gesagt, Christ, geborn von der reinen Magd, mit Vater und dem heilgen Geist von nun an bis in Ewigkeit!

Martin Luther.

Mariä Reinigung.

21. Mit Fried und Freud ich fahr dahin in Gottes Wille; getrost ist mir mein Herz und Sinn, sanft und stille wie Gott mir verheißen hat, der Tod ist mein Schlaf worden.

2. Das macht Christus, wahr'r Gottes Sohn, der treue Heiland, den du mich, Herr, hast sehen lan, und macht bekannt, daß er sei das Leben und Heil in Noth und Sterben.

3. Den hast du allen vorgestellt mit großen Gnaden, zu seinem Reich die ganze Welt heißen laden durch dein theuer heilsam Wort, an allem Ort erschollen.

4. Er ist das Heil und sel'ge Licht für die Heiden, zu erleuchten, die dich kennen nicht, und zu weiden; er ist dein's Volks Israel der Preis, Ehr, Freud und Wonne.

Martin Luther.

Johannistag.

22. Christ, unser Herr, zum Jordan kam nach seines Vaters Willen, von Sanct Johann's die Taufe nahm, sein Werk und Amt zu 'rfüllen. Da wollt er stiften uns ein Bad, zu waschen uns von Sünden, ersäufen auch den bittern Tod durch

sein selbst Blut und Wunden; es galt ein neues Leben.

2. So hört und merket alle wohl, was Gott heißt selbst die Taufe, und was ein Christe gläuben soll, zu meiden Ketzerhaufen. Gott spricht und will, daß Waßer sei, doch nicht allein schlecht Waßer: sein heilges Wort ist auch dabei mit reichem Geist ohn Maßen, der ist allhie der Täufer.

3. Solchs hat er uns beweiset klar mit Bildern und mit Worten. Des Vaters Stimm man offenbar daselbst am Jordan hörte. Er sprach: Das ist mein lieber Sohn, an dem ich hab Gefallen; den will ich euch befohlen han, daß ihr ihn höret alle, und folget seinem Lehren.

4. Auch Gottes Sohn hie selber steht in seiner zarten Menschheit; der heilge Geist hernieder fährt, in Taubenbild verkleidet, daß wir nicht sollen zweifeln dran, wenn wir getäufet werden, all drei Person' getaufet han, damit bei uns auf Erden zu wohnen sich ergeben.

5. Sein' Jünger heißt der Herre Christ: Geht hin, all Welt zu lehren, daß sie verlorn in Sünden ist, sich soll zur Buße kehren. Wer gläubet und sich taufen läßt, soll dadurch selig werden; ein neugeborner Mensch er heißt, der nicht mehr könne sterben, das Himmelreich soll erben.

6. Wer nicht gläubt dieser großen Gnad, der bleibt in seinen Sünden, und ist verdammt zum ewgen Tod, tief in der Hölen Gründen. Nichts hilft sein eigne Heiligkeit, all sein Thun ist verloren, die Erbsünd machts zur Nichtigkeit, darin er ist geboren, vermag ihm selbst nichts helfen.

7. Das Aug allein das Waßer sieht, wie Menschen Waßer gießen; der Glaub im Geist die Kraft versteht des Blutes Jesu Christi, und ist vor ihm ein rothe Flut, von Christi Blut gefärbet, die allen Schaden heilen thut, von Adam her geerbet, auch von uns selbst begangen.

Martin Luther.

Passion.

23. Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarm dich unser!

2. Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, erbarm dich unser!

3. Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünde der Welt, gib uns dein Frieden!

Weise: An Wasserflüssen Babylon.

24. O Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer Kinder, es geht, und träget in Geduld die Sünden aller Sünder. Es geht dahin, wird matt und krank, ergibt sich auf die Würgebank, entzieht sich aller Freuden, es nimmet an Schmach, Hohn und Spott, Angst, Wunden, Striemen, Kreuz und Tod, und spricht: Ich wills gern leiden.

2. Das Lämmlein ist der große Freund und Heiland meiner Seelen; den, den hat Gott zum Sündenfeind und Sühner wollen wählen. Geh hin, mein Kind, und nimm dich an der Kinder, die ich ausgethan zur Straf und Zornesruthen: die Straf ist schwer, der Zorn ist groß, du kannst du sollst sie machen los durch Sterben und durch Bluten.

3. Ja Vater, ja von Herzens Grund, leg auf, ich will dirs tragen; mein Wollen hängt an deinem Mund, mein Wirken ist dein Sagen. O Wunderlieb! O Liebesmacht! du kannst, was nie kein Mensch gedacht, Gott seinen Sohn abzwingen! O Liebe, Liebe! du bist stark, du streckest den ins Grab und Sarg, vor dem die Felsen springen.

4. Du marterst ihn am Kreuzesstamm mit Nägeln und mit Spießen! du schlachtest ihn als wie ein Lamm, machst Herz und Adern fließen, das Herze mit der Seufzer Kraft, die Adern mit dem edlen Saft des purpurrothen Blutes. O süßes Lamm, was soll ich dir erweisen dafür, daß du mir erzeigest so viel Gutes?

5. Mein Lebetage will ich dich aus meinem Sinn nicht laßen, dich will ich stets gleichwie du mich mit Liebesarmen faßen. Du sollst sein meines Herzens Licht, und wenn mein Herz in Stücke bricht, sollst du mein Herze bleiben. Ich will mich dir, mein höchster Ruhm, hiermit zu deinem Eigenthum beständiglich verschreiben.

6. Ich will von deiner Lieblichkeit bei Nacht und Tage singen, mich selbst auch dir zu aller Zeit zum Freudenopfer bringen. Mein Bach des Lebens soll sich dir und deinem Namen für und für in Dankbarkeit ergießen; und was du mir zu gut gethan, das will ich stets, so tief ich kann, in mein Gedächtnis schließen.

Paulus Gerhardt.

Weise: Herr Jesu Christ meins Lebens Licht.

25. HErr Jesu Christ, dein theures Blut ist meiner Seelen höchstes Gut, das stärkt, das labt, das macht allein mein Herz von allen Sünden rein.

2. Dein Blut, mein Schmuck, mein Ehrenkleid, dein Unschuld und Gerechtigkeit macht, daß ich kann vor Gott bestehn, und zu der Himmelsfreud eingehn.

3. O Jesu Christe, Gottes Sohn, mein Trost, mein Heil, mein Gnadenthron! dein theures Blut, dein Lebenssaft gibt mir stets neue Lebenskraft.

4. Herr Jesu, in der letzten Noth, wenn mich schreckt Teufel, Höll und Tod, so laß ja dieß mein Labsal sein: Dein Blut macht mich von Sünden rein.

Johann Olearius.

Weise: Es ist gewißlich an der Zeit.

26. HErr Jesu, deine Angst und Pein und dein betrübtes Leiden laß mir vor Augen allzeit sein, die Sünde zu vermeiden. Laß mich an deine große Noth und deinen herben, bittern Tod, dieweil ich lebe, denken.

2. Die Wunden alle, die du hast, hab ich dir helfen schlagen, auch meine große Sündenlast dir aufgelegt zu tragen: ach, liebster Heiland, schone mein, laß diese Schuld vergeßen sein, laß Gnad für Recht ergehen.

3. Du hast verlaßen deinen Thron, bist in das Elend gangen, vertrugest Schläge, Spott und Hohn, mußtest am Kreuze hangen, auf daß du für uns schafftest Rath, und unsre schwere Missethat bei Gott versöhnen möchtest.

4. Drum will ich jetzt zur Dankbarkeit von Herzen dir lobsingen; und wenn du zu der Seligkeit mich wirst hinkünftig bringen, so will ich daselbst noch viel mehr zusammt dem ganzen Himmelsheer dich ewig dafür loben.

5. Herr Jesu, deine Angst und Pein und dein betrübtes Leiden laß meine letzte Zuflucht sein, wenn ich von hier soll scheiden. Ach hilf, daß ich durch deinen Tod sein sanft beschließe meine Noth, und selig sterbe! Amen.

27. HErzliebster Jesu, was hast du verbrochen, daß man ein solch scharf Urtheil hat gesprochen? Was ist die Schuld? in was für Missethaten bist du gerathen?

2. Du wirst gegeißelt und mit Dorn gekrönet, ins Angesicht geschlagen und verhöhnet; du wirst mit Eßig und mit Gall getränket, ans Kreuz gehenket.

3. Was ist doch wohl die Ursach solcher Plagen? Ach, meine Sünden haben dich geschlagen; ich, ach Herr Jesu, habe dieß verschuldet, was du erduldet.

4. Wie wunderbarlich ist doch diese Strafe! der gute Hirte leidet für die Schafe; die Schuld bezahlt der Herre, der Gerechte, für seine Knechte.

5. Der Fromme stirbt, der recht und richtig wandelt; der Böse lebt, der wider Gott mishandelt; der Mensch verwirkt den Tod, und ist entgangen; Gott wird gefangen.

6. Ich war von Fuß auf voller Schand und Sünden, bis zu der Scheitel war nichts Guts zu finden; dafür hätt ich dort in der Höllen müßen ewiglich büßen.

7. O große Lieb, o Lieb ohn alle Maße, die dich gebracht auf diese Marterstraße! Ich lebte mit der Welt in Lust und Freuden, und du mußt leiden.

8. Ach großer König, groß zu allen Zeiten! wie kann ich gnugsam solche Treu ausbreiten? Kein menschlich Herz vermag es auszudenken, was dir zu schenken.

9. Ich kanns mit meinen Sinnen nicht erreichen, mit was doch dein Erbarmung zu vergleichen; wie kann ich dir denn deine Liebesthaten im Werk erstatten?

10. Doch ist noch etwas, das dir angenehme: wenn ich des Fleisches Lüste dämpf und zähme, daß sie aufs neu mein Herze nicht entzünden mit alten Sünden.

11. Weil aber dieß nicht steht in eignen Kräften, fest die Begierden an das Kreuz zu heften, so gib mir deinen Geist, der mich regiere, zum Guten führe.

12. Alsdann so werd ich deine Huld betrachten, aus Lieb an dich die Welt für nichtes achten; bemühen werd ich mich, Herr, deinen Willen stets zu erfüllen.

13. Ich werde dir zu Ehren alles wagen, kein Kreuz nicht achten, keine Schmach noch Plagen, nichts von Verfolgung, nichts von Todesschmerzen nehmen zu Herzen.

14. Dieß alles, obs für schlecht zwar ist zu schätzen, wirst du es doch nicht gar bei Seite setzen, in Gnaden wirst du dieß von mir annehmen, mich nicht beschämen.

15. Wenn dort, Herr Jesu, wird vor deinem Throne auf meinem Haupte stehn die Ehrenkrone, da will ich dir, wenn alles wird wohl klingen, Lob und Dank singen.

Johann Heermann.

Weise: Freu dich sehr, o meine Seele.

28. Jesu, meines Lebens Leben, Jesu, meines Todes Tod, der du dich für mich gegeben in die tiefste Seelennoth, in das äußerste Verderben, nur daß ich nicht möchte sterben; tausend, tausendmal sei dir, liebster Jesu, Dank dafür!

2. Du, ach du hast ausgestanden Lästerreden, Spott und Hohn, Speichel, Schläge, Strick und Banden, du gerechter Gottessohn! mich Elenden zu erretten von des Teufels Sündenketten. Tausend, tausendmal sei dir, liebster Jesu, Dank dafür!

3. Du hast laßen Wunden schlagen, dich erbärmlich richten zu, um zu heilen meine Plagen, und zu setzen mich in Ruh. Ach, du hast zu meinem Segen laßen dich mit Fluch belegen. Tausend, tausendmal sei dir, liebster Jesu, Dank dafür!

4. Man hat dich sehr hart verhöhnet, dich mit großem Schimpf belegt, und mit Dornen gar gekrönet: was hat dich dazu bewegt? Daß du möchtest mich ergötzen, mir die Ehrenkron aufsetzen. Tausend ꝛc. ꝛc.

5. Du hast dich hart laßen schlagen zur Befreiung meiner Pein, fälschlich laßen dich anklagen, daß ich könnte sicher sein; daß ich möchte trostreich prangen, hast du ohne Trost gehangen. Tausend ꝛc. ꝛc.

6. Du hast dich in Noth gesteckt, hast gelitten mit Geduld, ja den herben Tod geschmecket, um zu büßen meine Schuld; daß ich würde losgezählet, hast du wollen sein gequälet. Tausend ꝛc. ꝛc.

7. Deine Demuth hat gebüßet meinen Stolz und Uebermuth, dein Tod meinen Tod versüßet: es kommt alles mir zu gut, dein Verspotten, dein Verspeien muß zu Ehren mir gedeihen. Tausend ꝛc. ꝛc.

8. Nun ich danke dir von Herzen, Jesu, für gesammte Noth, für die Wunden, für die Schmerzen, für den herben, bittern Tod; für dein Zittern, für dein Zagen, für dein tausendfaches Plagen, für dein Angst und tiefe Pein will ich ewig dankbar sein.

E. C. Homburg.

Weise: Herzlich thut mich verlangen.

29. O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn! O Haupt, zum Spott gebunden mit einer Dornenkron! O Haupt, sonst schön gezieret mit höchster Ehr und Zier,

jetzt aber höchst schimpfiret, gegrüßet seist du mir!

2. Du edles Angesichte, davor sonst schrickt und scheut das große Weltgewichte, wie bist du so bespeit, wie bist du so erbleichet, wer hat dein Augenlicht, dem sonst kein Licht nicht gleichet, so schändlich zugericht?

3. Die Farbe deiner Wangen, der rothen Lippen Pracht ist hin und ganz vergangen, des blaßen Todes Macht hat Alles hingenommen, hat Alles hingerafft, und daher bist du kommen von deines Leibes Kraft.

4. Nun, was du, Herr, erduldet, ist Alles meine Last; ich hab es selbst verschuldet, was du getragen hast. Schau her, hier steh ich Armer, der Zorn verdienet hat: gib mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad!

5. Erkenne mich, mein Hüter, mein Hirte, nimm mich an; von dir, Quell aller Güter, ist mir viel Guts gethan: dein Mund hat mich gelabet mit Milch und süßer Kost, dein Geist hat mich begabet mit mancher Himmelslust.

6. Ich will hier bei dir stehen, verachte mich doch nicht! Von dir will ich nicht gehen, wenn dir dein Herze bricht; wenn dein Haupt wird erblaßen im letzten Todesstoß, alsdann will ich dich faßen in meinen Arm und Schoß.

7. Es dient zu meinen Freuden und kommt mir herzlich wohl, wenn ich in deinem Leiden, mein Heil, mich finden soll. Ach, möcht ich, o mein Leben, an deinem Kreuze hier mein Leben von mir geben, wie wohl geschähe mir!

8. Ich danke dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund, für deines Todes Schmerzen, da dus so gut gemeint. Ach gib, daß ich mich halte zu dir und deiner Treu, und wann ich nun erkalte, in dir mein Ende sei.

9. Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir; wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür. Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, so reiß mich aus den Aengsten kraft deiner Angst und Pein.

10. Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod, und laß mich sehn dein Bilde in deiner Kreuzesnoth. Da will ich nach dir blicken, da will ich glaubensvoll dich fest an mein Herz drücken. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Paulus Gerhardt.

30. O Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet, allzeit erfunden geduldig, wiewohl du

wurdest verachtet. All Sünd hast du getragen, sonst müßten wir verzagen. Erbarm dich unser, o Jesu.

2. O Lamm Gottes ꝛc. ꝛc. Erbarm dich unser, o Jesu!

3. O Lamm Gottes ꝛc. ꝛc. Gib uns deinen Frieden, o Jesu.

Nic. Decius.

Weise: Nun ruhen alle Wälder.

31. O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben, dein Heil sinkt in den Tod! Der große Fürst der Ehren läßt willig sich beschweren mit Schlägen, Hohn und großem Spott.

2. Tritt her, und schau mit Fleiße, sein Leib ist ganz mit Schweiße des Blutes überfüllt. Aus seinem edlen Herzen, vor unerschöpften Schmerzen, ein Seufzer nach dem andern quillt.

3. Wer hat dich so geschlagen, mein Heil, und dich mit Plagen so übel zugericht? Du bist ja nicht ein Sünder, wie wir und unsre Kinder, von Uebelthaten weißt du nicht.

4. Ich, ich und meine Sünden, die sich wie Körnlein finden des Sandes an dem Meer, die haben dir erreget das Elend, das dich schläget, und das betrübte Marterheer.

5. Ich bins, ich sollte büßen an Händen und an Füßen gebunden in der Höll; die Geißeln und die Banden und was du ausgestanden, das hat verdienet meine Seel.

6. Du nimmst auf deinen Rücken die Lasten, so mich drücken viel sehrer, als ein Stein. Du bist ein Fluch, dagegen verehrst du mir den Segen, dein Schmerzen muß mein Labsal sein.

7. Du setzest dich zum Bürgen, ja läßest dich gar würgen für mich und meine Schuld; mir läßest du dich krönen mit Dornen, die dich höhnen, und leidest alles mit Geduld.

8. Du springst ins Todes Rachen, mich frei und los zu machen von solchem Ungeheur; mein Sterben nimmst du abe, vergräbst es in dem Grabe: o unerhörtes Liebesfeur!

9. Ich bin, mein Heil, verbunden all Augenblick und Stunden dir überhoch und sehr. Was Leib und Seel vermögen, das soll ich billig legen allzeit an deinen Dienst und Ehr.

10. Nun, ich kann nicht viel geben in diesem armen Leben, eins aber will ich thun: es soll dein Tod und Leiden, bis Leib und Seele scheiden, mir stets in meinem Herzen ruhn.

11. Ich wills vor Augen setzen, mich stets daran ergötzen, ich sei auch, wo ich sei; es soll mir sein ein Spiegel der Unschuld und ein Siegel der Lieb und unverfälschten Treu.

12. Wie heftig unsre Sünden den frommen Gott entzünden, wie Rach und Eifer gehn, wie grausam seine Ruten, wie zornig seine Fluten, will ich aus deinem Leiden sehn.

13. Ich will daraus studieren, wie ich mein Herz soll zieren mit stillem, sanftem Muth, und wie ich die soll lieben, die mich doch sehr betrüben mit Werken, so die Bosheit thut.

14. Wenn böse Zungen stechen, mir Glimpf und Namen brechen, so will ich zähmen mich; das Unrecht will ich dulden, dem Nächsten seine Schulden verzeihen gern und williglich.

15. Ich will mich mit dir schlagen ans Kreuz, und dem absagen, was meinem Geist gelüst; was deine Augen haßen, das will ich fliehn und laßen, so viel mir immer möglich ist.

16. Dein Seufzen und dein Stöhnen, und die viel tausend Thränen, die dir geflossen zu, die sollen mich am Ende in deinen Schooß und Hände begleiten zu der ewgen Ruh.

Paulus Gerhardt.

32. Wenn meine Sünd mich kränken, o mein Herr Jesu Christ! so laß mich wohl bedenken, wie du gestorben bist, und alle meine Schuldenlast am Stamm des heilgen Kreuzes auf dich genommen hast.

2. O Wunder ohne Maßen, wenn mans betrachtet recht! es hat sich martern laßen der Herr für seine Knecht; es hat sich selbst der wahre Gott für mich verlornen Menschen gegeben in den Tod.

3. Was kann mir denn nun schaden der Sünden große Zahl? Ich bin bei Gott in Gnaden, die Schuld ist allzumal bezahlt durch Christi theures Blut, daß ich nicht mehr darf fürchten der Höllen Qual und Glut.

4. Drum sag ich dir von Herzen jetzt und mein Lebenlang für deine Pein und Schmerzen, o Jesu, Lob und Dank, für deine Noth und Angstgeschrei, für dein unschuldig Sterben, für deine Lieb und Treu.

5. Herr, laß dein bitter Leiden mich reizen für und für, mit allem Ernst zu meiden die sündliche Begier, daß mir nie komme aus dem Sinn, wie viel es dich gekostet, daß ich erlöset bin.

6. Mein Kreuz und meine Plagen, sollts auch sein Schmach und Spott, hilf mir geduldig tragen;

gib, o mein Herr und Gott, daß ich verläugne diese Welt, und folge dem Exempel, das du mir vorgestellt.

7. Laß mich an andern üben, was du an mir gethan, und meinen Nächsten lieben, gern dienen jedermann ohn Eigennutz und Heuchelschein und, wie du mir erwiesen, aus reiner Lieb allein.

8. Laß endlich deine Wunden mich trösten kräftiglich in meiner letzten Stunden, und des versichern mich, weil ich auf dein Verdienst nur trau, du werdest mich annehmen, daß ich dich ewig schau.

Justus Gesenius.

Weise: Nun laßet uns den Leib begraben.

33. Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du für uns gestorben bist, und hast uns durch dein theures Blut vor Gott gemacht gerecht und gut.

2. Und bitten dich, wahr Mensch und Gott, durch deine heilgen Wunden roth, erlös uns von dem ewgen Tod, und tröst uns in der letzten Noth.

3. Behüt uns auch vor Sünd und Schand, und reich uns dein allmächtge Hand, daß wir im Kreuz geduldig sein, uns trösten deiner schweren Pein,

4. Und schöpfen drans die Zuversicht, daß du uns wirst verlaßen nicht, sondern ganz treulich bei uns stehn, bis wir durchs Kreuz ins Leben gehn.

Christoph Fischer.

Begräbnis Christi.

Weise: Nun laßet uns den Leib begraben.

34. Der du, Herr Jesu, Ruh und Rast in deinem Grab gehalten hast, gib, daß wir in dir ruhen all, und unser Leben dir gefall.

2. Verleih, o Herr, uns Stärk und Muth, die du erkauft mit deinem Blut, und führ uns in des Himmels Licht zu deines Vaters Angesicht.

3. Wir danken dir, o Gottes Lamm, getödtet an des Kreuzes Stamm! Laß ja uns Sündern deine Pein ein Eingang in das Leben sein.

E. Werner.

Weise: O Traurigkeit, o Herzeleid.

35. SO ruhest du, o meine Ruh, in deiner Grabeshöhle, und weckst durch deinen Tod meine todte Seele.

2. Man senkt dich ein nach vieler Pein, du meines Lebens Leben! Dich hat jetzt ein Felsengrab, Fels des Heils, umgeben.

3. Ach, bist du kalt, mein Aufenthalt? Das macht die heiße Liebe, die dich in das kalte Grab durch ihr Feuer triebe.

4. O Lebensfürst, ich weiß, du wirst mich wieder auferwecken: sollte denn mein gläubig Herz vor der Gruft erschrecken?

5. Sie wird mir sein ein Kämmerlein, da ich auf Rosen liege, weil ich nun durch deinen Tod Tod und Grab besiege.

6. Gar nichts verdirbt, der Leib nur stirbt; doch wird er auferstehen, und in ganz verklärter Zier aus dem Grabe gehen.

7. Indes will ich, o Jesu, dich in meine Seele senken, und an deinen bittern Tod bis ins Grab gedenken.

Salomo Franck.

Auferstehung Christi. Ostern.

36. ALso heilig ist der Tag, daß ihn kein Mensch mit Lobe erfüllen mag; denn der einge Gottessohn, der die Hölle überwand, und den leidigen Teufel darinnen band, damit erlöst der Herr die Christenheit, das war Christus selber. Kyrieleis.

37. CHrist ist erstanden von der Marter alle; des sollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein. Kyrieleis!

2. War er nicht erstanden, die Welt die wär vergangen; seit daß er erstanden ist, so lobn wir den Vater Jesu Christ. Kyrieleis!

3. Halleluja, Halleluja, Halleluja! Des sollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein. Kyrieleis!

38. CHrist lag in Todesbanden, für unsre Sünd gegeben; der ist wieder erstanden, und hat uns bracht das Leben; des wir sollen fröhlich sein, Gott loben und dankbar sein, und singen Halleluja! Halleluja!

2. Den Tod niemand zwingen

konnt bei allen Menschenkindern; das macht alles unsre Sünd, kein Unschuld war zu finden; davon kam der Tod so bald und nahm über uns Gewalt, hielt uns in sein'm Reich gefangen. Halleluja!

3. Jesus Christus, Gottes Sohn, an unser Statt ist kommen, und hat die Sünde abgethan, damit dem Tod genommen all sein Recht und sein Gewalt, da bleibt nichts denn Todsgestalt, den Stachel hat er verloren. Halleluja!

4. Es war ein wunderlicher Krieg, da Tod und Leben rungen, das Leben das behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen. Die Schrift hat verkündigt das, wie ein Tod den andern fraß, ein Spott aus dem Tod ist worden. Halleluja!

5. Hier ist das recht Osterlamm, davon Gott hat geboten, das ist an des Kreuzes Stamm in heißer Lieb gebraten; des Blut zeichnet unsre Thür, das hält der Glaub dem Tod für; der Würger kann uns nicht rühren. Halleluja!

6. So feiern wir das hohe Fest mit Herzensfreud und Wonne, das uns der Herr scheinen läßt; er ist selber die Sonne, der durch seiner Gnaden Glanz erleucht unsre Herzen ganz; der Sünden Nacht ist vergangen. Halleluja!

7. Das Mahl wir alle halten sein, wozu uns Gott geladen; der alte Sauerteig nicht sein soll bei dem Wort der Gnaden. Christus will die Kost sein, und speisen die Seel allein; der Glaub will keins andern leben. Halleluja!

Martin Luther.

Weise: Heut triumphiret Gottes Sohn.

39. Früh morgens, da die Sonn aufgeht, mein Heiland Christus auferstehet. Halleluja, Halleluja! Vertrieben ist der Sünden Nacht, Licht, Heil, und Leben wiederbracht. Halleluja, Halleluja!

2. Lebt Christus, was bin ich betrübt? ich weiß, daß er mich herzlich liebt. Halleluja, Halleluja! Wenn mir gleich alle Welt stürb ab, gnug, daß ich Christum bei mir hab. Halleluja, Halleluja!

3. Er nährt, er schützt, er tröstet mich; sterb ich, so nimmt er mich zu sich. Halleluja, Halleluja! Wo er jetzt lebt, da muß ich hin, weil ich ein Glied seins Leibes bin. Halleluja, Halleluja!

4. Durch seiner Auferstehung Kraft komm ich zur Engel Brüderschaft. Halleluja, Halleluja!

Durch ihn bin ich mit Gott versöhnt, die Feindschaft ist ganz abgelehnt. Halleluja, Halleluja!

5. Mein Herz darf nicht entsetzen sich, Gott und die Engel lieben mich. Halleluja, Halleluja! Die Freude, die mir ist bereit, vertreibet Furcht und Traurigkeit. Halleluja, Halleluja!

6. Für diesen Trost, o großer Held, Herr Jesu, dankt dir alle Welt. Halleluja, Halleluja! Dort wollen wir mit größerm Fleiß erheben deinen Ruhm und Preis. Halleluja, Halleluja!

Johann Heermann.

40. Jesus Christus, unser Heiland, der den Tod überwand, ist auferstanden, die Sünd hat er gefangen. Kyrie eleison!

2. Der ohn Sünden war geborn, trug für uns Gottes Zorn, hat uns versöhnet, daß uns Gott sein Huld gönnet. Kyrie eleison!

3. Tod, Sünd, Leben und Genad, alls in Händen er hat, er kann erretten alle, die zu ihm treten. Kyrie eleison!

Martin Luther.

41. Jesus, meine Zuversicht und mein Heiland, ist im Leben; dieses weiß ich, soll ich nicht mich darum zufrieden geben, was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht?

2. Jesus, er, mein Heiland, lebt, ich werd auch das Leben schauen, sein, wo mein Erlöser schwebt, warum sollte mir denn grauen? Läßet auch ein Haupt sein Glied, welches es nicht nach sich zieht?

3. Ich bin durch der Hoffnung Band zu genau mit ihm verbunden, meine starke Glaubenshand wird in ihm gelegt befunden, daß mich auch kein Todesbann ewig von ihm trennen kann.

4. Ich bin Fleisch, und muß daher auch einmal zu Asche werden; das gesteh ich, doch wird er mich erwecken aus der Erden, daß ich in der Herrlichkeit um ihn sein mög allezeit.

5. Dann wird eben diese Haut mich umgeben, wie ich gläube; Gott wird werden angeschaut dann von mir in diesem Leibe, und in diesem Fleisch werd ich Jesum sehen ewiglich.

6. Dieser meiner Augen Licht wird ihn, meinen Heiland, kennen; ich, ich selbst, kein Fremder nicht, werd in seiner Liebe bren-

nen; nur die Schwachheit um und an wird von mir fein abgethan.

7. Was hier krankt, seufzt und fleht, wird dort frisch und herrlich gehen; irdisch werd ich ausgesät, himmlisch werd ich auferstehen; hier geh ich natürlich ein, nachmals werd ich geistlich sein.

8. Seid getrost und hocherfreut, Jesus trägt euch, meine Glieder; gebt nicht Statt der Traurigkeit; sterbt ihr, Christus ruft euch wieder, wenn die letzt Posaun erklingt, die auch durch die Gräber dringt.

9. Lacht der finstern Erdenkluft, lacht des Todes und der Höllen; denn ihr sollt euch durch die Luft eurem Heiland zugesellen; dann wird Schwachheit und Verdruß liegen unter eurem Fuß.

10. Nun daß ihr den Geist erhebt von den Lüften dieser Erden, und euch dem schon jetzt ergebt, dem ihr beigefügt wollt werden. Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünscht zu sein.

Louise,
Kurfürstin von Brandenburg.

Weise: Nun freut euch, lieben Christen gemein.

42. Sei fröhlich alles weit und breit, was vormals war verloren, weil heut der Herr der Herrlichkeit, den Gott selbst auserkoren zum Sündenbüßer, der sein Blut am Kreuz vergoßen uns zu gut, vom Tod ist auferstanden.

2. Wie schön hast du durch deine Macht, du wilder Feind des Lebens, den Lebensfürsten umgebracht: dein Stachel ist vergebens durch ihn geschoßen, schnöder Feind! du hättest wahrlich wohl gemeint, er werd im Staube bleiben.

3. Nein, nein! er trägt sein Haupt empor, ist mächtig durchgedrungen durch deine Bande, durch dein Thor, ja hat im Sieg verschlungen dich selbst, daß, wer an ihn nur gläubt, mit dir jetzt ein Gespötte treibt und spricht: Wo ist dein Stachel?

4. Denn deine Macht die ist dahin, und keinen Schaden bringet dem, der sich stets mit Herz und Sinn zu diesem Fürsten schwinget, der fröhlich spricht: „Ich leb, und ihr sollt mit mir leben für und für, weil ich es euch erworben.

5. Der Tod hat keine Kraft nicht mehr, ihr dürfet ihn nicht scheuen. Ich bin sein Siegsfürst und sein Herr, des sollt ihr euch erfreuen. Darzu so bin ich euer Haupt, drum werdet ihr, wenn ihr mir glaubt, als Glieder mit mir leben.

6. Der Höllen Sieg der ist auch mein, ich habe sie zerstöret; es darf nicht fürchten ihre Pein, wer mich und mein Wort höret; und weil des Teufels Macht und List gedämpft, sein Kopf zertreten ist, mag er ihm auch nicht schaden."

7. Nun Gott sei Dank, der uns den Sieg durch Jesum hat gegeben, und uns den Frieden für den Krieg und für den Tod das Leben erworben, der die Sünd und Tod, Welt, Teufel, Höll und was in Noth uns stürzet, überwunden.

Paulus Gerhardt.

Weise: Nun freut euch, lieben Christen gemein.

43. Wach auf, mein Herz, die Nacht ist hin, die Sonn ist aufgegangen! ermuntre deinen Geist und Sinn, den Heiland zu empfangen, der heute durch des Todes Thür gebrochen aus dem Grab herfür, der ganzen Welt zur Wonne.

2. Es hat der Löw aus Juda Stamm heut siegreich überwunden, und das erwürgte Gotteslamm hat, uns zum Heil, gefunden das Leben und Gerechtigkeit, weil er nach überwundnem Streit die Feinde Schau getragen.

3. Drum auf, mein Herz, fang an den Streit, weil Jesus überwunden; er wird auch überwinden weit in dir, weil er gebunden der Feinde Macht, daß du aufstehst, und in ein neues Leben gehst, und Gott im Glauben dienest.

4. Scheu weder Teufel, Welt noch Tod, noch gar der Höllen Rachen: dein Jesus lebt, es hat kein Noth, er ist noch bei den Schwachen und den Geringen in der Welt als ein gekrönter Siegesheld; drum wirst du überwinden.

5. Ach, mein Herr Jesu, der du bist von Todten auferstanden, rett uns aus Satans Macht und List und aus des Todes Banden, daß wir zusammen insgemein zum neuen Leben gehen ein, das du uns hast erworben.

6. Sei hochgelobt in dieser Zeit von allen Gotteskindern und ewig in der Herrlichkeit von allen Ueberwindern, die überwunden durch dein Blut; Herr Jesu, gib uns Kraft und Muth, daß wir auch überwinden.

Laurentius Laurentii.

Weise: Erschienen ist der herrlich Tag.

44. Wir danken dir, Herr Jesu Christ, daß du vom Tod erstanden bist, und hast dem Tod zerstört sein Macht,

und uns das Leben wiederbracht. Halleluja!

2. Wir bitten dich durch deine Gnad, nimm von uns unsre Missethat, und hilf uns durch die Güte dein, daß wir dein treue Diener sein. Halleluja!

3. Gott dem Vater im höchsten Thron, sammt seinem eingebornen Sohn, dem heilgen Geist in gleicher Weis' in Ewigkeit sei Lob und Preis. Halleluja!

Himmelfahrt.

Weise: Nun freut euch, lieben Christen gemein.

45. Auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe, und allen Zweifel, Angst und Pein hiermit stets überwinde; denn weil das Haupt im Himmel ist, wird seine Glieder Jesus Christ zur rechten Zeit nachholen.

2. Weil er gezogen himmelan, und große Gab'n empfangen, mein Herz auch nur im Himmel kann, sonst nirgends Ruh erlangen; denn wo mein Schatz gekommen hin, da ist auch stets mein Herz und Sinn; nach ihm mich sehr verlanget.

3. Ach Herr, laß diese Gnade mich von deiner Auffahrt spüren, daß mit dem wahren Glauben ich mög meine Nachfahrt zieren, und dann einmal, wenn dirs gefällt, mit Freuden scheiden aus der Welt. Herr, höre dieß mein Flehen.

Josua Wegelin.

46. Christ fuhr gen Himmel, da sandt er uns hernieder den Tröster, den heiligen Geist, zu Trost der armen Christenheit. Kyrieleis.

2. Halleluja, Halleluja, Halleluja! Des sollen wir alle froh sein, Christ will unser Trost sein. Kyrieleis.

47. Gen Himmel aufgefahren ist, Halleluja! der Kön'g der Ehren, Jesus Christ. Halleluja!

2. Er sitzt zur rechten Gottes Hand, Halleluja! herrscht über Himm'l und alle Land. Halleluja!

3. Nun ist erfüllt, was g'schrie-

ben ist, Halleluja! in Psalmen von dem Herren Christ. Halleluja!

4. Nun sitzt beim Herren Davids Herr, Halleluja! wie zu ihm hat gesagt der Herr. Halleluja!

5. Drum jauchzen wir mit großem Schalln, Halleluja! dem Herren Christ zum Wohlgefalln. Halleluja!

6. Wir lobn die heilg' Dreieinigkeit, Halleluja! Gott Vater, Sohn und heilgen Geist. Halleluja!

Michael Franck.

Weise: Alle Menschen müßen sterben.

48. Großer Mittler, der zur Rechten seines großen Vaters sitzt, und die Schaar von seinen Knechten in dem Reich der Gnaden schützt, den auf dem erhabnen Throne in der königlichen Krone alles Heer der Ewigkeit mit verhülltem Antlitz scheut.

2. Dein Geschäft auf dieser Erden und dein Opfer ist vollbracht; was vollendet sollte werden, das ist gänzlich ausgemacht; da du bist für uns gestorben, ist uns Gnad und Heil erworben, und dein siegreich Aufersteh'n läßt uns in die Freiheit gehn.

3. Nun ist dieses dein Geschäfte in dem obern Heiligthum, die erworbnen Segenskräfte durch dein Evangelium allen denen mitzutheilen, die zum Thron der Gnaden eilen: nun wird uns durch deine Hand Heil und Segen zugewandt.

4. Deines Volkes werthe Namen trägest du auf deiner Brust, und an den gerechten Samen denkest du mit vieler Lust; du vertrittst, die an dich gläuben, daß sie dir vereinigt bleiben, und bittst in des Vaters Haus ihnen eine Wohnung aus.

5. Doch vergißt du auch der Armen, die der Welt noch dienen, nicht, weil dein Herz dir von Erbarmen über ihrem Elend bricht; daß dein Vater ihrer schone, daß er nicht nach Werken lohne, daß er ändre ihren Sinn, ach, da zielt dein Bitten hin.

6. Zwar in deines Fleisches Tagen, da die Sünden aller Welt dir auf deinen Schultern lagen, hast du dich vor Gott gestellt, bald mit Seufzen, bald mit Weinen für die Sünder zu erscheinen; o mit welcher Niedrigkeit bateſt du zur selben Zeit!

7. Aber nun wird deine Bitte von der Allmacht unterstützt, da in der vollkommnen Hütte die verklärte Menschheit sitzt; nun kannst du des Satans Klagen majestätisch niederschlagen, und nun macht dein redend Blut unsre böse Sache gut.

8. Die Verdienste deiner Leiden stellest du dem Vater dar, und machst liebreich und bescheiden dein Verlangen offenbar, daß er wolle Kraft und Leben deinem Volk auf Erden geben, und die Seelen zu dir ziehn, die noch deine Freundschaft fliehn.

9. Großer Mittler, sei gepriesen, daß du in dem Heiligthum so viel Treu an uns bewiesen, dir sei Ehre, Dank und Ruhm; laß uns dein Verdienst vertreten, wenn wir zu dem Vater beten, sprich für uns in letzter Noth, wenn den Mund verschließt der Tod.

Weise: Erschienen ist der herrlich Tag.

49. Nun freut euch, Gotteskinder all, der Herr fährt auf mit großem Schall; lobsinget ihm, lobsinget ihm, lobsinget ihm mit lauter Stimm!

2. Die Engel und all Himmelsheer erzeigen Christo göttlich Ehr, und jauchzen ihm mit frohem Schall, das thun die lieben Engel all.

3. Daß unser Heiland, Jesus Christ, wahr'r Gottes Sohn, Mensch worden ist, des freuen sich die Engel sehr, und gönnen uns gern solche Ehr.

4. Der Herr hat uns die Stätt bereit't, da wir sollu bleib'n in Ewigkeit; lobsinget ihm, lobsinget ihm, lobsinget ihm mit lauter Stimm!

5. Wir sind Erben im Himmelreich, wir sind den lieben Engeln gleich, das sehn die lieben Engel gern, und danken mit uns Gott, dem Herrn.

6. Es hat mit uns nun nimmer Noth, der Satan, Sünd, ewiger Tod allsammt zu Schanden worden sind, durch Gottes und Marien Kind.

7. Den heilgen Geist send't er herab, auf daß er unsre Herzen lab, und tröst uns durch sein göttlich Wort, und uns behüt vors Teufels Mord.

8. Also baut er die Christenheit zur ewgen Freud und Seligkeit; allein der Glaub an Jesum Christ die recht Erkenntnis Gottes ist.

9. Der heilge Geist den Glauben stärkt, Geduld und Hoffnung in uns wirkt, erleucht't und macht die Herzen fest, und uns in Trübsal nicht verläßt.

10. Was uns die göttlich Majestät am heilgen Kreuz erworben hat, das theilet aus der heilge Geist, darum er unser Lehrer heißt.

11. Der Vater hat den Sohn gesandt, der Sohn wird anders nicht erkannt, ohn durch den

heilgen Geist allein, der muß die Herzen machen rein.

12. So manche schöne Gottesgab bringt uns der heilge Geist herab, und uns vorm Satan wohl bewahrt; solchs schafft des Herren Himmelfahrt.

13. So danket nun dem lieben Herrn, und lobet ihn von Herzen gern, lobsinget mit der Engel Chör, daß man es in dem Himmel hör.

14. Gott Vater in der Ewigkeit, es sagt dir deine Christenheit groß Ehr und Dank mit höchstem Fleiß, zu allen Zeiten Lob und Preis.

15. Herr Jesu Christe, Gottes Sohn, gewaltig, herrlich, prächtig, schön, es dankt dir deine Christenheit von nun an bis in Ewigkeit.

16. O heilger Geist, du wahrer Gott, der du uns tröst'st in aller Noth, wir rühmen dich, wir loben dich, und sagen dir Dank ewiglich.

Erasmus Alberus.

Weise: Ach Gott und Herr, wie groß und schwer.

50. Zu Euch uns nach dir, so laufen wir mit herzlichem Verlangen hin, da du bist, o Jesu Christ, aus dieser Welt gegangen.

2. Zeuch uns nach dir, Herr Christ, und führ uns deine Himmelswege, wir irrn sonst leicht, und sind verscheucht vom rechten Lebenswege.

3. Zeuch uns nach dir, so folgen wir dir nach in deinen Himmel, daß uns nicht mehr allhier beschwer das böse Weltgetümmel.

4. Zeuch uns nach dir nur für und für, und gib, daß wir nachfahren dir in dein Reich, und mach uns gleich den auserwählten Schaaren.

Ludämilia Elisabeth,
Gräfin von Schwarzburg-Rudelstadt.

Jesuslieder.

Weise: Sollt es gleich bisweilen scheinen.

51. Allenthalben, wo ich gehe, sitze, liege oder stehe, sehn ich mich nach Jesu Christ, der für mich gestorben ist.

2. Von der bösen Welt zu scheiden nach so vielem Kreuz und Leiden, wenn es ihm gefällig ist, bin ich fertig und gerüst.

3. Wenn ich werde mit ihm leben, herrſchen und in Freuden ſchweben, o wie ſelig werd ich ſein bei den lieben Engelein!

4. Herzlich werd ich mich erfreuen, wenn mich Chriſtus wird erneuen, und in Himmel führen ein, prächtig ſtets bei ihm zu ſein.

5. Zung und Herze wird da klingen, und dem Herren Jeſu ſingen; ewig werd ich ſtimmen ein mit den lieben Engelein.

6. Beſſres Leben werd ich finden, ohne Tod und ohne Sünden. O wie ſelig werd ich ſein bei den lieben Engelein!

Joh. Angelus.

52. Eins iſt noth! ach Herr, dieß Eine lehre mich erkennen doch! Alles Andre, wies auch ſcheine, iſt ja nur ein ſchweres Joch, darunter das Herze ſich naget und plaget, und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget. Erlang ich dieß Eine, das Alles erſetzt, ſo werd ich mit Einem in Allem ergötzt.

2. Seele, willſt du dieſes finden, ſuchs bei keiner Creatur; laß, was irdiſch iſt, dahinten, ſchwing dich über die Natur, wo Gott und die Menſchheit in Einem vereinet, wo alle vollkommene Fülle erſcheinet, da, da iſt das beſte, nothwendigſte Theil, mein Ein und mein Alles, mein ſeligſtes Heil.

3. Wie Maria war befliſſen auf des Einigen Genieß, da ſie ſich zu Jeſu Füßen voller Andacht niederließ: ihr Herze entbrannte, dieß einzig zu hören, was Jeſus, ihr Heiland, ſie wollte belehren; ihr Alles war gänzlich in Jeſum verſenkt, und wurde ihr Alles in Einem geſchenkt:

4. Alſo iſt auch mein Verlangen, liebſter Jeſu, nur nach dir; laß mich treulich an dir hangen, ſchenke dich zu eigen mir. Ob viel auch umkehrten zum größeſten Haufen, ſo will ich dir dennoch in Liebe nachlaufen; denn dein Wort, o Jeſu, iſt Leben und Geiſt, was iſt wohl, das man nicht in Jeſu genießt?

5. Aller Weisheit höchſte Fülle in dir ja verborgen liegt. Gib nur, daß ſich auch mein Wille ſein in ſolche Schranken fügt, worinnen die Demuth und Einfalt regieret, und mich zu der Weisheit, die himmliſch iſt, führet. Ach, wenn ich nur Jeſum recht kenne und weiß, ſo hab ich der Weisheit vollkommenen Preis.

6. Nichts kann ich vor Gott ja bringen, als nur dich, mein höchſtes Gut. Jeſu, es muß mir gelingen durch dein reſin-

farbnes *) Blut; die höchste Gerechtigkeit ist mir erworben, da du bist am Stamme des Kreuzes gestorben, die Kleider des Heils ich da habe erlangt, worinnen mein Glaube in Ewigkeit prangt.

7. Nun so gib, daß meine Seele auch nach deinem Bild erwacht; du bist ja, den ich erwähle, mir zur Heiligung gemacht. Was dienet zum göttlichen Wandel und Leben, ist in dir, mein Heiland, mir alles gegeben; entreiße mich aller vergänglichen Lust, dein Leben sei, Jesu, mir einzig bewußt.

8. Ja, was soll ich mehr verlangen? mich bedeckt die Gnadenflut; du bist einmal eingegangen in das Heilge durch dein Blut; da hast du die ewge Erlösung erfunden, daß ich nun der höllischen Herrschaft enthunden. Dein Eingang die völlige Freiheit mir bringt, im kindlichen Geiste das Abba nun klingt.

9. Volles Gnügen, Fried und Freude jetzo meine Seel ergötzt, weil auf eine frische Weide mein Hirt, Jesus, mich gesetzt. Nichts Süßres kann also mein Herze erlaben, als wenn ich nur, Jesu, dich immer soll haben; nichts, nichts ist, das also mich innig erquickt, als wenn ich dich, Jesu, im Glauben erblickt.

10. Drum auch, Jesu, du alleine sollst mein Ein und Alles sein. Prüf, erfahre, wie ichs meine, tilge allen Heuchelschein; sieh, ob ich auf bösem, betrüglichem Stege, und leite mich, Höchster, auf ewigem Wege. Gib, daß ich hier alles nur achte für Koth, und Jesum gewinne: dieß Eine ist noth!

Joh. Heinr. Schröder.

*) d. i. scharlachrothes. Jesaias 1, 18. und an andern Stellen der Bibel.

Weise: Es ist gewißlich an der Zeit.

53. Halt im Gedächtnis Jesum Christ, o Mensch, der auf die Erden vom Thron des Himmels kommen ist, dein Bruder da zu werden. Vergiß nicht, daß er dir zu gut hat angenommen Fleisch und Blut; dank ihm für diese Liebe.

2. Halt im Gedächtnis Jesum Christ, der für dich hat gelitten, ja gar am Kreuz gestorben ist, und dadurch hat bestritten Welt, Sünde, Teufel, Höll und Tod, und dich erlöst aus aller Noth; dank ihm für diese Liebe.

3. Halt im Gedächtnis Jesum Christ, der auch am dritten Tage siegreich vom Tod erstanden ist, befreit von Noth und Plage. Bedenke, daß er Fried gemacht,

sein Unschuld Leben wieder bracht; dank ihm für diese Liebe.

4. Halt im Gedächtnis Jesum Christ, der nach den Leidenszeiten gen Himmel aufgefahren ist, die Stätt dir zu bereiten, da du sollst bleiben allezeit, und sehen seine Herrlichkeit; dank ihm für diese Liebe.

5. Halt im Gedächtnis Jesum Christ, der einst wird wieder kommen, und sich, was todt und lebend ist, zu richten vorgenommen. O denke, daß du da bestehst, und mit ihm in sein Reich eingehst, ihm ewiglich zu danken.

6. Gib Jesu, gib, daß ich dich kann mit wahrem Glauben fassen, und nie, was du an mir gethan, mög aus dem Herzen lassen; daß dessen ich in aller Noth mich tröste mög, und durch den Tod zu dir ins Leben dringen.

Cyriacus Güntzer.

54. Herzlich lieb hab ich dich, o Herr! ich bitt, wollst sein von mir nicht fern mit deiner Hilf und Gnaden; die ganze Welt erfreut mich nicht, nach Himm'l und Erden frag ich nicht, wenn ich dich nur kann haben; und wenn mir gleich mein Herz zerbricht, so bist doch du mein Zuversicht, mein Theil und meines Herzens Trost, der mich durch sein Blut hat erlöst. Herr Jesu Christ, mein Gott und Herr, mein Gott und Herr! in Schanden laß mich nimmermehr.

2. Es ist ja, Herr, dein G'schenk und Gab mein Leib und Seel und was ich hab in diesem armen Leben; damit ichs brauch zum Lobe dein, zum Nutz und Dienst des Nächsten mein, wollst mir dein Gnade geben. Behüt mich, Herr, vor falscher Lehr, des Satans Mord und Lügen wehr; in allem Kreuz erhalte mich, auf daß ichs trag geduldiglich. Herr Jesu Christ, mein Herr und Gott, mein Herr und Gott! tröst mir mein Seel in Todesnoth.

3. Ach Herr, laß dein lieb Engelein am letzten End die Seele mein in Abrahams Schooß tragen, den Leib in sein'm Schlafkämmerlein gar sanft ohn einge Qual und Pein ruhn bis am jüngsten Tage; alsdann vom Tod erwecke mich, daß meine Augen sehen dich in aller Freud, o Gottessohn, mein Heiland und Genadenthron! Herr Jesu Christ, erhöre mich, erhöre mich! ich will dich preisen ewiglich.

Weise: Seelenbräutigam.

55. Jesu, geh voran auf der Lebensbahn; und wir wollen nicht verweilen, dir getreulich nachzueilen; führ uns an der Hand bis ins Vaterland.

2. Solls uns hart ergehn, laß uns feste stehn, und auch in den schwersten Tagen niemals über Lasten klagen; denn durch Trübsal hier geht der Weg zu dir.

3. Rühret eigner Schmerz irgend unser Herz, kümmert uns ein fremdes Leiden, o so gib Geduld zu beiden; richte unsern Sinn auf das Ende hin.

4. Ordne unsern Gang, Liebster, lebenslang; führst du uns durch rauhe Wege, gib uns auch die nöthge Pflege; thu uns nach dem Lauf deine Thüre auf.

Zinzendorf.

56. Jesu, meine Freude, meines Herzens Weide, Jesu, meine Zier! ach, wie lang, ach, lange ist dem Herzen bange, und verlangt nach dir! Gottes Lamm, mein Bräutigam, außer dir soll mir auf Erden nichts sonst liebers werden.

2. Unter deinem Schirmen bin ich vor den Stürmen aller Feinde frei; laß den Satan wittern, laß den Feind erbittern, mir steht Jesus bei. Ob es itzt gleich kracht und blitzt, ob gleich Sünd und Hölle schrecken, Jesus will mich decken.

3. Trotz dem alten Drachen, Trotz dem Todesrachen, Trotz der Furcht dazu! Tobe, Welt, und springe, ich steh hier und singe in gar sichrer Ruh: Gottes Macht hält mich in Acht; Erd und Abgrund muß verstummen, ob sie noch so brummen.

4. Weg mit allen Schätzen! du bist mein Ergötzen, Jesu, meine Lust. Weg, ihr eitlen Ehren! ich mag euch nicht hören, bleibt mir unbewußt! Elend, Noth, Kreuz, Schmach und Tod soll mich, ob ich viel muß leiden, nicht von Jesu scheiden.

5. Gute Nacht, o Wesen, das die Welt erlesen, mir gefällst du nicht. Gute Nacht, ihr Sünden, bleibet weit dahinten, kommt nicht mehr ans Licht! Gute Nacht, du Stolz und Pracht; dir sei ganz, du Lasterleben, gute Nacht gegeben.

6. Weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister, Jesus, tritt herein. Denen, die Gott lieben, muß auch ihr Betrüben lauter Freude sein. Duld ich schon hier Spott und Hohn, dennoch bleibst du auch im Leide, Jesu, meine Freude.

Johann Franck.

Weise: Jesus, meine Zuversicht.

57. Meinen Jesum laß ich nicht; weil er sich für mich gegeben, so erfordert meine Pflicht, klettenweis an ihm zu kleben. Er ist meines Lebens Licht; meinen Jesum laß ich nicht.

2. Jesum laß ich nimmer nicht, weil ich soll auf Erden leben, ihm hab ich voll Zuversicht, was ich bin und hab, ergeben. Alles ist auf ihn gericht; meinen Jesum laß ich nicht.

3. Laß vergehen das Gesicht, Hören, Schmecken, Fühlen weichen; laß das letzte Tageslicht mich auf dieser Welt erreichen: wenn der Lebensfaden bricht, meinen Jesum laß ich nicht.

4. Ich werd ihn auch laßen nicht, wenn ich nun dahin gelanget, wo vor seinem Angesicht meiner Väter Glaube prangt: mich erfreut sein Angesicht; meinen Jesum laß ich nicht.

5. Nicht nach Welt, nach Himmel nicht meine Seele wünscht und sehnet; Jesum wünscht sie und sein Licht, der mich hat mit Gott versöhnet, der mich freiet vom Gericht; meinen Jesum laß ich nicht.

6. Jesum laß ich nicht von mir, geh ihm ewig an der Seiten; Christus läßt mich für und für zu dem Lebensbächlein leiten. Selig, wer mit mir so spricht: Meinen Jesum laß ich nicht.

Christian Keymann.

58. Nun freut euch, lieben Christen gmein, und laßt uns fröhlich springen, daß wir getrost und all in Ein mit Lust und Liebe singen, was Gott an uns gewendet hat, und seine süße Wunderthat; gar theur hat ers erworben.

2. Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verloren; mein Sünd mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboren; ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein Guts am Leben mein; die Sünd hatt' mich besessen.

3. Mein gute Werk die galten nicht, es war mit ihn'n verdorben; der frei Will haßet Gotts Gericht, er war zum Guten erstorben; die Angst mich zu verzweifeln trieb, daß nichts denn Sterben bei mir blieb; zur Hölle mußt ich sinken.

4. Da jammerts Gott in Ewigkeit mein Elend übermaßen; er dacht an sein Barmherzigkeit, er wollt mir helfen laßen; er wandt zu mir das Vaterherz, es war bei ihm fürwahr kein Scherz, er ließ sein Bestes kosten.

5. Er sprach zu seinem lieben Sohn: Die Zeit ist hie zu 'rbarmen; fahr hin, meins Herzens werthe Kron, und sei das Heil dem Armen, und hilf ihm aus der Sünden Noth, erwürg für ihn den bittern Tod, und laß ihn mit dir leben.

6. Der Sohn dem Vater g'horsam ward, er kam zu mir auf Erden, von einer Jungfrau, rein und zart, er sollt mein Bruder werden. Gar heimlich führt' er sein Gewalt, er ging in meiner armen G'stalt, den Teufel wollt er fangen.

7. Er sprach zu mir: Halt dich an mich, es soll dir itzt gelingen; ich geb mich selber ganz für dich, da will ich für dich ringen; denn ich bin dein und du bist mein, und wo ich bleib, da sollst du sein, uns soll der Feind nicht scheiden.

8. Vergießen wird er mir mein Blut, dazu mein Leben rauben: das leid ich alles dir zu gut; das halt mit festem Glauben. Den Tod verschlingt das Leben mein, mein Unschuld trägt die Sünde dein; da bist du selig worden.

9. Gen Himmel zu dem Vater mein fahr ich von diesem Leben. Da will ich sein der Meister dein, den Geist will ich dir geben, der dich in Trübnis trösten soll, und lehren mich erkennen wohl, und in die Wahrheit leiten.

10. Was ich gethan hab und gelehrt, das sollst du thun und lehren, damit das Reich Gotts werd gemehrt zu Lob und seinen Ehren; und hüt dich vor der Menschen G'satz, davon verdirbt der edle Schatz. Das laß ich dir zu letze*)!

Martin Luther.

*) Zum Abschiede.

Weise: Nun freut euch, lieben Christen gemein.

59. Auch, wer da will, ein ander Ziel, die Seligkeit zu finden: mein Herz allein bedacht soll sein, auf Christum sich zu gründen. Sein Wort ist wahr, sein Werk ist klar, sein heilger Mund hat Kraft und Grund, all Feind zu überwinden.

2. Such, wer da will, Nothhelfer viel, die uns doch nichts erworben: hier ist der Mann, der helfen kann, bei dem nie was verdorben. Uns wird das Heil durch ihn zu Theil, uns macht gerecht der treue Knecht, der für uns ist gestorben.

3. Ach, sucht doch den, laßt alles stehn, die ihr das Heil begehret! Er ist der Herr, und keiner mehr, der euch das Heil gewähret. Sucht ihn all Stund von Herzensgrund; sucht ihn allein, denn wohl wird sein dem, der ihn herzlich ehret.

4. Meins Herzens Kron, mein Freudensonn sollst du, Herr Jesu, bleiben; laß mich doch nicht von deinem Licht durch Eitelkeit vertreiben. Bleib du mein Preis, dein Wort mich speis'; bleib du mein Ehr, dein Wort mich lehr, an dich stets fest zu gläuben.

5. Wend von mir nicht dein Angesicht, laß mich im Kreuz nicht zagen; weich nicht von mir, mein höchste Zier, hilf mir mein Leiden tragen. Hilf mir zur Freud nach diesem Leid, hilf, daß ich mag nach dieser Klag dir ewig dort Lob sagen.

Georg Weissel.

Weise: Seelenbräutigam.

60. Wer ist wohl wie du, Jesu, süße Ruh? Unter vielen auserkoren, Leben derer, die verloren, und ihr Licht dazu, Jesu, süße Ruh.

2. Leben, das den Tod, mich aus aller Noth zu erlösen, hat geschmecket, meine Schulden zugedecket, und mich aus der Noth hat geführt zu Gott.

3. Glanz der Herrlichkeit! du bist vor der Zeit zum Erlöser uns geschenket, und in unser Fleisch versenket in der Füll der Zeit, Glanz der Herrlichkeit.

4. Großer Siegesheld! Tod, Sünd, Höll und Welt, alle Kraft des großen Drachen hast du wolln zu Schanden machen durch das Lösegeld deines Bluts, o Held!

5. Höchste Majestät, König und Prophet! Deinen Scepter will ich küssen, ich will sitzen dir zu Füßen, wie Maria thät, höchste Majestät!

6. Laß mich deinen Ruhm, als dein Eigenthum, durch des Geistes Licht erkennen, stets in deiner Liebe brennen als dein Eigenthum, allerschönster Ruhm.

7. Zeuch mich ganz in dich, daß vor Liebe ich ganz zerrinne und zerschmelze, und auf dich mein Elend wälze, das stets drücket mich; zeuch mich ganz in dich.

8. Deiner Sanftmuth Schild, deiner Demuth Bild mir anlege, in mich präge, daß kein Zorn noch Stolz sich rege; vor dir sonst nichts gilt, als dein eigen Bild.

9. Steure meinem Sinn, der zur Welt will hin, daß ich nicht mög von dir wanken, sondern bleiben in den Schranken; sei du mein Gewinn, gib mir deinen Sinn.

10. Wecke mich recht auf, daß ich meinen Lauf unverrückt zu dir fortsetze, und mich nicht in seinem Netze Satan halte auf; fördre meinen Lauf.

11. Deines Geistes Trieb in die Seele gib, daß ich wachen mög und beten, freudig vor dein

Antlitz treten; ungefärbte Lieb in die Seele gib.

12. Wenn der Wellen Macht in der trüben Nacht will des Herzens Schifflein decken, wollst du deine Hand ausstrecken; habe auf mich Acht, Hüter in der Nacht.

13. Einen Heldenmuth, der da Gut und Blut gern um deinetwillen laße, und des Fleisches Lüste haße, gib mir, höchstes Gut, durch dein theures Blut.

14. Solls zum Sterben gehn, wollst du bei mir stehn, mich durchs Todesthal begleiten, und zur Herrlichkeit bereiten, daß ich einst mag stehn mich zur Rechten stehn.

J. A. Freylinghausen.

Pfingsten.

Weise: Warum sollt ich mich denn grämen.

61. Höchster Tröster, komm hernieder! Geist des Herrn, sei nicht fern, salbe Jesu Glieder. Du, der nie sein Wort gebrochen: Jesus hat deinen Rath seinem Volk versprochen.

2. Schöpfer unsers neuen Lebens, jeder Schritt, jeder Tritt ist ohn dich vergebens. Ach, das Seelenwerk ist wichtig! Wer ist wohl, wie er soll, treu zu handeln tüchtig?

3. Weck uns auf vom Sündenschlafe, rette doch heute noch die verlornen Schafe; reiß die Welt aus dem Verderben, laß sie nicht im Gericht der Verstockung sterben.

4. Geist der Weisheit, gib uns allen durch dein Licht Unterricht, wie wir Gott gefallen; lehr uns recht vor Gott zu treten, sei uns nah, und sprich ja, wenn wir gläubig beten.

5. Hilf den Kampf des Glaubens kämpfen, gib uns Muth, Fleisch und Blut, Sünd und Welt zu dämpfen; laß uns Trübsal, Kreuz und Leiden, Angst und Noth, Schmerz und Tod nicht von Jesu scheiden.

6. Hilf uns nach dem Besten streben, schenk uns Kraft, tugendhaft und gerecht zu leben. Gib, daß wir nie stille stehen, treib uns an, froh die Bahn deines Worts zu gehen.

7. Sei bei Schwachheit unsre Stütze, steh uns bei, mach uns treu in der Prüfungshitze. Führ, wenn Gott uns nach dem Leide sterben heißt, unsern Geist freudig in die Freude.

Ehrenfried Liebich.

62. Komm, Gott Schöpfer, heiliger Geist, besuch das Herz der Menschen dein, mit Gnaden sie füll, wie du weißt, daß dein' Geschöpf vor dir sein.

2. Denn du bist der Tröster genannt, des Allerhöchsten Gabe theur, ein' geistlich' Salb, an uns gewandt, ein lebend Brunn, Lieb und Feur.

3. Zünd uns ein Licht an im Verstand, gib uns ins Herz der Liebe Brunst; das schwach Fleisch in uns, dir bekannt, erhalt fest dein Kraft und Gunst.

4. Du bist mit Gaben siebenfalt der Fing'r an Gottes rechter Hand, des Vaters Wort gibst du gar bald mit Zungen in alle Land.

5. Des Feindes List treib von uns fern, den Fried schaff bei uns deine Gnad, daß wir dein'm Leiten folgen gern, und meiden der Seele Schad.

6. Lehr uns den Vater kennen wohl, darzu Jesum Christ, seinen Sohn, daß wir des Glaubens werden voll, dich, beider Geist, zu verstehn.

7. Gott Vater sei Lob und dem Sohn, der von den Todten auferstund, dem Tröster sei dasselb' gethan in Ewigkeit alle Stund. Amen.

Martin Luther.

63. Komm, heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen, und entzünd in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe, der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt versammelt hast in Einigkeit des Glaubens. Halleluja, Halleluja!

Martin Luther,
nach: Veni, Sancte Spiritus, reple.

64. Komm, heiliger Geist, Herre Gott, erfüll mit deiner Gnaden Gut deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn, dein brünstige Lieb entzünd in ihn'n. O Herr, durch deines Lichtes Glanz zu dem Glauben versammelt hast das Volk aus aller Welt Zungen; das sei dir, Herr, zu Lob gesungen. Halleluja, Halleluja!

2. Du heiliges Licht, edler Hort, laß uns leuchten des Lebens Wort, und lehr uns Gott recht erkennen, von Herzen Vater ihn nennen. O Herr, behüt vor fremder Lehr, daß wir nicht Meister suchen mehr, denn Jesum Christ mit rechtem Glauben, und ihm aus ganzer Macht vertrauen. Halleluja, Halleluja!

3. Du heilige Brunst, süßer Trost! nun hilf uns fröblich und getrost in deinem Dienst beständig bleiben, die Trübsal uns nicht abtreiben. O Herr, durch dein Kraft uns bereit, und stärk des Fleisches Blödigkeit, das wir hie ritterlich ringen, durch Tod und Leben zu dir dringen. Halleluja, Halleluja!

Martin Luther.

65. Un bitten wir den heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist, daß er uns behüte an unserm Ende, wenn wir heimfahrn aus diesem Elende. Kyrie eleison!

2. Du werthes Licht, gib uns deinen Schein, lehr uns Jesum Christ kennen allein, daß wir an ihm bleiben, dem treuen Heiland, der uns bracht hat zum rechten Vaterland. Kyrie eleison!

3. Du süße Lieb, schenk uns deine Gunst, laß uns empfinden der Liebe Brunst, daß wir uns von Herzen einander lieben, und im Frieden auf einem Sinn bleiben. Kyrie eleison!

4. Du höchster Tröster in aller Noth, hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod, daß in uns die Sinne nicht verzagen, wenn der Feind wird das Leben verklagen. Kyrie eleison!

Martin Luther.

Weise: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend.

66. O heilger Geist, du ewger Gott, du höchster Tröster in der Noth! von Herzensgrund ich ruf dich an, wollst meine Bitt nicht fehlen lan.

2. Ach, sei mein Trost und Zuversicht, laß mich in Sünd verzagen nicht; wend ab von mir des Feindes List, erhalt mich fest an Jesum Christ.

3. Daß ich demselben allezeit treulich zu dienen sei bereit, und ihn in wahrem Glauben rein erkenne für den Heiland mein.

4. Leit mich auf rechter, ebner Bahn, christlich mein Leben zu stellen an, daß ich nach dieser Sterblichkeit erlangen mög die ewge Freud.

Weise: Wie schön leuchtet der Morgenstern.

67. O heilger Geist, kehr bei uns ein, und laß uns deine Wohnung sein, o komm, du Herzenssonne! Du Himmelslicht, laß deinen Schein bei uns und in uns kräftig sein zu steter

Freud und Wonne. Sonne, Wonne, himmlisch Leben willst du geben, wenn wir beten; zu dir kommen wir getreten.

2. Du Quell, draus alle Weisheit fleußt, die sich in fromme Seelen geußt, laß deinen Trost uns hören, daß wir in Glaubenseinigkeit auch können alle Christenheit dein wahres Zeugnis lehren. Höre, lehre, daß wir können Herz und Sinnen dir ergeben, dir zum Lob und uns zum Leben.

3. Steh uns stets bei mit deinem Rath, und führ uns selbst den rechten Pfad, die wir den Weg nicht wißen. Gib uns Beständigkeit, daß wir getreu dir bleiben für und für, wenn wir nun leiden müßen. Schaue, baue, was zerrißen und geflißen, dich zu schauen, und auf deinen Trost zu bauen.

4. Laß uns dein edle Balsamkraft empfinden, und zur Ritterschaft dadurch gestärket werden, auf daß wir unter deinem Schutz begegnen aller Feinde Trutz mit freudigen Geberden. Laß dich reichlich auf uns nieder, daß wir wieder Trost empfinden, alles Unglück überwinden.

5. O starker Fels und Lebenshort, laß uns dein himmelsüßes Wort in unsern Herzen brennen, daß wir uns mögen nimmermehr von deiner Weisheit reichen Lehr und reinen Liebe trennen. Fließe, gieße deine Güte ins Gemüthe, daß wir können Christum unsern Heiland nennen.

6. Du süßer Himmelsthau, laß dich in unsre Herzen kräftiglich, und schenk uns deine Liebe, daß unser Sinn verbunden sei dem Nächsten stets mit Liebestreu, und sich darinnen übe. Kein Neid, kein Streit dich betrübe, Fried und Liebe müßen schweben, Fried und Freude wirst du geben.

7. Gib, daß in reiner Heiligkeit wir führen unsre Lebenszeit, sei unsers Geistes Stärke, daß uns forthin sei unbewußt die Eitelkeit, des Fleisches Lust und seine todten Werke. Rühre, führe unsre Sinnen und Beginnen von der Erden, daß wir Himmelserben werden.

Michael Schirmer.

Michaelis-Tag.

Weise: Herr Jesu Christ, meins Lebens.

68. HErr Gott, dich loben alle wir, und sollen billig danken dir für dein Geschöpf der Engel schon,*) die um dich schweb'n in deinem Thron.

*) schön.

2. Sie glänzen hell und leuchten klar, und ſehen dich ganz offenbar, dein Stimm ſie hören allezeit, und ſind voll göttlicher Weisheit.

3. Sie feiern auch und ſchlafen nicht, ihr Fleiß iſt ganz dahin gericht't, daß ſie, Herr Chriſte, um dich ſein und um dein armes Häufelein.

4. Der alte Drach und böſe Feind vor Neid, Haß und vor Zorne brennt, und all ſein Sinnen ſteht darauf, wie von ihm werd zertrennt dein Hauf.

5. Und wie er vor hat bracht in Noth die Welt, führt er ſie noch in Tod; Kirch, Wort, Geſetz, all Ehrbarkeit zu tilgen iſt er ſtets bereit.

6. Darum kein Raſt noch Ruh er hat, brüllt wie ein Löw, tracht't früh und ſpat, legt Garn und Strick, braucht falſche Liſt, daß er verderb, was chriſtlich iſt.

7. Indeſſen wacht der Engel Schaar, die Chriſto folget immerdar und ſchützet deine Chriſtenheit, wehret des Teufels Liſtigkeit.

8. An Daniel wir lernen das, da er unter den Löwen ſaß; desgleichen auch dem frommen Lot der Engel half aus aller Noth.

9. Dermaßen auch des Feuers Glut verſchont und keinen Schaden thut den Knaben in der heißen Flamm, der Engel ihn'n zu Hilfe kam.

10. Alſo ſchützt Gott noch heut zu Tag vorm Uebel und vor mancher Plag uns durch die lieben Engelein, die uns zu Wächtern geben ſein.

11. Darum wir billig loben dich, und danken dir, Gott, ewiglich, wie auch der lieben Engel Schaar dich preiſet heut und immerdar.

12. Und bitten dich, wollſt allezeit dieſelben heißen ſein bereit, zu ſchützen deine kleine Heerd, ſo hält dein göttlich Wort in Werth.

Paulus Eberus,
nach dem Lateiniſchen des Melanchthon.

Wort Gottes. Kirche.

Weiſe: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.

69. Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt, weil es nun Abend worden iſt; dein göttlich Wort, das helle Licht, laß ja bei uns auslöſchen nicht.

2. In dieſer letzten betrübten

Zeit verleih uns, Herr, Beſtändigkeit, daß wir dein Wort und Sacrament rein b'halten bis an unſer End.

3. Herr Jeſu, hilf, dein Kirch erhalt, wir ſind gar ſicher, faul und kalt; gib Glück und Heil zu deinem Wort, damit es ſchall an allem Ort.

4. Erhalt uns nur bei deinem Wort, und wehr des Teufels Trug und Mord. Gib deiner Kirche Gnad und Huld, Fried, Einigkeit, Muth und Geduld.

5. Ach Gott, es gebt gar übel zu, auf dieſer Erd iſt keine Ruh, viel Secten und viel Schwärmerei auf einen Haufen kommt herbei.

6. Den ſtolzen Geiſtern wehre doch, die ſich mit G'walt erheben hoch, und bringen ſtets was Neues her, zu fälſchen deine rechte Lehr.

7. Die Sach und Ehr, Herr Jeſu Chriſt, nicht unſer, ſondern dein ja iſt, darum ſo ſteh du denen bei, die ſich auf dich verlaßen frei.

8. Dein Wort iſt unſers Herzens Trutz und deiner Kirchen wahrer Schutz, dabei erhalt uns, lieber Herr, daß wir nichts anders ſuchen mehr.

9. Gib, daß wir leb'n nach deinem Wort, und darauf ferner fahren fort von hinnen aus dem Jammerthal zu dir in deinen Himmelsſaal.

Nic. Zeinecker.

Weiſe: Chriſtus der iſt mein Leben.

70. Ach, bleib mit deiner Gnade bei uns, Herr Jeſu Chriſt! daß uns hinfort nicht ſchade des böſen Feindes Liſt.

2. Ach, bleib mit deinem Worte bei uns, Erlöſer werth! daß uns beid hier und dorte ſei Güt und Heil beſcheert.

3. Ach, bleib mit deinem Glanze bei uns, du werthes Licht! dein Wahrheit uns umſchanze, damit wir irren nicht.

4. Ach, bleib mit deinem Segen bei uns, du reicher Herr! dein Gnad und alls Vermögen in uns reichlich vermehr.

5. Ach, bleib mit deinem Schutze bei uns, du ſtarker Held! daß uns der Feind nicht trutze, noch fäll die böſe Welt.

6. Ach, bleib mit deiner Treue bei uns, mein Herr und Gott! Beſtändigkeit verleihe; hilf uns aus aller Noth.

Joſua Stegmann.

Psalm 12.

71. Ach, Gott vom Himmel sieh darein, und laß dich des erbarmen! wie wenig sind der Heilgen dein, verlaßen sind wir Armen. Dein Wort man nicht läßt haben wahr, der Glaub ist auch verloschen gar bei allen Menschenkindern.

2. Sie lehren eitel falsche List, was eigen Witz erfindet; ihr Herz nicht Eines Sinnes ist in Gottes Wort gegründet. Der wählet dieß, der Andre das, sie trennen uns ohn alle Maaß, und gleißen schön von außen.

3. Gott well ausrotten alle Lahr, die falschen Schein uns lehren; dazu ihr Zung stolz offenbar spricht: Trotz! wer wills uns wehren? Wir haben Recht und Macht allein, was wir setzen, das gilt gemein; wer ist, der uns soll meistern?

4. Darum spricht Gott: Ich muß auf sein, die Armen sind verstöret; ihr Seufzen dringt zu mir herein, ich hab ihr Klag erhöret. Mein heilsam Wort soll auf den Plan, getrost und frisch sie greifen an und sein die Kraft der Armen.

5. Das Silber, durchs Feuer siebenmal bewährt, wird lauter funden; am Gotteswort man warten soll desgleichen alle Stunden: es will durchs Kreuz bewähret sein, da wird erkannt sein Kraft und Schein, und leucht stark in die Lande.

6. Das wollst du, Gott, bewahren rein vor diesem argen G'schlechte, und laß uns dir befohlen sein, daß sichs in uns nicht flechte. Der gottlos Hauf sich umher findt, wo diese losen Leute sind in deinem Volk erhaben.

Martin Luther.

Weise: Herzliebster Jesu.

72. Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeine! eile, mit Hilf und Rettung uns erscheine; steure den Feinden, ihre Blutgerichte mache zu nichte.

2. Streite doch selber für uns arme Kinder; wehre dem Teufel, seine Macht verhinder; alles, was kämpfet wider deine Glieder, stürze darnieder.

3. Friede bei Kirch und Schulen uns bescheere; Friede zugleich der Obrigkeit gewähre; Friede dem Herzen, Friede dem Gewißen gib zu genießen.

4. Also wird zeitlich deine Güt erhoben; also wird ewig und ohn Ende loben dich, o du Wächter deiner armen Heerde, Himmel und Erde.

M. A. v. Löwenstern.

Psalm 46.

73. Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen. Er hilft uns frei aus aller Noth, die uns jetzt hat betroffen. Der alt böse Feind, mit Ernst ers jetzt meint, groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist, auf Erd ist nicht seins Gleichen.

2. Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren; es streit für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren. Fragst du, wer der ist? Er heißt Jesus Christ, der Herr Zebaoth, und ist kein andrer Gott, das Feld muß er behalten.

3. Und wenn die Welt voll Teufel wär, und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen. Der Fürst dieser Welt, wie saur er sich stellt, thut er uns doch nichts, das macht, er ist gericht, ein Wörtlein kann ihn fällen.

4. Das Wort sie sollen laßen stahn, und kein Dank dazu haben, er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben. Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß uns doch bleiben.

Martin Luther.

74. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort, und steure deiner Feinde Mord, die Jesum Christum, deinen Sohn, wollen stürzen von deinem Thron.

2. Beweis dein Macht, Herr Jesu Christ, der du Herr aller Herren bist: beschirm dein arme Christenheit, daß sie dich lob in Ewigkeit.

3. Gott heilger Geist, du Tröster werth, gib dein'm Volk ein'rlei Sinn auf Erd, steh bei uns in der letzten Noth, g'leit uns ins Leben aus dem Tod.

Martin Luther.

Psalm 67.

75. Es woll uns Gott genädig sein, und seinen Segen geben; sein Antlitz uns mit hellem Schein erleucht zum ewgen Leben, daß wir erkennen seine Werk und was ihm liebt auf Erden, und Jesus Christus Heil und Stärk bekannt den Heiden werden, und sie zu Gott bekehren.

2. So danken, Gott, und loben dich die Heiden überalle, und alle Welt die freue sich, und sing mit großem Schalle, daß du auf Erden Richter bist und läßt die

Sünd nicht walten; dein Wort die Hut und Weide iſt, die alles Volk erhalten, in rechter Bahn zu wallen.

3. Es danke, Gott, und lobe dich das Volk in guten Thaten; das Land bringt Frucht und beßert ſich, dein Wort iſt wohl gerathen. Uns ſegne Vater und der Sohn, uns ſegne Gott der heilge Geiſt, dem alle Welt die Ehre thu, vor ihm ſich fürchte allermeiſt. Nun ſprecht von Herzen: Amen.

Martin Luther.

Weiſe: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.

76. HErr, öffne mir die Herzensthür, zeuch mein Herz durch dein Wort zu dir, laß mich dein Wort bewahren rein, laß mich dein Kind und Erbe ſein.

2. Dein Wort bewegt des Herzens Grund, dein Wort macht Leib und Seel geſund, dein Wort iſt, das mein Herz erfreut, dein Wort gibt Troſt und Seligkeit.

3. Ehr ſei dem Vater und dem Sohn, dem heilgen Geiſt in einem Thron, der heiligen Dreieinigkeit ſei Lob und Preis in Ewigkeit!

Weiſe: Durch Adams Fall iſt ganz verderbt.

77. HErr, Zebaoth, dein heilges Wort, welchs du uns haſt gegeben, daß wir darnach an allem Ort ſolln richten Lehr und Leben, iſt worden kund aus deinem Mund, und in der Schrift beſchrieben rein, ſchlecht und recht durch deine Knecht', vom heilgen Geiſt getrieben.

2. Das Wort, welchs jetzt in Schriften ſteht, iſt feſt und unbeweglich; zwar Himmel und die Erd vergeht, Gotts Wort bleibt aber ewig; kein Höll, kein Plag noch jüngſter Tag vermag es zu vernichten; drum denen ſoll ſein ewig wohl, die ſich darnach recht richten.

3. Es iſt vollkommen hell und klar, die Richtſchnur reiner Lehre, es zeigt uns auch ganz offenbar Gott, ſeinen Dienſt und Ehre, und wie man ſoll hie leben wohl, Lieb, Hoffnung, Glauben üben; drum fort und fort wir dieſes Wort von Herzen ſollen lieben.

4. Im Kreuz gibts Luſt, in Traurigkeit zeigt es die Freudenquelle, den Sünder, dem die Sünd iſt leid, entführet es der Hölle, gibt Troſt an Hand, macht auch bekannt, wie man ſoll willig ſterben, und wie zugleich das Himmelreich durch Chriſtum zu ererben.

5. Sieh, ſolchen Nutz, ſo große

Kraft, die nimmer ist zu schätzen, des Herrn Wort in uns wirkt und schafft; darum wir sollen setzen zurück Gold, Geld und was die Welt sonst herrlich pflegt zu achten, und jederzeit, in Lieb und Leid, nach dieser Perle trachten.

6. Nun, Herr, erhalt dein heilges Wort, laß uns sein Kraft empfinden; den Feinden steur an allem Ort, zeuch uns zurück von Sünden, so wollen wir dir für und für von ganzem Herzen danken. Herr, unser Hort, laß uns dein Wort fest halten, und nicht wanken.

Weise: Befiehl du deine Wege.

78. Hilf, Jesu, daß ich liebe dein seligmachend Wort, daß ich mich stets drin übe; hilf, liebster Seelenhort, daß ichs in meinem Herzen bewahr durch deine Huld, damit in Kreuzes Schmerzen es Frucht trag in Geduld.

Weise: Befiehl du deine Wege.

79. Laß mich dein sein und bleiben, du treuer Gott und Herr! Von dir laß mich nichts treiben, halt mich bei reiner Lehr. Herr, laß mich nur nicht wanken, gib mir Beständigkeit; dafür will ich dir danken in alle Ewigkeit.

Nic. Selnecker.

Weise: Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht.

80. O Jesu Christe, wahres Licht, erleuchte, die dich kennen nicht, und bringe sie zu deiner Heerd, daß ihre Seel auch selig werd.

2. Erfüll mit deinem Gnadenschein, die in Irrthum verführet sein, auch die, so heimlich fichtet an in ihrem Sinn ein falscher Wahn.

3. Und was sich sonst verlaufen hat von dir, das suche du mit Gnad, und ihr verwundt Gewißen heil, laß sie am Himmel haben Theil.

4. Den Tauben öffne das Gehör, die Stummen richtig reden lehr, die nicht bekennen wollen frei, was ihres Herzens Glaube sei.

5. Erleuchte, die da sind verblendt, bring her, die sich von uns getrennt, versammle, die zerstreuet gehn, mach feste, die in Zweifel stehn.

6. So werden sie mit uns zugleich auf Erden und im Himmelreich, hier zeitlich und dort ewiglich, für solche Gnade preisen dich.

Johann Heermann

Psalm 124.

Weise: Wo Gott der Herr nicht bei uns hält.

81. Wär Gott nicht mit uns diese Zeit, so soll Israel sagen, wär Gott nicht mit uns diese Zeit, wir hätten müß'n verzagen, die so ein armes Häuflein sind, verach't von so viel Menschenkind, die an uns setzen alle.

2. Auf uns so zornig ist ihr Sinn, wo Gott hätt das zugeben, verschlungen hätten sie uns hin mit ganzem Leib und Leben; wir wärn als die ein Flut ersäuft, und über die groß Waßer läuft, und mit Gewalt verschwemmet.

3. Gott Lob und Dank! der nicht zugab, daß ihr Schlund uns möcht fangen; wie ein Vogel des Stricks kommt ab, ist unsre Seel entgangen. Strick ist entzwei, und wir sind frei; des Herren Name steht uns bei, des Gotts Himmels und Erden. Amen.

Martin Luther.

Weise: Es ist das Heil uns kommen her.

82. Wir Menschen sind zu dem, o Gott, was geistlich ist, untüchtig; dein Wesen, Wille und Gebot ist viel zu hoch und wichtig: wir wißens und verstehens nicht, wo uns dein göttlich Wort und Licht den Weg zu dir nicht weiset.

2. Drum sind vor Zeiten ausgesandt Propheten, deine Knechte, daß durch sie würde wohlbekannt dein Will und deine Rechte; zum letzten ist dein lieber Sohn, o Vater, von des Himmels Thron selbst kommen, uns zu lehren.

3. Für solches Heil sei, Herr, gepreist; laß uns dabei verbleiben, und gib uns deinen guten Geist, daß wir dem Worte gläuben, dasselb annehmen jederzeit mit Sanftmuth, Ehre, Lieb und Freud als Gottes, nicht der Menschen.

4. Hilf, daß der losen Spötter Hauf uns nicht vom Wort abwende; denn ihr Gespött sammt ihnen drauf mit Schrecken nimmt ein Ende. Gib du selbst deinem Donner Kraft, daß deine Lehre in uns haft, auch reichlich bei uns wohne.

5. Oeffn uns die Ohren und das Herz, daß wir das Wort recht faßen, in Lieb und Leid, in Freud und Schmerz es aus der Acht

nicht laßen; daß wir nicht Hörer nur allein des Wortes, sondern Thäter sein, Frucht hundertfältig bringen.

6. Am Wege wird der Same fort vom Teufel hingenommen; in Fels und Steinen kann das Wort die Wurzel nicht bekommen; der Saame, so auf Dornen fällt, von Sorg und Wollust dieser Welt verdirbet und erstücket:

7. Ach hilf, Herr, daß wir werden gleich allhie dem guten Lande, und sein an guten Werken reich in unserm Amt und Stande, viel Früchte bringen in Geduld, bewahren deine Lehr und Huld in seinem gutem Herzen.

8. Laß uns, dieweil wir leben hier, den Weg der Sünder meiden, gib, daß wir halten fest an dir in Anfechtung und Leiden. Rott aus die Dornen allzumal, hilf uns die Weltsorg überall und böse Lüste dämpfen.

9. Dein Wort, o Herr, laß allweg sein die Leuchte unsern Füßen, erhalt es bei uns klar und rein, hilf, daß wir draus genießen Kraft, Rath und Trost in aller Noth, daß wir im Leben und im Tod beständig darauf trauen.

10. Gott Vater, laß zu deiner Ehr dein Wort sich weit ausbreiten. Hilf, Jesu, daß uns deine Lehr erleuchten mög und leiten. O heilger Geist, dein göttlich Wort laß in uns wirken fort und fort Glaub, Lieb, Geduld und Hoffnung.

David Denicke.

Taufe.

Weise: Es ist das Heil uns kommen her.

83. Du Volk, das du getaufet bist, und deinen Gott erkenneſt, auch nach dem Namen Jesu Christ dich und die deinen nenneſt, nimms wohl in Acht, und denke dran, wie viel dir Gutes sei gethan am Tage deiner Taufe.

2. Du warst, noch eh du wardst geborn, und eh du Milch gesogen, verdammt, verstoßen und verlorn, darum, daß du gezogen aus deiner Eltern Fleisch und Blut ein Art, die sich vom höchsten Gut, dem ewgen Gott, stets wendet.

3. Dein Leib und Seel war mit der Sünd als einem Gift durchkrochen, und du warst nicht mehr Gottes Kind, nachdem der Bund gebrochen, den unser Schöpfer aufgericht't, da er uns seines Bildes Licht und herrlichs Kleid ertheilte.

4. Der Zorn, der Fluch, der ewge Tod, und was in diesem allen enthalten ist für Angst und Noth, das war auf dich gefallen; du warst des Satans Sclav und Knecht, der hielt dich fest, nach seinem Recht, in seinem Reich gefangen.

5. Das alles hebt auf einmal auf und schlägt und drückt es nieder das Waßerbad der heilgen Tauf, ersetzt dagegen wieder, was Adam hat verderbt gemacht, und was wir selber durchgebracht bei unserm bösen Wesen.

6. Es macht dieß Bad von Sünden los, und gibt die rechte Schöne. Die Satans Kerker vor beschloß, die werden frei, und Söhne des, der da trägt die höchste Kron: der läßt sie, was sein einger Sohn ererbt, auch mit ihm erben.

7. Was von Natur vermaledeit und mit dem Fluch umfangen, das wird hier in der Tauf erneut, den Segen zu erlangen. Hier stirbt der Tod, und würgt nicht mehr; hier bricht die Höll, und all ihr Heer muß uns zu Füßen liegen.

8. Hier ziehn wir Jesum Christum an, und decken unsre Schanden mit dem, was er für uns gethan und willig ausgestanden. Hier wäscht uns sein hochtheures Blut, und macht uns heilig, fromm und gut in seines Vaters Augen.

9. O großes Werk, o heilges Bad! o Waßer, dessen gleichen man in der ganzen Welt nicht hat! kein Sinn kann dich erreichen. Du hast recht eine Wunderkraft, und die hat der, so Alles schafft, dir durch sein Wort geschenket.

10. Du bist kein schlechtes Waßer nicht, wies unsre Brunnen geben. Was Gott mit seinem Munde spricht, das hast du in dir leben. Du bist ein Waßer, das den Geist des Allerhöchsten in sich schleußt und seinen großen Namen.

11. Das halt, o Mensch, in allem Werth, und danke für die Gaben, die dein Gott dir darin beschert, und die uns alle laben. Wenn nichts mehr sonst uns laben will; die laß, bis daß des Todes Ziel dich trifft, nicht ungepreiset.

12. Brauch alles wohl, und weil du bist nun rein in Christo worden, so leb und thu auch als ein Christ, und halte Christi Orden; bis daß dort in der ewgen Freud er dir das Ehr- und Freudenkleid um deine Seele lege.

Paulus Gerhardt.

Weiſet Liebſter Jeſu, wir ſind hier.

84. Liebſter Jeſu, hier ſind wir, deinem Worte nachzuleben; dieſes Kindlein kommt zu dir, weil du den Befehl gegeben, daß man ſie zu Chriſto führe, denn das Himmelreich iſt ihre.

2. Ja es ſchallet allermeiſt dieſes Wort in unſre Ohren: Wer durch Waßer und durch Geiſt nicht zuvor iſt neugeboren, wird von dir nicht aufgenommen und in Gottes Reich nicht kommen.

3. Darum eilen wir zu dir, nimm das Pfand von unſern Armen, tritt mit deinem Glanz herfür, und erzeige dein Erbarmen, daß es dein Kind hier auf Erden und im Himmel möge werden.

4. Waſch es, Jeſu, durch dein Blut von den angeerbten Flecken, laß es bald nach dieſer Flut deinen Purpurmantel decken, ſchenk ihm deiner Unſchuld Seide, daß es ſich in dir verkleide.

5. Mache Licht aus Finſternis, ſetz es aus dem Zorn zur Gnade, heil den tiefen Schlangenbiß durch die Kraft im Wunderbade; laß hier einen Jordan rinnen, ſo vergeht der Ausſatz drinnen.

6. Hirte, nimm dein Schäflein an, Haupt, mach es zu deinem Gliede, Himmelsweg, zeig ihm die Bahn, Friedefürſt, ſchenk ihm den Friede, Weinſtock, hilf, daß dieſer Rebe auch im Glauben dich umgebe!

7. Nun wir legen an dein Herz, was von Herzen iſt gegangen, führ die Seufzer himmelwärts, und erfülle das Verlangen; ja den Namen, den wir geben, ſchreib ins Lebensbuch zum Leben.

Benjamin Schmolck.

Confirmation.

Weiſe: Ich habe nun den Grund gefunden.

85. Ich bin getauft auf deinen Namen, Gott, Vater, Sohn und heilger Geiſt; ich bin gezählt zu deinem Samen, zum Volk, das dir geheiligt heißt; ich bin in Chriſtum eingeſenkt; ich bin mit ſeinem Geiſt beſchenkt.

2. Du haſt zu deinem Kind und Erben, mein lieber Vater, mich erklärt: du haſt die Frucht von deinem Sterben, mein treuer Heiland, mir gewährt; du willſt in aller Noth und Pein, o guter Geiſt, mein Tröſter ſein.

3. Doch habe ich dir Furcht und Liebe, Treu und Gehorſam

zugesagt; ich habe mich aus reinem Triebe dein Eigenthum zu sein gewagt; hingegen sagt ich bis ins Grab des Satans schnöden Werken ab.

4. Mein treuer Gott, auf deiner Seite bleibt dieser Bund wohl feste stehn; wenn aber ich ihn überschreite, so laß mich nicht verloren gehn: nimm mich, dein Kind, zu Gnaden an, wenn ich hab einen Fall gethan.

5. Ich gebe dir, mein Gott, aufs neue Leib, Seel und Herz zum Opfer hin; erwecke mich zu neuer Treue, und nimm Besitz von meinem Sinn. Es sei in mir kein Tropfen Blut, der nicht, Herr, deinen Willen thut.

6. Weich, weich, du Fürst der Finsternissen, ich bleibe mit dir unvermengt. Hier ist zwar ein befleckt Gewißen, jedoch mit Jesu Blut besprengt. Weich, eitle Welt, du Sünde, weich! Gott hört es: ich entsage euch.

7. Laß diesen Vorsatz nimmer wanken, Gott Vater, Sohn und heilger Geist; halt mich in deines Bundes Schranken, bis mich dein Wille sterben heißt. So leb ich dir, so sterb ich dir, so lob ich dich dort für und für.

Weise: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend.

86. IM theuren Namen Jesu Christ, der unser Haupt und Heiland ist, nimmt euch die christliche Gemein zur Abendmahls-Gemeinschaft ein:

2. Mit uns in Einem Bund zu stehn, und Christo treulich nachzugehn, in seliger Theilhaftigkeit an seiner Schmach und seiner Freud.

3. Er gab euch seinen Friedenskuß und seines ganzen Heils Genuß. Er mach euch täglich seine Treu und seines Geists Gemeinschaft neu.

4. Wir reichen euch dazu die Hand. Der Herr, dem euer Herz bekannt, laß euern Gang in der Gemein euch Seligkeit, ihm Freude sein.

5. Der Gott des Friedens heilge euch zu Jesu Ruhm, mit uns zugleich, damit ihm Geist und Seel und Leib auf seinen Tag unsträflich bleib.

6. Sucht, als Erkaufte von der Erd, daß euer Ruf stets fester werd, und daß ihr auf die Zukunftszeit des Bräutgams kluge Jungfraun seid.

Abendmahl.

87. GOtt sei gelobet und gebenedeiet, der uns selber hat gespeiset mit seinem Fleische und mit seinem Blute; das gib uns, Herr Gott, zu gute. Kyrie eleison! Herr, durch deinen heiligen Leichnam, der von deiner Mutter Maria kam, und das heilige Blut, hilf uns, Herr, aus aller Noth. Kyrie eleison!

2. Der heilige Leichnam ist für uns gegeben zum Tod, daß wir dadurch leben. Nicht größre Güte konnt er uns geschenken, dabei wir sein sollu gedenken. Kyrie eleison! Herr, dein Lieb so groß dich zwungen hat, daß dein Blut an uns groß Wunder that, und bezahlt unsre Schuld, daß uns Gott ist worden hold. Kyrie eleison!

3. Gott geb uns allen seiner Gnaden Segen, daß wir gehn auf seinen Wegen in rechter Lieb und brüderlicher Treue, daß uns die Speis nicht gereue. Kyrie eleison! Herr, dein heilger Geist uns nimmer laß, der uns geb zu halten rechte Maaß, daß dein arm Christenheit leb in Fried und Einigkeit. Kyrie eleison!

Martin Luther.

Weise: Herr, wie du willst, so schicks mit mir.

88. HErr Jesu Christ, du höchstes Gut, du Brunnquell aller Gnaden! wir kommen, deinen Leib und Blut, wie du uns hast geladen, zu deiner Liebe Herrlichkeit und unsrer Seelen Seligkeit zu eßen und zu trinken.

2. O Jesu, mach uns selbst bereit zu diesem hohen Werke, schenk uns dein schönes Ehrenkleid, durch deines Geistes Stärke; hilf, daß wir würdge Gäste sein, und werden dir gepflanzet ein zum ewgen Himmelswesen.

3. Bleib du in uns, daß wir in dir auch bis ans Ende bleiben; laß Sünd und Noth uns für und für von dir nicht wieder treiben, bis wir durch deines Nachtmahls Kraft zu Auserwählten fortgeschafft und ewig selig werden.

89. JEsus Christus, unser Heiland, der von uns den Gottes-Zorn wandt, durch das bitter Leiden sein half er uns aus der Höllen Pein.

2. Daß wir nimmer des ver-

geßen, gab er uns sein Leib zu eßen, verborgen im Brot so klein, und zu trinken sein Blut im Wein.

3. Wer sich will zu dem Tisch machen, der hab wohl Acht auf sein Sachen: wer unwürdig hinzugeht, für das Leben den Tod empfäht.

4. Du sollt Gott den Vater preisen, daß er dich so wohl wollt speisen, und für deine Missethat in den Tod sein Sohn geben hat.

5. Du sollst gläuben und nicht wanken, daß ein Speise sei der Kranken, den ihr Herz von Sünden schwer und vor Angst ist betrübet sehr.

6. Solch groß Gnad und Barmherzigkeit sucht ein Herz in großer Arbeit: ist dir wohl, so bleib davon, daß du nicht kriegest bösen Lohn.

7. Er spricht selber: Kommt, ihr Armen, laßt mich über euch erbarmen; kein Arzt ist dem Starken noth, sein Kunst wird an ihm gar ein Spott.

8. Hättst du dir was konnt erwerben, was durft ich denn für dich sterben? Dieser Tisch auch dir nicht gilt, so du selber dir helfen willt.

9. Glaubst du das von Herzensgrunde und bekennest mit dem Munde, so bist du recht wohl geschickt, und die Speise dein Seel erquickt.

10. Die Frucht soll auch nicht ausbleiben, deinen Nächsten sollt du lieben, daß er dein genießen kann, wie dein Gott an dir hat gethan.

Martin Luther, nach Joh. Huss.

90. Mein Jesu, der du vor dem Scheiden in deiner letzten Trauernacht uns hast die Früchte deiner Leiden in einem Testament vermacht, es preisen gläubige Gemüther dich, Stifter dieser hohen Güter.

2. So oft wir dieses Mahl genießen, wird dein Gedächtnis bei uns neu. Man kann aus frischen Proben schließen, wie brünstig deine Liebe sei. Dein Blut, dein Tod und deine Schmerzen verneuern sich in unserm Herzen.

3. Es wird dem zitternden Gewißen ein neues Siegel aufgedrückt, daß unser Schuldbrief sei zerrißen, daß unsre Handschrift sei zerstückt, daß wir Vergebung unsrer Sünden in deinen blutgen Wunden finden.

4. Das Band wird fester zugezogen, das dich und uns zusammenfügt. Die Freundschaft, die wir sonst gepflogen, fühlt, wie sie neue Stützen kriegt. Wir werden mehr in solchen Stunden mit dir zu Einem Geist verbunden.

5. Dieß Brot kann wahre Nahrung geben, dieß Blut erquicket unsern Geist. Es mehrt sich unser inneres Leben, wenn unser Glaube dich genießt. Wir fühlen neue Kraft und Stärke in unserm Kampf und Glaubenswerke.

6. Wir treten in genaure Bande mit deines Leibes Gliedern ein, mit denen wir in solchem Stande Ein Herz und Eine Seele sein. Der Geist muß mehr zusammenfließen, da wir Ein Fleisch und Blut genießen.

7. Dein Fleisch muß uns zum Pfande dienen, daß unser Fleisch, das Schwachheit voll, einst herrlich aus dem Staube grünen und unverweslich werden soll, ja daß du uns ein ewig Leben nach diesem kurzen werdest geben.

8. O theures Lamm! so edle Gaben hast du in dieses Mahl gelegt. Da wir dich selbst zur Speise haben, wie wohl ist unser Geist verpflegt! dieß Mahl ist unter allen Leiden ein wahrer Vorschmack jener Freuden.

9. Dir sei Lob, Ehr und Preis gesungen! Ein solcher hoher Liebesschein verdient, daß aller Engel Zungen zu dessen Ruhm geschäftig sein. Wird unser Geist zu dir erhoben, so wird er dich vollkommner loben.

91. O Christe, Morgenstern! leucht uns mit hellem Schein, leucht uns vons Himmels Throne an diesem dunklen Ort mit deinem reinen Wort.

2. O Jesu, Trost des Armen! mein Herz heb ich zu dir, du wirst dich mein erbarmen, dein Gnade schenken mir, das trau ich gänzlich dir.

3. Ich kann und mag nicht schlafen, ich kann nicht fröhlich sein, mir ist verwundt mein Seele, und fürcht der Höllen Pein: o Christ, erbarm dich mein!

4. O Jesu, lieber Herre, du einger Gottessohn! vor deinen Herzen ich begehre, du wollst mir Hilfe thun; du bist der Gnaden Thron.

5. Du hast für uns vergossen dein rosinfarbes Blut, das laß mich, Herr, genießen, tröst mich durch deine Güt, hilf mir! das ist mein Bitt.

6. „Ist dir verwundt so sehre die arme Seele dein, so thu dich zu mir kehren, ich will dein Helfer sein, vergeben Schuld und Pein.

7. Laß von den Sünden abe, und sei ein frommer Christ, ich will dich selber laben, und schenken meinen Geist, der dich zum Himmel weist.

8. Ich will dich selber speisen mit meinem Leib und Blut, mein Lieb an dir beweisen, und will dir theilen mit mein'n Schatz und höchstes Gut."

9. O Jesu! Lob und Ehre sing ich dir allezeit; den Glauben in mir mehre, daß ich nach dieser Zeit mit dir eingeh zur Freud.

Basilius Förtsch.

Weise: Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott.

92. O Jesu, du mein Bräutigam, d.: du aus Lieb am Kreuzesstamm für mich den Tod gelitten hast, genommen weg der Sünden Last:

2. Ich komm zu deinem Abendmahl, verderbt durch manchen Sündenfall, ich bin krank, unrein, nackt und bloß, blind, arm: ach Herr! mich nicht verstoß.

3. Du bist der Arzt, du bist das Licht, du bist der Herr, dem nichts gebricht, du bist der Brunn der Heiligkeit, du bist das rechte Hochzeitkleid.

4. Darum, Herr Jesu, bitt ich dich: in meiner Schwachheit heile mich; was unrein ist, das mache rein durch deinen hellen Gnadenschein.

5. Erleuchte mein verfinstert Herz, zünd an die schöne Glaubenskerz, mein Armut in Reichthum verkehr, und meinem Fleische steur und wehr.

6. Daß ich das rechte Himmelsbrot, dich, Jesu, wahrer Mensch und Gott, mit höchster Ehrerbietung eß, und deiner Liebe nicht vergeß.

7. Lösch alle Laster aus in mir, mein Herz mit Lieb und Glauben zier, und was sonst ist von Tugend mehr, das pflanz in mir zu deiner Ehr.

8. Gib, was nütz ist zu Seel und Leib, was schädlich ist, fern von mir treib, komm in mein Herz, laß mich mit dir vereinigt bleiben für und für.

9. Hilf, daß durch deiner Mahlzeit Kraft das Bös in mir werd abgeschafft, erlaßen alle Sünd und Schuld, erlangt des Vaters Lieb und Huld.

10. Vertreibe alle meine Feind, die sichtbar und unsichtbar seind. Den guten Vorsatz, den ich führ, durch deinen Geist fest mach in mir.

11. Mein Leben, Sitten, Sinn und Pflicht nach deinem heilgen Willen richt; ach laß mich meine Tag in Ruh und Frieden christlich bringen zu.

12. Bis daß du mich, o Lebensfürst! zu dir in Himmel nehmen wirst, daß ich bei dir dort ewiglich an deiner Tafel freue mich.

Johann Heermann.

Psalm 51, 12—19.

93. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herze, und gib mir einen neuen, gewissen Geist! Verwirf mich nicht :,: von deinem Angesicht :,: und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir!

2. Tröste mich wieder mit deiner Hilfe, und er, der freudige Geist, enthalte mich! Wasche mich wohl :,: von meiner Missethat :,: und reinige mich von meiner Sünde!

94. Schmücke dich, o liebe Seele! laß die dunkle Sündenhöhle, komm ans helle Licht gegangen, fange herrlich an zu prangen. Denn der Herr, voll Heil und Gnaden, will dich jetzt zu Gaste laden; der den Himmel kann verwalten, will jetzt Herberg in dir halten.

2. Eile, wie Verlobte pflegen, deinem Bräutigam entgegen, der da mit dem Gnadenhammer klopft an deine Herzenskammer. Oeffn ihm bald des Geistes Pforten, red ihn an mit schönen Worten: Komm, mein Liebster, laß dich küssen, laß mich deiner nicht mehr missen.

3. Zwar in Kaufung theurer Waaren pflegt man sonst kein Geld zu sparen; aber du willst für die Gaben deiner Huld kein Geld nicht haben, weil in allen Bergwerksgründen kein solch Kleinod ist zu finden, das die blutgefüllten Schalen und dieß Manna kann bezahlen.

4. Ach, wie hungert mein Gemüthe, Menschenfreund, nach deiner Güte! Ach, wie pfleg ich oft mit Thränen mich nach dieser Kost zu sehnen! Ach, wie pfleget mich zu dürsten nach dem Trank des Lebensfürsten! wünsche stets, daß mein Gebeine sich durch Gott mit Gott vereine.

5. Beides, Lachen und auch Zittern, läßet sich in mir jetzt wittern. Das Geheimnis dieser Speise und die unerforschte Weise machet, daß ich früh vermerke, Herr, die Größe deiner Werke. Ist auch wohl ein Mensch zu finden, der dein Allmacht kann ergründen?

6. Nein, Vernunft die muß hier weichen, kann dieß Wunder nicht erreichen, daß dieß Brot nie wird verzehret, ob es gleich viel Tausend nähret, und daß mit dem Saft der Reben uns wird Christi Blut gegeben. O der großen Heimlichkeiten, die nur Gottes Geist kann deuten!

7. Jesu, meines Lebens Sonne, Jesu, meine Freud und Wonne, Jesu, du mein ganz Beginnen, Lebensquell und Licht der Sinnen! Hier fall ich zu deinen Füßen, laß mich würdiglich genießen

dieſer deiner Himmelsſpeiſe, mir zum Heil und dir zum Preiſe.

8. Herr, es hat dein treues Lieben dich vom Himmel h'rab getrieben, daß du willig haſt dein Leben in den Tod für uns gegeben, und dazu ganz unverdroßen, Herr, dein Blut für uns vergoßen, das uns jetzt kann kräftig tränken, deiner Liebe zu gedenken.

9. Jeſu, wahres Brot des Lebens, hilf, daß ich doch nicht vergebens, oder mir vielleicht zum Schaden, ſei zu deinem Tiſch geladen; laß mich durch dieß Seelenoßen deine Liebe recht ermeßen, daß ich auch, wie jetzt auf Erden, mög ein Gaſt im Himmel werden.

Johann Franck.

Buße.

95. Ach Gott und Herr, wie groß und ſchwer ſind mein begangne Sünden! da iſt niemand, der helfen kann, in dieſer Welt zu finden.

2. Lief ich gleich weit, zu dieſer Zeit, bis an der Welt ihr Ende, und wollt los ſein des Kreuzes Pein, würd es ſich doch nicht enden.

3. Zu dir flieh ich, verſtoß mich nicht, wie ichs wohl hab verdienet! Ach Gott! zürn nicht, geh nicht ins G'richt, dein Sohn hat mich verſühnet.

4. Solls ja ſo ſein, daß Straf und Pein auf Sünden folgen müßen, ſo fahr hie fort, nur ſchone dort, und laß mich hier wohl büßen.

5. Gib, Herr, Geduld, vergib die Schuld, verleih ein g'horſam Herze; laß mich nur nicht, wies oft geſchicht, mein Heil murrend verſcherzen.

6. Handle mit mir, wies dünket dir, nach dein'r Gnad will ichs leiden; laß mich nur nicht dort ewiglich von dir ſein abgeſcheiden.

7. Gleich wie ſich ſein ein Vögelein in hohle Bäum verſtecket, wenns trüb hergeht, die Luft unſtät Menſchen und Vieh erſchrecket:

8. Alſo, Herr Chriſt, mein Zuflucht iſt die Höhle deiner Wunden; wenn Sünd und Tod mich bracht in Noth, hab ich mich drein gefunden.

9. Darin ich bleib, ob hier der Leib und Seel von ander ſcheiden; ſo werd ich dort bei dir, mein Hort, ſein in der ewgen Freuden.

10. Ehre sei nun Gott Vater, Sohn und heilgem Geist zusammen! Zweifle auch nicht, weil Christus spricht: Wer gl ubt, wird selig. Amen.

Martin Rutilius.
(7—10 Joh Major.)

Weise: Freu dich sehr, o meine Seele.

96. Ach, wie will es endlich werden? ach, wie will es laufen ab, daß ich stets häng an der Erden, und so wenig Andacht hab? ja, daß ich im harten Sinn ohne Buß geh immer hin? Jesu, mir mein Herze rühre, mich zur wahren Buße führe.

2. Ach! ich fühle keine Reue, und mein Sündenherz ist kalt; ich erkenne ohne Scheue meine Fehler mannigfalt, und doch sonder Traurigkeit lebe ich in Sicherheit: Jesu, mich doch so regiere, daß ich wahre Buße spüre.

3. Ach! ich kann an Gott nicht denken, wie ich sollt und gerne wollt; denn mein Geist der läßt sich lenken dahin, wo er fliehen sollt, und klebt dem zu feste an, was zum Abgrund ziehen kann: Jesu, hilf mein Herz aus Gnaden dieser schweren Last entladen.

4. Ach! weil denn mein Geist erstorben, und mein Fleisch hält Oberhand, seh ich drum, was ich erworben, da ich mich von Gott gewandt. Mein Verderben merk ich kaum, weil ich geb dem Fleische Raum: Jesu, mir die Gnade gönne, daß ich die Gefahr erkenne.

5. Ach! so wache doch von Sünden auf, o du mein sichrer Geist! suche Gott, weil er zu finden, weil er noch dein Vater heißt. Komme, weil die Gnadenthür nun noch stehet offen dir. Jesu, zu so gutem Werke mich mit Himmelsandacht stärke.

6. Ach! mein Herz, bedenk die Schulde, schau, wie weit du bist von Gott, wie du seine Gnad und Hulde hast verworfen und verspott, und wie du aus seiner Ruh selbst der Hölle eilest zu: Jesu, mir mein Herze lenke, daß es diese Noth bedenke.

7. Ach! weil denn noch Zeit zu kehren, so verlaß ich diesen Stand, du, mein Jesu, wollst auch hören, und mir bieten deine Hand; hilf mir Schwachen, hilf mir auf, steure meinem Sündenlauf. Herr, um deiner Marter willen wirst du meinen Wunsch erfüllen.

8. Ach! ich kann schon tröstlich finden, Jesu, hier in deinem Blut die Abwaschung meiner Sünden; dieses stärket meinen Muth, dieß erfrischet meinen Sinn, ob ich gleich ein Sünder bin. Jesu, mich forthin regiere, daß ich ein fromm Leben führe.

97. Allein zu dir, Herr Jesu Christ, mein Hoffnung steht auf Erden! Ich weiß, daß du mein Tröster bist, kein Trost mag mir sonst werden. Von Anbeginn ist nichts erkorn, auf Erden war kein Mensch geborn, der mir aus Nöthen helfen kann: ich ruf dich an, zu dem ich mein Vertrauen han.

2. Mein Sünd sind schwer und übergroß, und reuen mich von Herzen; derselben mach mich frei und los durch deiner Tod und Schmerzen, und zeig mich deinem Vater an, daß du hast gnug für mich gethan, so werd ich los der Sündenlast. Herr, halt mir fest, wes du dich mir versprochen hast.

3. Gib mir nach deinr Barmherzigkeit den wahren Christenglauben, auf daß ich deine Süßigkeit mög inniglich anschauen, vor allen Dingen lieben dich, und meinen Nächsten gleich als mich. Am letzten End dein Hilf mir send, dadurch behend des Teufels List sich von mir wend.

4. Ehr sei Gott in dem höchsten Thron, dem Vater aller Güte, und Jesu Christ, seinm liebsten Sohn, der uns allzeit behüte, und Gott dem heiligen Geiste, der uns sein Hilf allzeit leiste, damit wir ihm gefällig sein hier in der Zeit, und folgends in der Ewigkeit.

Joh. Schneſing.

Psalm 130.

98. Aus tiefer Noth schrei ich zu dir, Herr Gott, erhör mein Rufen; dein gnädig Ohren kehr zu mir, und meiner Bitt sie öffne; denn so du willt das sehen an, was Sünd und Unrecht ist gethan, wer kann, Herr, vor dir bleiben?

2. Bei dir gilt nichts, denn Gnad und Gunst, die Sünde zu vergeben; es ist doch unser Thun umsonst, auch in dem besten Leben; vor dir niemand sich rühmen kann, des muß dich fürchten jedermann, und deiner Gnade leben.

3. Darum auf Gott will hoffen ich, auf mein Verdienst nicht bauen; auf ihn mein Herz soll laßen*) sich, und seiner Güte trauen, die mir zusagt sein werthes Wort, das ist mein Trost und treuer Hort, des will ich allzeit harren.

4. Und ob es währt bis in die Nacht, und wieder an den Morgen, doch soll mein Herz an Gottes Macht verzweifeln nicht, noch sorgen. So thu Israel rechter Art, der aus dem Geist erzeuget ward und seines Gotts erharre.

*) d. i. verlaßen.

5. Ob bei uns ist der Sünden viel, bei Gott ist viel mehr Gnade; sein Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch sei der Schade. Er ist allein der gute Hirt, der Israel erlösen wird aus seinen Sünden allen.

Martin Luther.

99. Eins Christen Herz sehnt sich nach hohen Dingen, ein irdisch Herz nach dem, was irdisch heißt. Hält Gott die Seel, kann sie kein Weltgeist zwingen, weil Gottes Kraft sie stärkt und zu sich reißt. Gott ist getreu, wenn man sich zu ihm wendet, er fängt wohl an, er mittelt, er vollendet.

2. Mit Gnade kommt der Herr zuvor uns Sündern; er suchet uns, und will uns zu sich ziehn, erbietet sich zum Vater bösen Kindern: ob diese gleich im Trotze vor ihm fliehn, liebt er sie doch, und will ganz ungern laßen das Sündenkind, er sucht es zu umfaßen.

3. Ach! öffne mir die Tiefe meiner Sünden, laß mich auch sehn die Tiefe deiner Gnad, laß keine Ruh mich suchen oder finden, als nur bei dem, der solche für mich hat, der da gerufen: Ich will euch erquicken, wenn euch die Sünd und ihre Last recht drücken.

4. O theures Lamm, das dort Johannes sahe, wie es von Anfang her erwürget ist, nimm weg von mir die Sünd, und sei mir nahe, daß ich dich seh und schmecke, wie du bist. Laß mich durch dich, o Lamm, recht überwinden mein größtes Kreuz, die Gräuel meiner Sünden.

5. Gib mir ein reines Herz, damit ich sehe, was kein natürlich Aug gesehen hat; gib deine Lieb ins Herz, daß ich verstehe, was nie ein Mensch erfahren in der That; laß mich doch vom verborgnen Manna eßen, und dein, o Jesu, ewig nicht vergeßen.

6. So soll dein Lob dann von mir stets erklingen, so lang ich noch in dieser Schwachheit bin; dort aber werd ich dir ein neu Lied singen, inzwischen nimm dieß Lallen von mir hin, bis ich dort werde mit den Seraphinen in deinem Tempel Tag und Nacht dir dienen.

Maria Magdalena Böhmerin.

Weise: Vater unser, im Himmelreich.

100. So wahr ich lebe, spricht dein Gott, mir ist nicht lieb des Sünders Tod, vielmehr ist dieß mein Wunsch und Will, daß er von Sünden halte still, von seiner

Bosheit kehre sich, und lebe mit mir ewiglich.

2. Dieß Wort bedenk, o Menschenkind, verzweifle nicht in deiner Sünd: hier findest du Trost, Heil und Gnad, die Gott dir zugesaget hat, und zwar durch einen theuern Eid; o selig, dem die Sünd ist leid!

3. Doch hüte dich vor Sicherheit, denk nicht: Es ist noch gute Zeit, ich will erst fröhlich sein auf Erd, und wenn ich lebensmüde werd, alsdann will ich bekehren mich, Gott wird wohl mein erbarmen sich.

4. Wahr ists, Gott ist zwar stets bereit dem Sünder mit Barmherzigkeit; doch wer auf Gnade sündigt hin, fährt fort in seinem bösen Sinn, und seiner Seelen selbst nicht schont, der wird mit Ungnad abgelohnt.

5. Gnad hat dir zugesaget Gott von wegen Christi Blut und Tod; doch sagen hat er nicht gewollt, ob du bis morgen leben sollt; daß du mußt sterben, ist dir kund, verborgen ist des Todes Stund.

6. Heut lebst du, heut bekehre dich, eh morgen kommt, kanns ändern sich; wer heut ist frisch, gesund und roth, ist morgen krank, ja wohl gar todt: so du nun stirbest ohne Buß, dein Leib und Seel dort brennen muß.

7. Hilf, o Herr Jesu, hilf du mir, daß ich jetzt komme bald zu dir, und Buße thu den Augenblick, eh mich der schnelle Tod hinrück, auf daß ich heut und jederzeit zu meiner Heimfahrt sei bereit.

Johann Heermann.

Psalm 6.

101. Straf mich nicht in deinem Zorn, großer Gott, verschone! Ach, laß mich nicht sein verlorn, nach Verdienst nicht lohne! Hat die Sünd dich entzündt, lösch ab in dem Lamme deines Grimmes Flamme.

2. Zeig mir deine Vaterhuld, stärk mit Trost mich Schwachen; ach, Herr! hab mit mir Geduld, mein Gebeine krachen. Heil die Seel mit dem Oel deiner großen Gnaden, wend ab allen Schaden.

3. Herr, wer denkt im Tode dein? wer dankt in der Höllen? Rette mich aus jener Pein der verdammten Seelen, daß ich dir für und für dort an jenem Tage, höchster Gott, Lob sage.

4. Ach! sieh mein Gebeine an, wie sie all erstarren, meine Seele gar nicht kann deiner Hilfe harren; ich verschmacht, Tag und Nacht muß mein Lager fließen von den Thränengüßen.

5. Ach! ich bin so müd und matt von den schweren Plagen; mein Herz ist der Seufzer satt, die

nach Hilfe fragen: wie so lang machst du bang meiner armen Seele in der Schwermuthshöhle?

6. Weicht, ihr Feinde, weicht von mir! Gott erhört mein Beten! Nunmehr darf ich mit Begier vor sein Antlitz treten. Teufel, weich! Hölle fleuch! Was mich vor gekränket, hat mir Gott geschenket.

7. Vater, dir sei ewig Preis, hier und auch dort oben, wie auch Christo gleicher Weis, der allzeit zu loben; heilger Geist, sei gepreist, hochgerühmt, geehret, daß du mich erhöret.

Joh. Georg Albinus.

Rechtfertigung.

102. Durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen; dasselb Gift ist auf uns geerbt, daß wir nicht mochten g'nesen ohn Gottes Trost, der uns erlöst hat von dem großen Schaden, darein die Schlang Eva bezwang, Gotts Zorn auf sich zu laden.

2. Weil denn die Schlang Eva hat bracht, daß sie ist abgefallen von Gottes Wort, das sie veracht, dadurch sie in uns allen bracht hat den Tod, so war je Noth, daß uns auch Gott sollt geben sein lieben Sohn, der Gnaden Thron, in dem wir möchten leben.

3. Wie uns nun hat ein fremde Schuld in Adam all verhöhnet, also hat uns ein fremde Huld in Christo all versöhnet; und wie wir all durch Adams Fall sind ewigs Tods gestorben, also hat Gott durch Christi Tod verneut, das war verdorben.

4. So er uns denn sein Sohn hat g'schenkt, da wir sein Feind' noch waren, der für uns ist ans Kreuz gehenkt, getödt, gen Himmel g'fahren, dadurch wir sein von Tod und Pein erlöst, so wir vertrauen in diesen Hort, des Vaters Wort: wem wollt vor Sterben grauen?

5. Er ist der Weg, das Licht, die Pfort, die Wahrheit und das Leben, des Vaters Rath und ewges Wort, den er uns hat gegeben zu einem Schutz, daß wir mit Trutz an ihn fest sollen glauben; darum uns bald kein Macht noch Gwalt aus seiner Hand wird rauben.

6. Der Mensch ist gottlos und verrucht, sein Heil ist auch noch ferren, der Trost bei einem Menschen sucht, und nicht bei Gott dem Herren; denn wer ihm will ein ander Ziel ohn diesen Tröster stecken, den mag gar bald des Teufels Gwalt mit seiner List erschrecken.

7. Wer hofft in Gott und dem vertraut, der wird nimmer zu Schanden; denn wer auf diesen Felsen baut, ob ihm gleich geht zu Handen viel Unfalls hie, hab ich doch nie den Menschen sehen fallen, der sich verläßt auf Gottes Trost; er hilft sein Gläubgen allen.

8. Ich bitt, o Herr, aus Herzensgrund, du wollst nicht von mir nehmen dein heilges Wort aus meinem Mund, so wird mich nicht beschämen mein Sünd und Schuld, denn in dein Huld setz ich all mein Vertrauen; wer sich nun fest darauf verläßt, der wird den Tod nicht schauen.

9. Mein Füßen ist dein heilges Wort ein' brennende Lucerne *), ein Licht, das mir den Weg weist fort: so dieser Morgenstern in uns aufgeht, sobald versteht der Mensch die hohen Gaben, die Gottes Geist den gwiß verheißt, die Hoffnung darein haben.

Lazarus Spengler.

*) Leuchte. Psalm 119, 105.

Römer 7. 8.

103. Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güte; die Werke helfen nimmermehr, sie mögen nicht behüten. Der Glaub sieht Jesum Christum an, der hat gnug für uns all gethan, er ist der Mittler worden.

2. Was Gott im Gesetz geboten hat, da man es nicht konnt halten, erhub sich Zorn und große Noth vor Gott so mannigfalte. Vom Fleisch wollt nicht heraus der Geist, vom Gesetz erfordert allermeist; es war mit uns verloren.

3. Es war ein falscher Wahn dabei: Gott hätt sein Gesetz drum geben, als ob wir möchten selber frei nach seinem Willen leben; so ist es nur ein Spiegel zart, der uns zeigt an die sündge Art, in unserm Fleisch verborgen.

4. Nicht möglich war, dieselbge Art aus eignen Kräften laßen; wie wohl es oft versuchet ward, noch mehrt sich Sünd ohn Maßen; denn Gleisners Werk Gott hoch verdammt, und je dem Fleisch der Sünde Schand allzeit war angeboren.

5. Noch mußt das Gesetz erfüllet sein, sonst wärn wir all verdorben; darum schickt Gott sein Sohn herein, der selber Mensch ist worden; das ganz Gesetz hat er erfüllt, damit seins Vaters Zorn gestillt, der über uns gieng alle.

6. Und wenn es nun erfüllet ist durch den, der es konnt halten, so lerne jetzt ein frommer Christ des Glaubens recht Gestalte: nicht

mehr, denn: Lieber Herre mein! dein Tod wird mir das Leben sein, du hast für mich bezahlet.

7. Daran ich keinen Zweifel trag, dein Wort kann nicht betrügen; nun sagst du, daß kein Mensch verzag, das wirst du nimmer lügen: Wer glaubt in mich und wird getauft, demselben ist der Himm'l erkauft, daß er nicht wird verloren.

8. Er ist gerecht vor Gott allein, der diesen Glauben faßet; der Glaub gibt aus von ihm den Schein, so er die Werk nicht laßet. Mit Gott der Glaub ist wohl daran, dem Nächsten wird die Lieb Guts thun, bist du aus Gott geboren.

9. Es wird die Sünd durchs G'setz erkannt, und schlägt das G'wißen nieder; das Evangelium kommt zu Hand, und stärkt den Sünder wieder, und spricht: Nur kreuch zum Kreuz herzu, im G'setz ist weder Rast noch Ruh mit allen seinen Werken.

10. Die Werk die kommen gwislich her aus einem rechten Glauben; denn das nicht rechter Glaube wär, wollst ihn der Werk berauben. Doch macht allein der Glaub gerecht, die Werk die sind des Nächsten Knecht, dabei wir'n Glauben merken.

11. Die Hoffnung wart't der rechten Zeit, was Gottes Wort' zusagen; wann das geschehen soll zur Freud, setzt Gott kein gwissen Tage: er weiß wohl, wanns am besten ist, er braucht an uns kein arge List, des solln wir ihm vertrauen.

12. Ob sichs anließ, als wollt er nicht, laß dich es nicht erschrecken; denn wo er ist am besten mit, da will ers nicht entdecken; sein Wort laß dir gewisser sein, und ob dein Fleisch spräch lauter Nein, so laß doch dir nicht grauen.

13. Sei Lob und Ehr mit hohem Preis, um dieser Gutthat willen, Gott Vater, Sohn, heiligem Geist; der woll mit Gnad erfüllen, was er in uns angfangen hat zu Ehren seiner Majestat, daß heilig werd sein Name.

14. Sein Reich zukomm, sein Will auf Erd steh wie im Himmelsthrone; das täglich Brot noch heut uns werd; woll unser Schuld verschonen, als wir auch unsern Schuldgern thun; laß uns nicht in Versuchung stehn; lös uns vom Uebel. Amen.

Paulus Speratus.

104. Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält; wo anders, als in Jesu Wunden? Da lag er vor der Zeit der Welt, der Grund der unbeweg-

lich steht, wenn Erd und Himmel untergeht.

2. Es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt; es sind die offnen Liebesarme des, der sich zu dem Sünder neigt, dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht.

3. Wir sollen nicht verloren werden, Gott will, uns soll geholfen sein; deswegen kam der Sohn auf Erden, und nahm hernach den Himmel ein; deswegen klopft er für und für so stark an unsers Herzens Thür.

4. O Abgrund, welcher alle Sünden durch Christi Tod verschlungen hat! Das heißt die Wunde recht verbinden; da findet kein Verdammen statt, weil Christi Blut beständig schreit: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!

5. Darein will ich mich gläubig senken, dem will ich mich getrost vertraun, und, wenn mich meine Sünden kränken, nur bald nach Gottes Herze schaun: da findet sich zu aller Zeit unendliche Barmherzigkeit.

6. Wird alles Andre weggerißen, was Seel und Leib erquicken kann, darf ich von keinem Troste wißen, und scheine völlig ausgethan, ist die Errettung noch so weit: mir bleibet die Barmherzigkeit.

7. Beginnt das Irdische zu drücken, ja, häuft sich Kummer und Verdruß, daß ich mich noch in vielen Stücken mit eitlen Dingen mühen muß, ich werde ziemlich sehr zerstreut, so hoff ich auf Barmherzigkeit.

8. Muß ich an meinen besten Werken, darinnen ich gewandelt bin, viel Unvollkommenheit bemerken, so fällt wohl alles Rühmen hin; doch ist auch dieser Trost bereit: ich hoffe auf Barmherzigkeit.

9. Es gehe nur nach dessen Willen, bei dem so viel Erbarmen ist; er wolle selbst mein Herze stillen, damit es das nur nicht vergißt; so stehet es in Lieb und Leid in, durch und auf Barmherzigkeit.

10. Bei diesem Grunde will ich bleiben, so lange mich die Erde trägt; das will ich denken, thun und treiben, so lange sich ein Glied bewegt. So sing ich einstens höchst erfreut: O Abgrund der Barmherzigkeit!

Joh. Andr. Rothe.

Heiligung.

Weiſe: Herr Jeſu Chriſt, meins Lebens Licht.

105. Erneure mich, o ewges Licht! und laß von deinem Angeſicht mein Herz und Seel mit deinem Schein durchleuchtet und erfüllet ſein.

2. Ertödt in mir die ſchnöde Luſt, feg aus den alten Sündenwuſt; ach, rüſt mich aus mit Kraft und Muth, zu ſtreiten wider Fleiſch und Blut.

3. Schaff, in mir, Herr, den neuen Geiſt, der dir mit Luſt Gehorſam leiſt, und nichts ſonſt, als was du willſt, will. Ach, Herr! mit ihm mein Herz erfüll.

4. Auf dich laß meine Sinnen gehn, laß ſie nach dem, was droben, ſtehn, bis ich dich ſchau, o ewges Licht! von Angeſicht zu Angeſicht.

Joh. Friedr. Knapp.

106. Ich ruf zu dir, Herr Jeſu Chriſt! ich bitt, erhör mein Klagen; verleih mir Gnad zu dieſer Friſt, laß mich doch nicht verzagen. Den rechten Glauben, Herr! ich mein, den wolleſt du mir geben, dir zu leben, mein'm Nächſten nütz ſein, dein Wort zu halten eben.

2. Ich bitt noch mehr, o Herre Gott! du kannſt es mir wohl geben: daß ich nicht wieder werd zu Spott; die Hoffnung gib darneben, veraus, wenn ich muß hie davon, daß ich dir mög vertrauen, und nicht bauen auf alles mein Thun; ſonſt würds mich ewig reuen.

3. Verleih, daß ich aus Herzensgrund mein Feinden mög vergeben; verzeih mir auch zu dieſer Stund, ſchaff mir ein neues Leben. Dein Wort mein Speis laß ewig ſein, damit mein Seel zu nähren, mich zu wehren, wenn Unglück geht herein, das mich bald möcht verkehren.

4. Laß mich kein Luſt noch Furcht von dir in dieſer Welt abwenden; beſtändig ſein ans End gib mir: du beſts allein in Händen; und wem du gibſt, der hats umſonſt, es mag niemand erwerben, noch ererben durch Werke dein Gnad, die uns errett vom Sterben.

5. Ich lieg im Streit und widerſtreb, hilf, o Herr Chriſt, dem Schwachen. An deiner Gnad allein ich kleb, du kannſt mich

ſtärker machen. Kommt nun Anfechtung her, ſo wehr, daß ſie mich nicht umſtoßen; du kannſts maßen*), daß mirs nicht bringt Gfähr. Ich weiß, du wirſts nicht laßen.

*) d. i. Maß und Ziel ſezen.

Weiſe: Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt.

107. Mir nach, ſpricht Chriſtus, unſer Held, mir nach, ihr Chriſten alle! Verleugnet euch, verlaßt die Welt, folgt meinem Ruf und Schalle! Nehmt euer Kreuz und Ungemach auf euch, folgt meinem Wandel nach!

2. Ich bin das Licht, ich leucht euch für mit heilgem Tugendleben; wer zu mir kommt und folget mir, darf nicht im Finſtern ſchweben; ich bin der Weg, ich weiſe wohl, wie man wahrhaftig wandeln ſoll.

3. Mein Herz iſt voll Demüthigkeit, voll Liebe meine Seele; mein Mund der fleußt zu jeder Zeit von ſüßem Sanftmuthsöle; mein Geiſt, Gemüthe, Kraft und Sinn iſt Gott ergeben, ſchaut auf ihn.

4. Ich zeig euch das, was ſchädlich iſt, zu fliehen und zu meiden, und euer Herz von arger Liſt zu reingen und zu ſcheiden. Ich bin der Seelen Fels und Hort, und führ euch zu der Himmelspfort.

5. Fällts euch zu ſchwer, ich geh voran, ich ſteh euch an der Seite, ich kämpfe ſelbſt, ich brech die Bahn, bin Alles in dem Streite. Ein böſer Knecht, der ſtill darf ſtehn, wenn er den Feldherrn ſieht angehn.

6. Wer ſeine Seel zu finden meint, wird ſie ohn mich verlieren; wer ſie hier zu verlieren ſcheint, wird ſie in Gott einführen. Wer nicht ſein Kreuz nimmt und folgt mir, iſt mein nicht werth und meiner Zier.

7. So laßt uns denn dem lieben Herrn mit Leib und Seel nachgehen, und wohlgemuth, getroſt und gern bei ihm im Leiden ſtehen; denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron des ewgen Lebens nicht davon.

Johann Angelus.

Weiſe: O du Liebe meiner Liebe.

108. O Durchbrecher aller Bande, der du immer bei uns biſt, bei dem Schaden, Spott und Schande lauter Luſt und Himmel iſt: übe ferner dein Gerichte wider unſern Adamsſinn, bis uns dein ſo treu Geſichte führet aus dem Kerker hin.

2. Iſts doch deines Vaters Wille, daß du endeſt dieſes Werk; hierzu wohnt in dir die Fülle aller Weisheit, Lieb und Stärk, daß du nichts von dem verliereſt, was er dir geſchenket hat, und es von dem Treiben führeſt zu der ſüßen Ruheſtatt.

3. Ach! ſo mußt du uns vollenden, willſt und kannſt ja anders nicht; denn wir ſind in deinen Händen, dein Herz iſt auf uns gericht, ob wir wohl vor allen Leuten als gefangen ſind geacht, weil des Kreuzes Niedrigkeiten uns verachtet und ſchnöd gemacht.

4. Schau doch aber unſre Ketten, da wir mit der Kreatur ſeufzen, ringen, ſchreien, beten um Erlöſung von Natur, von dem Dienſt der Eitelkeiten, der uns noch ſo harte drückt, ungeachtet der Geiſt in Zeiten ſich auf etwas Beßres ſchickt.

5. Ach! erheb die matten Kräfte, ſich einmal zu reißen los, und durch alle Weltgeſchäfte durchgebrochen ſtehen bloß. Weg mit Menſchenfurcht und Zagen, weich, Vernunftbedenklichkeit, fort mit Scheu vor Schmach und Plagen, weg des Fleiſches Zärtlichkeit!

6. Herr, zermalme, brich und reiße die verboſte Macht entzwei! denke, daß ein armer Menſche dir im Tod nichts nütze ſei; heb ihn aus dem Staub der Sünden, wirf die Schlangenbrut hinaus, laß uns wahre Freiheit finden in des Vaters Hochzeitshaus!

7. Wir verlangen keine Ruhe für das Fleiſch in Ewigkeit; wie dus nöthig findſt, ſo thue noch vor unſrer Abſchiedszeit. Aber unſer Geiſt der bindet dich im Glauben, läßt dich nicht, bis er die Erlöſung findet, da ihm Zeit und Maaß gebricht.

8. Herrſcher, herrſche! Sieger, ſiege! König, brauch dein Regiment! Führe deines Reiches Kriege, mach der Sclaverei ein End. Laß doch aus der Grub die Seelen durch des neuen Bundes Blut; laß uns länger nicht ſo quälen, denn du meinſts mit uns ja gut.

9. Haben wir uns ſelbſt gefangen in Luſt und Gefälligkeit, ach! ſo laß uns nicht ſtets hangen in dem Tod der Eitelkeit; denn die Laſt treibt uns zu rufen, alle ſchreien wir dich an: zeig doch nur die erſten Stufen der gebrochnen Freiheitsbahn.

10. Ach! wie theur ſind wir erworben, nicht der Menſchen Knecht zu ſein; drum, ſo wahr du biſt geſtorben, mußt du uns auch machen rein, rein und frei und ganz vollkommen, nach dem beſten Bild gebildt. Der hat Gnad um Gnad genommen, wer aus deiner Füll ſich füllt.

11. Liebe, zeuch uns in dein Sterben, laß mit dir gekreuzigt ſein, was dein Reich nicht kann

ererben; führ ins Paradies uns ein. Doch wohlan, du wirst nicht säumen, wo wir nur nicht läßig sein; werden wir doch als wie träumen, wenn die Freiheit bricht herein.

Gottfried Arnold.

Weise: O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen.

109. O wie mögen wir doch unser Leben so der Welt und ihrer Lust ergeben, und uns selbst scheiden von der Frommen Ruh und tausend Freuden?

2. Müßen wir nicht auch nach kurzen Jahren zu den Todten in die Grube fahren? Es wird geschehen, daß ein jeder seinen Lohn soll sehen.

3. Wenn die Welt ihr Ende nun genommen, und der Richter wird vom Himmel kommen, der wird entdecken alles, was wir meinten zu verstecken.

4. O was wird er für ein Urtheil fällen, wenn er unser Thun wird vor sich stellen, wenn er wird finden, wie wir hie gelebt in lauter Sünden!

5. O Herr Christe, wollest meiner schonen, und mir Sünder nach Verdienst nicht lohnen! Ich will verlaßen alle Welt und ihre Lüste haßen.

6. Forthin soll mein Leben dir zu Ehren nimmer sich von deinem Wort abkehren. Dein will ich bleiben; keine Welt soll mehr von dir mich treiben.

7. Deine Gnadenthür steht allen offen, die auf dich in diesem Leben hoffen; die ohn dich sterben, müßen dort mit Leib und Seel verderben.

8. Darum schließ ich mich in deine Wunden, da ich meinen Sünden Rath gefunden; dein Kreuz und Leiden führet mich zu wahren Himmelsfreuden.

Heinrich Albert.

110. Ringe recht, wenn Gottes Gnade dich nun ziehet und bekehrt, daß dein Geist sich recht entlade von der Last, die ihn beschwert.

2. Ringe, denn die Pfort ist enge und der Lebensweg ist schmal; hier bleibt alles im Gedränge, was nicht zielt zum Himmelssaal.

3. Kämpfe bis aufs Blut und Leben, dring hinein in Gottes Reich. Will der Satan widerstreben, werde weder matt noch weich.

4. Ringe, daß dein Eifer glühe, und die erste Liebe dich von der ganzen Welt abziehe; halbe Liebe hält nicht Stich.

5. Ringe mit Gebet und Schreien, halte damit feurig an;

laß dich keine Zeit gereuen, wärs auch Tag und Nacht gethan.

6. Hast du denn die Perl errungen, denke ja nicht, daß du nun alles Böse hast bezwungen, das uns Schaden pflegt zu thun.

7. Nimm mit Furcht ja deiner Seele, deines Heils mit Zittern war; hier in dieser Leibeshöhle schwebst du täglich in Gefahr.

8. Halt ja deine Krone feste, halte männlich, was du hast. Recht beharren ist das Beste; Rückfall ist ein böser Gast.

9. Laß dein Auge ja nicht gaffen nach der schnöden Eitelkeit, bleibe Tag und Nacht in Waffen, fliehe Träg- und Sicherheit.

10. Laß dem Fleische nicht den Willen, gib der Lust den Zügel nicht. Willt du die Begierden füllen, so verlischt das Gnadenlicht.

11. Fleischesfreiheit macht die Seele kalt und sicher, frech und stolz, frißt hinweg des Glaubens Oele, läßt nichts als ein faules Holz.

12. Wahre Treu führt mit der Sünde bis ins Grab beständig Krieg, richtet sich nach keinem Winde, sucht in jedem Kampf den Sieg.

13. Wahre Treu liebt Christi Wege, steht beherzt auf ihrer Hut, weiß von keiner Wollustpflege, hält sich selber nichts zu gut.

14. Wahre Treu hat viel zu weinen, spricht zum Lachen: du bist toll!*) weil es, wenn Gott wird erscheinen, lauter Heulen werden soll.

15. Wahre Treu kommt dem Getümmel dieser Welt niemals zu nah. Ist ihr Schatz doch in dem Himmel, drum ist auch ihr Herz allda.

16. Dieß bedenket wohl, ihr Streiter! streitet recht und fürchtet euch; geht doch alle Tage weiter, bis ihr kommt ins Himmelreich.

17. Denkt bei jedem Augenblicke, obs vielleicht der letzte sei. Bringt die Lampen ins Geschicke, holt stets neues Oel herbei.

18. Liegt nicht alle Welt im Bösen? steht nicht Sodom in der Glut? Seele, wer soll dich erlösen? Eilen, eilen ist hier gut.

19. Eile, wo du dich erretten, und nicht mit verderben willt; mach dich los von allen Ketten, fleuch als ein gejagtes Wild.

20. Lauf der Welt doch aus den Händen, bring ins stille Zoar**) ein. Eile, daß du mögst vollenden, mache dich von Allem rein.

21. Laß dir nichts am Herzen kleben, fleuch vor dem verbognen Bann, such in Gott geheim zu leben, daß dich nichts beflecken kann.

22. Eile, zähle Tag und Stunden, bis dein Bräutgam kommt

*) Pred. Sal. 2, 2. Matth. 24, 30.
**) 1. Mos. 19, 22. 23.

und winkt und, wenn du nun überwunden, dich zum Schauen Gottes bringt.

23. Eile, lauf ihm doch entgegen, sprich: Mein Licht! ich bin bereit, nun mein Hüttlein abzulegen, mich dürst't nach der Ewigkeit.

Joh. Joseph Winckler.

Weise: Wachet auf, ruft uns die Stimme.

111. Rüstet euch, ihr Christenleute! die Feinde suchen euch zur Beute, ja Satan selbst hat eur begehrt. Wappnet euch mit Gottes Worte, und kämpfet frisch an jedem Orte, damit ihr bleibet unversehrt. Ist euch der Feind zu schnell, hier ist Immanuel. Hosianna! der Starke fällt durch diesen Held, und wir behalten mit das Feld.

2. Reinigt euch von euren Lüsten, besieget sie, die ihr seid Christen, und stehet in des Herren Kraft. Stärket euch in Jesu Namen, daß ihr nicht strauchelt, wie die Lahmen. Wo ist des Glaubens Eigenschaft? Wer hier ermüden will, der schaue auf das Ziel, da ist Freude. Wohlan, so seid zum Kampf bereit, so krönet euch die Ewigkeit.

3. Streitet recht die wenig Jahre, eh ihr kommt auf die Todtenbahre; kurz, kurz ist unser Lebenslauf. Wenn Gott wird die Todten wecken, und Christus wird die Welt erschrecken, so stehen wir mit Freuden auf. Gott Lob! wir sind versöhnt. Daß uns die Welt noch höhnt, währt nicht lange, und Gottes Sohn hat längstens schon uns beigelegt die Ehrenkron.

4. Jesu, stärke deine Kinder, und mache die zu Ueberwinder, die du erkauft mit deinem Blut. Schaffe in uns neues Leben, daß wir uns stets zu dir erheben, wenn uns entfallen will der Muth. Geuß aus auf uns den Geist, dadurch die Liebe fleußt in die Herzen, so halten wir getreu an dir im Tod und Leben, für und für.

Weise: Freu dich sehr, o meine Seele.

112. Schaffet, schaffet, Menschenkinder, schaffet eure Seligkeit; bauet nicht, wie freche Sünder, nur auf gegenwärtge Zeit; sondern schauet über euch, ringet nach dem Himmelreich, und bemühet euch auf Erden, w.. ihr möget selig werden.

2. Daß nun dieses mög geschehen, müßt ihr nicht nach Fleisch und Blut und desselben Neigung gehen; sondern was Gott will

und thut, das muß ewig und allein eures Lebens Richtschnur sein, es mag Fleisch und Blut in Allem übel oder wohl gefallen.

3. Ihr habt Ursach, zu bekennen, daß in euch noch Sünde steckt, daß ihr Fleisch von Fleisch zu nennen, daß euch lauter Elend deckt, und daß Gottes Gnadenkraft nur allein das Gute schafft; ja, daß außer seiner Gnade in euch nichts denn Seelenschade.

4. Selig, wer im Glauben kämpfet, selig, wer im Kampf besteht, und die Sünden in sich dämpfet, selig, wer die Welt verschmäht! Unter Christi Kreuzesschmach jaget man dem Frieden nach; wer den Himmel will ererben, muß zuvor mit Christo sterben.

5. Werdet ihr nicht treulich ringen, sondern träg und läßig sein, eure Neigung zu bezwingen, so bricht eure Hoffnung ein: ohne tapfern Streit und Krieg folget niemals rechter Sieg, wahren Siegern wird die Krone nur zum beigelegten Lohne.

6. Mit der Welt sich lustig machen, hat bei Christen keine Statt; fleischlich reden, thun und lachen schwächt den Geist und macht ihn matt. Ach! bei Christi Kreuzesfahn geht es wahrlich niemals an, daß man noch mit frechem Herzen sicher wolle thun und scherzen.

7. Furcht muß man vor Gott stets tragen; denn er kann mit Leib und Seel uns zur Höllen niederschlagen. Er ists, der des Geistes Oel und, nachdem es ihm beliebt, Wollen und Vollbringen gibt. O so laßt uns zu ihm gehen, ihn um Gnade anzuflehen.

8. Und dann schlagt die Sündenglieder, welche Adam in euch regt, in den Kreuzestod darnieder, bis ihm seine Macht gelegt. Hauet Händ und Füße ab, was euch ärgert, senkt ins Grab, und denkt mehrmals an die Worte: Dringet durch die enge Pforte.

9. Zittern will ich vor der Sünde, und dabei auf Jesum sehn, bis ich seinen Beistand finde, in der Gnade zu bestehn. Ach mein Heiland! geh doch nicht mit mir Armen ins Gericht; gib mir deines Geistes Waffen, meine Seligkeit zu schaffen.

10. Amen, es geschehe, Amen! Gott versiegle dieß in mir, auf daß ich in Jesu Namen so den Glaubenskampf ausführ. Er, er gebe Kraft und Stärk, und regiere selbst das Werk, daß ich wache, bete, ringe, und also zum Himmel dringe.

Ludw. Andr. Gotter.

Christliches Leben.

Weise: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend.

113. Ach Herr! gib du uns deine Gnad, daß unsre Arbeit wohl gerath, zu Ehren deiner Herrlichkeit und uns zur Seelen Seligkeit.

Weise: Christus, Christus, Christus ist.

114. Fang dein Werk mit Jesu an, Jesus hats in Händen; Jesum ruf zum Beistand an, Jesus wirds wohl enden. Steh mit Jesu Morgens auf, geh mit Jesu schlafen, führ mit Jesu deinen Lauf, laße Jesum schaffen.

2. Morgens soll der Anfang sein, Jesum anzubeten, daß er woll dein Helfer sein stets in deinen Nöthen. Morgens, Abends und bei Nacht will er stehn zur Seiten, wenn des Satans List und Macht dich sucht zu bestreiten.

3. Wenn dein Jesus mit dir ist, laß die Feinde wüthen; er wird dich vor ihrer List schützen und behüten. Setz nur das Vertrauen dein in sein Allmachtshände, und glaub sicher, daß allein er dein Unglück wende.

4. Wenn denn deine Sach also mit Gott angefangen, ei so hat es keine Noth, wirst den Zweck erlangen. Es wird folgen Glück und Heil hier in diesem Leben; endlich wird dir Gott dein Theil auch im Himmel geben.

5. Nun, Herr Jesu, all mein Sach sei dir übergeben; es nach deinem Willen mach auch im Tod und Leben. All mein Werk greif ich jetzt an, Jesu, in dein'm Namen, laß es doch sein wohlgethan! Ich sprech darauf Amen.

Weise: In dich hab ich gehoffet, Herr.

115. Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun und Werk auf deinem Willen ruhn, von dir kommt Glück und Segen; was du regierst, das geht und steht auf rechten, guten Wegen.

2. Es steht in keines Menschen Macht, daß sein Rath werd ins Werk gebracht und seines Gangs sich freue: des Höchsten Rath, der machts allein, daß Menschenrath gedeihe.

3. Oft denkt der Mensch in seinem Muth, dieß oder jenes

sei ihm gut, und ist doch weit gefehlet; oft sieht er auch für schädlich an, was doch Gott selbst erwählet.

4. So fängt auch oft ein weiser Mann ein gutes Werk zwar fröhlich an, und bringts doch nicht zum Stande; er baut ein Schloß und festes Haus, doch nur auf lauterm Sande.

5. Wie mancher ist in seinem Sinn fast über Berg und Spitzen hin, und eh er sichs versiehet, so liegt er da, und hat sein Fuß vergeblich sich bemühet.

6. Drum, lieber Vater, der du Kron und Scepter trägst im Himmelsthron und aus den Wolken blitzest, vernimm mein Wort, und höre mich vom Stuhle, da du sitzest.

7. Verleihe mir das edle Licht, das sich von deinem Angesicht in fromme Seelen strecket, und da der rechten Weisheit Kraft durch deine Kraft erwecket.

8. Gib mir Verstand aus deiner Höh, auf daß ich ja nicht ruh und steh auf meinem eignen Willen; sei du mein Freund und treuer Rath, was gut ist, zu erfüllen.

9. Prüf alles wohl, und was mir gut, das gib mir ein; was Fleisch und Blut erwählet, das verwehre. Der höchste Zweck, das beste Theil sei deine Lieb und Ehre.

10. Was dir gefällt, das laß auch mir, o meiner Seelen Sonn und Zier! gefallen und belieben; was dir zuwider, laß mich nicht in Werk und That verüben.

11. Ists Werk von dir, so hilf zu Glück; ists Menschenthun, so treibs zurück und ändre meine Sinnen; was du nicht wirkst, pflegt von ihm selbst in kurzem zu zerrinnen.

12. Sollt aber dein und unser Feind an dem, was dein Herz gut gemeint, beginnen sich zu rächen, ist das mein Trost, daß seinen Zorn du leichtlich könnest brechen.

13. Tritt du zu mir, und mache leicht, was mir sonst fast unmöglich deucht', und bring zum guten Ende, was du selbst angefangen hast durch Weisheit deiner Hände.

14. Ist gleich der Anfang etwas schwer, und muß ich auch ins tiefe Meer der bittern Sorgen treten, so treib mich nur ohn Unterlaß zu seufzen und zu beten.

15. Wer fleißig betet und dir traut, wird alles, da ihm sonst für graut, mit tapfrem Muth bezwingen; sein Sorgenstein wird in der Eil in tausend Stücke springen.

16. Der Weg zum Guten ist fast wild, mit Dorn und Hecken ausgefüllt, doch, wer ihn freundlich gehet, kommt endlich, Herr, durch deinen Geist, wo Freud und Wonne stehet.

17. Du bist mein Vater, ich dein Kind: was ich bei mir nicht hab und sind, hast du zu aller Gnüge; so hilf nun, daß ich meinen Stand wohl halt und herrlich siege.

18. Dein soll sein aller Ruhm und Ehr, ich will dein Thun je mehr und mehr aus hocherfreuter Seelen vor deinem Volk und aller Welt, so lang ich leb, erzählen.

Paulus Gerhardt.

116. Kyrie eleison!
Christe eleison!
Kyrie eleison!
Christe eleison!
Herr Gott Vater im Himmel,
Herr Gott Sohn, der Welt Heiland,
Herr Gott heiliger Geist,
Erbarm dich über uns!
Sei uns gnädig,
Hilf uns, lieber Herre Gott!
Vor allen Sünden,
Vor allem Irrsal,
Vor allem Uebel
Behüt uns, lieber Herre Gott!
Vor des Teufels Trug und List,
Vor bösem schnellen Tod,
Vor Pestilenz und theurer Zeit,
Vor Krieg und Blut,
Vor Hagel und Ungewitter,
Vor Aufruhr und Zwietracht,
Vor dem ewigen Tod
Behüt uns, lieber Herre Gott!
Durch deine heilige Geburt,
Durch deinen Todkampf und blutigen Schweiß,
Durch dein Kreuz und Tod
Hilf uns, lieber Herre Gott!
Durch dein heiliges Auferstehn und Himmelfahrt,
In unsrer letzten Noth,
Am jüngsten Gericht
Hilf uns, lieber Herre Gott!
Wir armen Sünder bitten,
Du wollest uns erhören, lieber Herre Gott!
Und deine heilige Kirche regieren und führen,
Alle Bischöfe, Pfarrherren und Kirchendiener im heilsamen Wort und heiligen Leben erhalten,
Allen Rotten und Aergernissen wehren,
Alle Irrige und Verführte wiederbringen,
Den Satan unter unsre Füße treten,
Treue Arbeiter in deine Aernte senden,
Deinen Geist und Kraft zum Wort geben,
Allen Betrübten und Blöden helfen, und sie trösten,
Allen Königen und Fürsten Fried und Eintracht geben,

Unſerm Kaiſer (König, Fürſten) ſteten Sieg wider ſeine Feinde gönnen,
Unſern Landherren mit allen ſeinen Gewaltigen leiten und ſchützen,
Unſern Rath, Schul und Gemein ſegnen und behüten,
Allen, ſo in Noth und Fahr ſind, mit Hilf erſcheinen,
Allen Schwangern und Säugern fröhliche Frucht und Gedeihen geben,
Aller Kinder und Kranken pflegen und warten,
Alle Gefangenen los und ledig laßen,
Alle Wittwen und Waiſen vertheidigen und verſorgen,
Aller Menſchen dich erbarmen,
Unſern Feinden, Verfolgern und Läſterern vergeben und ſie bekehren,
Die Früchte auf dem Lande geben und bewahren,
Und uns gnädiglich erhören.
Erhör uns, lieber Herre Gott!
O Jeſu Chriſt, Gottes Sohn,
Erbarm dich über uns!
O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt,
Erbarm dich über uns!
O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt,
Erbarm dich über uns!
O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt,
Verleih uns ſteten Fried!
Chriſte erhöre uns!
Kyrie eleiſon!
Chriſte eleiſon!
Kyrie eleiſon! Amen.

Martin Luther.

117. O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben, ohn den nichts iſt, was iſt, von dem wir alles haben, geſunden Leib gib mir, und daß in ſolchem Leib ein unverletzte Seel und rein Gewißen bleib.

2. Hilf, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret, wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet; gib, daß ichs thue bald zu der Zeit, da ich ſoll, und wenn ichs thu, ſo gib, daß es gerathe wohl.

3. Hilf, daß ich rede ſtets, womit ich kann beſtehen, laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen; und wenn in meinem Amt ich reden ſoll und muß, ſo gib den Worten Kraft und Nachdruck ohn Verdruß.

4. Findt ſich Gefährlichkeit, ſo laß mich nicht verzagen, gib einen Heldenmuth, das Kreuz hilf ſelber tragen; gib, daß ich meinen Feind mit Sanftmuth überwind, und wenn ich Rath bedarf, auch guten Rath erſind.

5. Laß mich mit jedermann in Fried und Freundſchaft leben, ſo

weit als christlich ist. Willst du mir etwas geben an Reichthum, Gut und Geld, so gib auch dieß dabei, daß kein unrechter Scherf*) mit untermenget sei.

6. Soll ich auf dieser Welt mein Leben höher bringen, durch manchen sauren Tritt hindurch ins Alter dringen, so gib Geduld; vor Sünd und Schanden mich bewahr, auf daß ich tragen mag mit Ehren graues Haar.

7. Laß mich an meinem End auf Christi Tod abscheiden, die Seele nimm zu dir hinauf zu deinen Freuden; dem Leibe gib, daß er, wo seiner Eltern Grab, alsdann auch seine Ruh an ihrer Seiten hab.

8. Und wenn du endlich wirst die Todten auferwecken, so thu auch deine Hand zu meinem Grab ausstrecken; reiß aus des Todes Macht den Leib, und laß ihn schön verklärt mit dir ins Reich der Herrlichkeit eingehn.

Johann Heermann.

*) Ein halber Heller. Marc. 12. 42.

Weise: Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht.

118. O Heilige Dreieinigkeit, erhalt uns unsre Obrigkeit, die deine treue Vaterhand gesetzet selbst in diesen Stand.

2. Dein guter Geist sie leit und führ, und segne ihr Thun für und für, daß sie voll Weisheit und Verstand regiere christlich Leut und Land.

3. Damit wir führen unter ihr ein still, geruhig Leben hier, und dermaleinst mit ihr, mein Hort, bestehen wohl im Himmel dort.

Amilia Juliana,
Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt.

Weise: Freu dich sehr, o meine Seele.

119. Sei getreu in deinem Leiden, laße dich kein Ungemach von der Liebe Jesu scheiden, murre nicht mit Weh und Ach; denke, wie er manche Zeit dir zu helfen war bereit, da du ihm dein Herz verschloßen, ob ihn das nicht hab verdroßen?

2. Sei getreu in deinem Glauben, baue deiner Seelen Grund nicht auf zweifelhafte Schrauben; sage den Gewißensbund, so geschloßen in der Tauf, deinem Gott nicht wieder auf; fange an ein beßer Leben, deinem Gott zum Dienst ergeben.

3. Sei getreu in deiner Liebe gegen Gott, der dich geliebt; an dem Nächsten Gutes übe, ob er dich gleich hat betrübt. Denke,

wie dein Heiland that, als er für die Feinde bat, so mußt du verzeihen eben, soll Gott anders dir vergeben.

4. Sei getreu in deinem Hoffen, hilft Gott gleich nicht, wie du willt: er hat bald ein Mittel troffen, daß dein Wünschen wird erfüllt. Hoffe fest, Gott ist schon hier, sein Herz bricht ihm gegen dir; hoffe nur, Gott ist vorhanden, Hoffnung macht dich nicht zu Schanden.

5. Sei getreu in Todesnöthen, fechte frisch den letzten Zug, sollt dich gleich der Herr auch tödten; das ist ja der letzte Druck. Wer da recht mit Jesu ringt, und, wie Jacob, ihn bezwingt, der gewislich ob ihm sieget und die Lebenskrone krieget.

6. Sei getreu bis an das Ende, daure redlich aus den Kampf, leidest du gleich harte Stände, duldest du gleich manchen Dampf: ist das Leiden dieser Zeit doch nicht werth der Herrlichkeit, so dir wird dein Jesus geben dort in jenem Freudenleben.

7. Ei wohlan! so will ich leiden, glauben, lieben, hoffen fest, und getreu sein bis zum Scheiden, weil mein Jesus nicht verläßt den, der ihn beständig liebt und im Kreuze sich ergibt. Ihm befehl ich meine Sachen, Jesus wirds zuletzt wohl machen.

Benj. Prätorius.

Lob- und Danklieder.

120. Dir, dir, Jehova, will ich singen; denn wo ist doch ein solcher Gott wie du? Dir will ich meine Lieder bringen, ach gib mir deines Geistes Kraft dazu, daß ich es thu im Namen Jesu Christ, so wie es dir durch ihn gefällig ist.

2. Zeuch mich, o Vater, zu dem Sohne, damit dein Sohn mich wieder zieh zu dir; dein Geist in meinem Herzen wohne, und meine Sinnen und Verstand regier, daß ich den Frieden Gottes schmeck und fühl, und dir darob im Herzen sing und spiel.

3. Verleih mir, Höchster, solche Güte, so wird gewis mein Singen recht gethan, so klingt es schön in meinem Liede, und ich bet dich im Geist und Wahrheit an; so hebt dein Geist mein Herz zu dir empor, daß ich dir Psalmen sing im höhern Chor.

4. Denn der kann mich bei dir vertreten mit Seufzern, die ganz unaussprechlich sind; der lehret mich recht gläubig beten, gibt

Zeugnis meinem Geist, daß ich dein Kind und ein Miterbe Jesu Christi sei, daher ich Abba, lieber Vater! schrei.

5. Wenn dieß aus meinem Herzen schallet durch deines heilgen Geistes Kraft und Trieb, so bricht dein Vaterherz und wallet ganz brünstig gegen mir vor heißer Lieb, daß mirs die Bitte nicht versagen kann, die ich nach deinem Willen hab gethan.

6. Was mich dein Geist selbst Alles lehret, das ist nach deinem Willen eingericht, und wird gewis von dir erhöret, weil es im Namen deines Sohns geschicht, durch welchen ich dein Kind und Erbe bin, und nehme von dir Gnad um Gnade hin.

7. Wohl mir, daß ich dieß Zeugnis habe; drum bin ich voller Trost und Freudigkeit, und weiß, daß alle gute Gabe, die ich von dir verlange jederzeit, die gibst du und thust überschwänglich mehr, als ich verstehe, bitte und begehr.

8. Wohl mir, ich bitt in Jesu Namen, der mich zu deiner Rechten selbst vertritt; in ihm ist alles Ja und Amen, was ich von dir im Geist und Glauben bitt. Wohl mir, Lob dir jetzt und in Ewigkeit, daß du mir schenkest solche Seligkeit!

Barthol. Crasselius.

Weise: Lobt Gott, ihr Christen allzugleich.

121. Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Lust! Ich sing und mach auf Erden kund, was mir von dir bewußt.

2. Ich weiß, daß du der Brunn der Gnad und ewge Quelle seist, daraus uns allen früh und spat viel Heil und Gutes fleußt.

3. Was sind wir doch, was haben wir auf dieser ganzen Erd, das uns, o Vater, nicht von dir allein gegeben werd?

4. Wer hat das schöne Himmelszelt hoch über uns gesetzt? wer ist es, der uns unser Feld mit Thau und Regen netzt?

5. Wer wärmet uns in Kält und Frost? wer schützt uns vor dem Wind? wer macht es, daß man Oel und Most zu seinen Zeiten findt?

6. Wer gibt uns Leben und Geblüt? wer hält mit seiner Hand den güldnen, edlen, werthen Fried in unserm Vaterland?

7. Ach Herr, mein Gott! das kommt von dir, und du mußt alles thun, du hältst die Wach an unsrer Thür, und läßt uns sicher ruhn.

8. Du nährest uns von Jahr zu Jahr, bleibst immer fromm und treu, und stehst uns, wenn wir in Gefahr gerathen, herzlich bei.

9. Du strafst uns Sünder mit Geduld, und schlägst nicht allzusehr; ja endlich nimmst du unsre Schuld, und wirfst sie in das Meer.

10. Wenn unser Herze seufzt und schreit, wirst du gar leicht erweicht, und gibst uns, was uns hoch erfreut und dir zu Ehren reicht.

11. Du zählst, wie oft ein Christe wein und was sein Kummer sei; kein Zähr- und Thränlein ist so klein, du hebst und legst es bei.

12. Du füllst des Lebens Mangel aus mit dem, was ewig steht, und führst uns in des Himmels Haus, wenn uns die Erd entgeht.

13. Wohl auf, mein Herze, sing und spring, und habe guten Muth! dein Gott, der Ursprung aller Ding, ist selbst und bleibt dein Gut.

14. Er ist dein Schatz, dein Erb und Theil, dein Glanz und Freudenlicht, dein Schirm und Schild, dein Hilf und Heil, schafft Rath und läßt dich nicht.

15. Was kränkst du dich in deinem Sinn und grämst dich Tag und Nacht? Nimm deine Sorg und wirf sie hin auf den, der dich gemacht.

16. Hat er dich nicht von Jugend auf versorget und ernährt? wie manchen schweren Unglückslauf hat er zurückgekehrt!

17. Er hat noch niemals was versehn in seinem Regiment; nein, was er thut und laßt geschehn, das nimmt ein gutes End.

18. Ei nun, so laß ihn ferner thun und red ihm nicht darein, so wirst du hier in Frieden ruhn und ewig fröhlich sein.

Paulus Gerhardt.

Weise: Hast du denn, Jesu, dein Angesicht gänzlich verborgen.

122. Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, meine geliebete Seele, das ist mein Begehren. Kommet zu Hauf, Psalter und Harfe, wacht auf, laßet den Lobgesang hören.

2. Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, der dich auf Adelers Fittigen sicher geführet, der dich erhält, wie es dir selber gefällt; hast du nicht dieses verspüret?

3. Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet, der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet; in wie viel Noth hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet?

4. Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet, der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet; denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet.

5. Lobe den Herren, was in

mir ist, lobe den Namen! Alles, was Odem hat, lobe mit Abrahams Samen! Er ist dein Licht; Seele, vergiß es ja nicht; Lebende, schließe mit Amen!

Joach. Neander.

Psalm 146.

123. Lobe den Herren, o meine Seele! Ich will ihn loben bis in Tod; weil ich noch Stunden auf Erden zähle, will ich lobsingen meinem Gott. Der Leib und Seel gegeben hat, werde gepriesen früh und spat. Halleluja, Halleluja.

2. Fürsten sind Menschen, vom Weib geboren, und Ehren um zu ihrem Staub; ihre Anschläge sind auch verloren, wenn nun das Grab nimmt seinen Raub. Weil dann kein Mensch uns helfen kann, rufe man Gott um Hilfe an. Halleluja, Halleluja!

3. Selig, ja selig ist der zu nennen, des Hilfe der Gott Jacob ist; welcher vom Glauben sich nicht läßt trennen, und hofft getrost auf Jesum Christ. Wer diesen Herrn zum Beistand hat, findet am besten Rath und That. Halleluja, Halleluja!

4. Dieser hat Himmel und Meer und Erden, und was darinnen ist, gemacht. Alles muß pünktlich erfüllet werden, was er uns einmal zugedacht. Er ists, der Herrscher aller Welt, welcher uns ewig Glauben hält. Halleluja, Halleluja!

5. Zeigen sich welche, die Unrecht leiden, er ists, der ihnen Recht verschafft; Hungrigen will er zur Speis bescheiden, was ihnen dient zur Lebenskraft; die hart Gebundnen macht er frei; seine Genad ist mancherlei. Halleluja, Halleluja!

6. Sehende Augen gibt er den Blinden, erhebt, die tiefgebeuget gehn. Wo er kann einige Fromme finden, die läßt er seine Liebe sehn. Sein Aufsicht ist der Fremden Trutz, Wittwen und Waisn hält er in Schutz. Halleluja, Halleluja!

7. Aber der Gottesvergeßnen Tritte kehrt er mit starker Hand zurück, daß sie nur machen verkehrte Schritte, und fallen selbst in ihren Strick. Der Herr ist König ewiglich. Zion, dein Gott sorgt stets für dich. Halleluja, Halleluja!

8. Rühmet, ihr Menschen, den hohen Namen des, der so große Wunder thut. Alles, was Odem hat, rufe Amen, und bringe Lob mit frohem Muth. Ihr Kinder Gottes, lobt und preist Vater und Sohn und heilgen Geist. Halleluja, Halleluja!

Joh. Dan. Herrnschmidt.

Sirach 50, 24—26.

124. Nun danket alle Gott mit Herzen, Mund und Händen! der große Dinge thut an uns und allen Enden, der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an unzählich viel zu gut und noch jetzund gethan.

2. Der ewig reiche Gott woll uns bei unserm Leben ein immer fröhlich Herz und edlen Frieden geben, und uns in seiner Gnad erhalten fort und fort, und uns aus aller Noth erlösen hier und dort.

3. Lob, Ehr und Preis sei Gott dem Vater und dem Sohne und dem, der beiden gleich, im höchsten Himmelsthrone, dem dreieinigen Gott, als er im Anfang war, und ist und bleiben wird jetzund und immerdar.

Martin Rinckart.

Weise: Lobt Gott, ihr Christen allzugleich.

125. Nun danket all und bringet Ehr, ihr Menschen in der Welt, dem, dessen Lob der Engel Heer im Himmel stets vermeldt.

2. Ermuntert euch und singt mit Schall Gott, unserm höchsten Gut, der seine Wunder überall und große Dinge thut.

3. Der uns von Mutterleibe an frisch und gesund erhält, und wo kein Mensch nicht helfen kann, sich selbst zum Helfer stellt.

4. Der, ob wir ihn gleich hoch betrübt, doch bleibet gutes Muths, die Straf erläßt, die Schuld vergibt, und thut uns alles Guts.

5. Er gebe uns ein fröhlich Herz, erfrische Geist und Sinn, und werf all Angst, Furcht, Sorg und Schmerz ins Meeres Tiefe hin.

6. Er laße seinen Frieden ruhn in Israelis Land; er gebe Glück zu unserm Thun und Heil in allem Stand.

7. Er laße seine Lieb und Güt um, bei und mit uns gehn, was aber ängstet und bemüht, gar ferne von uns stehn.

8. So lange dieses Leben währt, sei er stets unser Heil, und bleib auch, wenn wir von der Erd abscheiden, unser Theil.

9. Er drücke, wenn das Herze bricht, uns unsre Augen zu, und zeig uns drauf sein Angesicht dort in der ewgen Ruh.

Paulus Gerhardt.

Nach Psalm 103.

126. Nun lob mein Seel den Herren, was in mir ist, den Namen sein! Sein Wohlthat thut er mehren, vergiß es

nicht, o Herze mein! Hat dir dein Sünd vergeben, und heilt dein Schwachheit groß; errettet dein armes Leben, nimmt dich in seinen Schoß, mit rechtem Trost beschüttet, verjüngt dem Adler gleich. Der Herr schafft Recht, behütet, die Leidenden im Reich.

2. Er hat uns wißen laßen sein herrlich Recht und sein Gericht, dazu sein Güt ohn Maßen, es mangelt an Erbarmung nicht; sein Zorn läßt er wohl fahren, straft nicht nach unsrer Schuld, die Gnad thut er nicht sparen, den Blöden ist er hold. Sein Güt ist hoch erhaben ob den, die fürchten ihn; so fern der Ost vom Abend, ist unsre Sünd dahin.

3. Wie sich ein Mann erbarmet üb'r seine jungen Kindelein, so thut der Herr uns Armen, so wir ihn kindlich fürchten rein. Er kennt das arm Gemächte, und weiß, wir sind nur Staub, gleich wie das Gras von Rechte, ein Blum und fallend Laub: der Wind nur drüber wehet, so ist es nimmer da: also der Mensch vergehet, sein End das ist ihm nah.

4. Die Gottesgnad alleine bleibt stet und fest in Ewigkeit bei seiner lieb'n Gemeine, die steht in seiner Furcht bereit, die seinen Bund behalten; er herrscht im Himmelreich. Ihr starken Engel, waltet seins Lobs, und dient zugleich dem großen Herrn zu Ehren, und treibt sein heilges Wort. Mein Seel soll auch vermehren sein Lob an allem Ort.

Joh. Gramann.

127. Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit, lob ihnmit Schalle, wertheste Christenheit! Er läßt dich freundlich zu sich laden, freue dich, Israel, seiner Gnaden!

2. Der Herr regieret über die ganze Welt, was sich nur rühret, ihme zu Fuße fällt; viel tausend Engel um ihn schweben, Psalter und Harfen ihm Ehre geben.

3. Wohl auf, ihr Heiden, laßet das Trauern sein, zu grünen Weiden stellet euch willig ein! Da läßt er uns sein Wort verkünden, machet uns ledig von allen Sünden.

4. Er gibet Speise reichlich und überall, nach Vaters Weise sättigt er allzumal; er schaffet früh und spaten Regen, füllet uns alle mit seinem Segen.

5. Drum preis' und ehre seine Barmherzigkeit, sein Lob vermehre, wertheste Christenheit! Uns soll hinfort kein Unfall schaden, freue dich, Israel, seiner Gnaden!

Matthäus Apelles v. Löwenstern.

Weise: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

128. O Daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund! so stimmt ich damit in die Wette vom allertiefsten Herzensgrund ein Loblied nach dem andern an von dem, was Gott an mir gethan.

2. O daß doch meine Stimme schallte bis dahin, wo die Sonne stehet! O daß mein Blut mit Jauchzen wallte, so lang es noch im Laufe geht! Ach wär ein jeder Puls ein Dank und jeder Odem ein Gesang!

3. Was schweigt ihr denn, ihr meine Kräfte? Auf, auf! brauchet allen euren Fleiß, und stehet munter im Geschäfte, zu Gottes, meines Herren, Preis! mein Leib und Seele, schicke dich und lobe Gott herzinniglich!

4. Ihr grünen Blätter in den Wäldern, bewegt und regt euch doch mit mir! ihr schwanken Gräschen in den Feldern, ihr Blumen, laßt doch eure Zier zu Gottes Ruhm belebet sein, und stimmet lieblich mit mir ein!

5. Ach! alles, alles, was ein Leben und einen Odem in sich hat, soll sich mir zum Gehilfen geben; denn mein Vermögen ist zu matt, die großen Wunder zu erhöhn, die allenthalben um mich stehn.

6. Dir sei, o allerliebster Vater, unendlich Lob für Seel und Leib! Lob sei dir, mildester Berather! für allen edlen Zeitvertreib, den du mir in der ganzen Welt zu meinem Nutzen hast bestellt.

7. Mein treuster Jesu! sei gepriesen, daß dein erbarmungsvolles Herz sich mir so hilfreich hat erwiesen, und mich durch Blut und Todesschmerz von aller Teufel Grausamkeit zu deinem Eigenthum befreit.

8. Auch dir sei ewig Ruhm und Ehre, o heilig werther Gottesgeist! für deines Trostes süße Lehre, die mich ein Kind des Lebens heißt. Ach! wo was Guts von mir geschicht, das wirket nur dein göttlichs Licht.

9. Wer überströmet mich mit Segen? Bist du es nicht, o reicher Gott? Wer schützet mich auf meinen Wegen? Du, du, o Herr Gott Zebaoth! Du trägst mit meiner Sündenschuld unsäglich gnädige Geduld.

10. Vor andern küss' ich deine Ruthe, die du mir aufgebunden hast: wie viel thut sie mir doch zu Gute, und ist mir eine sanfte Last; sie macht mich fromm, und zeigt dabei, daß ich von deinen Liebsten sei.

11. Ich hab es ja mein Lebetage schon so manch liebes Mal

gespürt, daß du mich unter vieler Plage durch Dick und Dünne hast geführt; denn in der größesten Gefahr ward ich dein Trostlicht stets gewar.

12. Wie sollt ich nun nicht voller Freuden in deinem steten Lobe stehn? Wie wollt ich auch im tiefsten Leiden nicht triumphirend einher gehn? Und fiele auch der Himmel ein, so will ich doch nicht traurig sein.

13. Drum reiß ich mich jetzt aus der Höle der schnöden Eitelkeiten los, und rufe mit erhöhter Seele: Mein Gott, du bist sehr hoch und groß! Kraft, Ruhm, Preis, Dank und Herrlichkeit gehört dir jetzt und allezeit.

14. Ich will von deiner Güte singen, so lange sich die Zunge regt; ich will dir Freudenopfer bringen, so lange sich mein Herz bewegt; ja, wenn der Mund wird kraftlos sein, so stimm ich doch mit Seufzen ein.

15. Ach! nimm das arme Lob auf Erden, mein Gott, in allen Gnaden hin; im Himmel soll es beßer werden, wenn ich ein schöner Engel bin; da sing ich dir im höhern Chor viel tausend Halleluja vor.

J. Menzer.

Weise: Es ist das Heil uns kommen her.

129. Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut, dem Vater aller Güte, dem Gott, der alle Wunder thut, dem Gott, der mein Gemüthe mit seinem reichen Trost erfüllt, dem Gott, der allen Jammer stillt. Gebt unserm Gott die Ehre!

2. Es danken dir die Himmelsheer, o Herrscher aller Thronen! und die auf Erden, Luft und Meer in deinem Schatten wohnen, die preisen deine Schöpfermacht, die alles alſo wohl bedacht. Gebt unserm Gott die Ehre!

3. Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten, darüber will er früh und spat mit seiner Gnade walten. In seinem ganzen Königreich ist alles recht und alles gleich. Gebt unserm Gott die Ehre!

4. Ich rief dem Herrn in meiner Noth: Ach Gott, vernimm mein Schreien! da half mein Helfer mir vom Tod, und ließ mir Trost gedeihen. Drum dank, ach Gott, drum dank ich dir; ach danket, danket Gott mit mir! Gebt unserm Gott die Ehre!

5. Der Herr ist noch und nimmer nicht von seinem Volk geschieden; er bleibet ihre Zuversicht, ihr Segen, Heil und Frie-

den. Mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her. Gebt unserm Gott die Ehre!

6. Wenn Trost und Hilf ermangeln muß, die alle Welt erzeiget, so kommt, so hilft der Ueberfluß, der Schöpfer selbst, und neiget die Vateraugen deine zu, der sonsten nirgends findet Ruh. Gebt unserm Gott die Ehre!

7. Ich will dich all mein Lebenlang, o Gott, von nun an ehren; man soll, o Gott, dein Lobgesang an allen Orten hören. Mein ganzes Herz ermuntre sich, mein Geist und Leib erfreue dich. Gebt unserm Gott die Ehre!

8. Ihr, die ihr Christi Namen nennt, gebt unserm Gott die Ehre! Ihr, die ihr Gottes Macht bekennt, gebt unserm Gott die Ehre! Die falschen Götzen macht zu Spott; der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! Gebt unserm Gott die Ehre!

9. So kommet vor sein Angesicht mit jauchzenvollem Springen, bezahlet die gelobte Pflicht, und laßt uns fröhlich singen: Gott hat es alles wohl bedacht, und alles, alles recht gemacht! Gebt unserm Gott die Ehre!

Joh. Jacob Schütz.

130. Sollt ich meinem Gott nicht singen, sollt ich ihm nicht fröhlich sein? Denn ich seh in allen Dingen, wie so gut ers mit mir mein'. Ist doch nichts als lauter Lieben, das sein treues Herze regt, das ohn Ende hebt und trägt, die in seinem Dienst sich üben. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

2. Wie ein Adler sein Gefieder über seine Jungen streckt, also hat auch hin und wieder mich des Höchsten Arm gedeckt, alsobald im Mutterleibe, da er mir mein Wesen gab und das Leben, das ich hab und noch diese Stunde treibe. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

3. Sein Sohn ist ihm nicht zu theuer, nein, er gibt ihn für mich hin, daß er mich vom ewgen Feuer durch sein theures Blut gewinn. O du ungegründter Brunnen! wie will doch mein schwacher Geist, ob er sich gleich hoch befleißt, deine Tief ergründen können? Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

4. Seinen Geist, den edlen Führer, gibt er mir in seinem Wort, daß er werde mein Regierer durch die Welt zur Himmelspfort, daß er mir mein Herz erfülle mit dem hellen Glaubenslicht, das des Todes Reich zerbricht und die Hölle selbst macht stille. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

5. Meiner Seelen Wohlergehen hat er ja recht wohl bedacht; will dem Leibe Noth zustehen, nimmt es gleichfalls wohl in Acht. Wenn mein Können, mein Vermögen nichts vermag, nichts helfen kann, kommt mein Gott und hebt mir an sein Vermögen beizulegen. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

6. Himmel, Erd und ihre Heere hat er mir zum Dienst bestellt; wo ich nur mein Aug hinkehre, find ich, was mich nährt und hält: Thier und Kräuter und Getreide, in den Gründen, in der Höh, in den Büschen, in der See, überall ist meine Weide. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

7. Wenn ich schlafe, wacht sein Sorgen und ermuntert mein Gemüth, daß ich alle liebe Morgen schaue neue Lieb und Güt. Wäre mein Gott nicht gewesen, hätte mich sein Angesicht nicht geleitet, wär ich nicht aus so mancher Angst genesen. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

8. Wie so manche schwere Plage wird vom Satan 'rumgeführt, die mich doch mein Lebetage niemals noch bisher berührt: Gottes Engel, den er sendet, hat das Böse, was der Feind anzurichten war gemeint, in die Ferne weggewendet. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

9. Wie ein Vater seinem Kinde sein Herz niemals ganz entzeucht, ob es gleich bisweilen Sünde thut, und aus der Bahne weicht, also hält auch mein Verbrechen mir mein frommer Gott zu gut, will mein Fehlen mit der Ruth und nicht mit dem Schwerte rächen. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

10. Seine Strafen, seine Schläge, ob sie mir gleich bitter seind, dennoch, wenn ichs recht erwäge, sind es Zeichen, daß mein Freund, der mich lieber, mein gedenke, und mich von der schnöden Welt, die uns hart gefangen hält, durch das Kreuze zu ihm lenke. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

11. Das weiß ich fürwahr, und laße mirs nicht aus dem Sinne gehn, Christenkreuz hat seine Maße und muß endlich stille stehn: Wenn der Winter ausgeschneiet, tritt der schöne Sommer ein; also wird auch nach der Pein, wers erwarten kann, erfreuet. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

12. Weil denn weder Ziel noch Ende sich in Gottes Liebe findt, ei! so heb ich meine Hände

zu dir, Vater, als dein Kind, bitte, wollſt mir Gnade geben, dich aus aller meiner Macht zu umfangen Tag und Nacht, hier in meinem ganzen Leben, bis ich dich nach dieſer Zeit lob und lieb in Ewigkeit.

Paulus Gerhardt.

Kreuz- und Troſtlieder.

131. Auf meinen lieben Gott trau ich in Angſt und Noth, der kann mich allzeit retten aus Trübſal, Angſt und Nöthen, mein Unglück kann er wenden, ſteht alls in ſeinen Händen.

2. Ob mich mein Sünd anficht, will ich verzagen nicht, auf Chriſtum will ich bauen, und ihm allein vertrauen; ihm will ich mich ergeben im Tod und auch im Leben.

3. Ob mich der Tod nimmt hin, iſt Sterben mein Gewinn, und Chriſtus iſt mein Leben, dem hab ich mich ergeben; ich ſterb heut oder morgen, mein Seel wird er verſorgen.

4. O mein Herr Jeſu Chriſt, der du ſo g'duldig biſt für mich am Kreuz geſtorben, haſt mir das Heil erworben, auch uns allen zugleiche das ewge Himmelreiche:

5. Erhöre gnädig mich, mein Troſt, das bitt ich dich: hilf mir am letzten Ende, nimm mich in deine Hände, daß ich ſelig abſcheide zur himmeliſchen Freude.

6. Amen zu aller Stund ſprech ich aus Herzensgrund; du wolleſt uns ſelbſt leiten, Herr Chriſt, zu allen Zeiten, auf daß wir deinen Namen ewiglich preiſen. Amen.

Zigmund Weingärtner.

132. Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt, der allertreuſten Pflege des, der den Himmel lenkt; der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.

2. Dem Herren mußt du trauen, wenn dirs ſoll wohl ergehn; auf ſein Werk mußt du ſchauen, wenn dein Werk ſoll beſtehn. Mit Sorgen und mit Grämen und mit ſelbſteigner Pein läßt Gott ihm gar nichts nehmen, es muß erbeten ſein.

3. Dein ewge Treu und Gnade, o Vater! weiß und ſieht, was gut ſei oder ſchade dem ſterblichen Geblüt; und was du dann erleſen,

das treibst du, starker Held, und bringst zum Stand und Wesen, was deinem Rath gefällt.

4. Weg' hast du allerwegen, an Mitteln fehlts dir nicht; dein Thun ist lauter Segen, dein Gang ist lauter Licht; dein Werk kann niemand hindern, dein Arbeit darf nicht ruhn, wenn du, was deinen Kindern ersprießlich ist, willst thun.

5. Und ob gleich alle Teufel die wollten widerstehn, so wird doch ohne Zweifel Gott nicht zurücke gehn: was er ihm vorgenommen, und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.

6. Hoff, o du arme Seele, hoff und sei unverzagt! Gott wird dich aus der Höle, da dich der Kummer plagt, mit großen Gnaden rücken; erwarte nur die Zeit, so wirst du schon erblicken die Sonn der schönsten Freud.

7. Auf, auf! gib deinem Schmerze und Sorgen gute Nacht; laß fahren, was das Herze betrübt und traurig macht! Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll: Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl.

8. Ihn, ihn laß thun und walten, er ist ein weiser Fürst, und wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit wunderbarem Rath das Werk hinausgeführet, das dich bekümmert hat.

9. Er wird zwar eine Weile mit seinem Trost verziehn, und thun an seinem Theile, als hätt in seinem Sinn er deiner sich begeben, und solltst du für und für in Angst und Nöthen schweben, fragt' er doch nichts nach dir.

10. Wirds aber sich befinden, daß du ihm treu verbleibst, so wird er dich entbinden, da dus am wengsten gläubst; er wird dein Herze lösen von der so schweren Last, die du zu keinem Bösen bisher getragen hast.

11. Wohl dir, du Kind der Treue! du hast und trägst davon mit Ruhm und Dankgeschreie den Sieg und Ehrenkron. Gott gibt dir selbst die Palmen in deine rechte Hand, und du singst Freudenpsalmen dem, der dein Leid gewandt.

12. Mach End, o Herr, mach Ende an aller unsrer Noth! stärk unsre Füß und Hände, und laß bis in den Tod uns allzeit deiner Pflege und Treu empfohlen sein, so gehen unsre Wege gewis zum Himmel ein.

Paulus Gerhardt.

Weise: Jesus, meine Zuversicht.

133. Dennoch bleib ich stets an dir, wenn mir alles gleich zuwider: keine Trübsal drückt in mir die gefaßte

Hoffnung nieder, daß, wenn alles bricht und fällt, dennoch deine Hand mich hält.

2. Leite mich nach deinem Rath, der wohl wunderlich geschiehet, aber endlich in der That auf die schönste Wohlfahrt siehet. Denn du führst es wohl hinaus, sieht es gleich verkehret aus.

3. Nimm mich dort mit Ehren an, wenn ich gnug gekämpfet habe; führe mich die Lebensbahn zu dem Himmel aus dem Grabe. Endlich zeige mir das Looß in der Auserwählten Schooß.

4. Mag es doch indessen hier wunderlich mit mir ergehen, dennoch bleib ich stets an dir, dennoch will ich feste stehen. Ich muß, Trotz sei aller Pein, dennoch, dennoch selig sein.

Benjamin Schmolck.

134. Gib dich zufrieden, und sei stille in dem Gotte deines Lebens. In ihm ruht aller Freuden Fülle, ohn ihn mühst du dich vergebens; er ist dein Quell und deine Sonne, scheint täglich hell zu deiner Wonne. Gib dich zufrieden.

2. Er ist voll Lichtes, Trost und Gnaden, ungefärbten, treuen Herzens; wo er steht, thut dir keinn Schaden auch die Pein des größten Schmerzens. Kreuz, Angst und Noth kann er bald wenden, ja auch den Tod hat er in Händen. Gib dich zufrieden.

3. Wie dirs und andern oft ergehe, ist ihm wahrlich nicht verborgen: er sieht und kennet aus der Höhe der betrübten Herzen Sorgen, er zählt den Lauf der heißen Thränen, und faßt zu Hauf all unser Sehnen. Gib dich zufrieden.

4. Wenn gar kein Finger mehr auf Erden, dessen Treue du darfst trauen, alsdann will er dein Treuster werden, und zu deinem Besten schauen. Er weiß dein Leid und heimlich Grämen, auch weiß er Zeit, dirs zu benehmen. Gib dich zufrieden.

5. Er hört die Seufzer deiner Seelen und des Herzens stilles Klagen, und was du keinem darfst erzählen, magst du Gott gar kühnlich sagen; er ist nicht fern, steht in der Mitten, hört bald und gern der Armen Bitten. Gib dich zufrieden.

6. Laß dich dein Elend nicht bezwingen, halt an Gott, so wirst du siegen; ob alle Fluten einhergiengen, dennoch mußt du oben liegen. Denn wenn du wirst zu hoch beschweret, hat Gott, dein Fürst, dich schon erhöret. Gib dich zufrieden.

7. Was sorgst du für dein armes Leben, wie dus halten

wollst und nähren? Der dir das Leben hat gegeben, wird auch Unterhalt bescheren. Er hat ein Hand voll aller-Gaben, da See und Land sich muß von laben. Gib dich zufrieden.

8. Der allen Vögeln in den Wäldern ihr bescheidnes Körnlein weiset, der Schaf und Rinder in den Feldern alle Tage tränkt und speiset, der wird ja auch dich eingen füllen, und deinen Bauch zur Nothdurft stillen. Gib dich zufrieden.

9. Sprich nicht: Ich sehe keine Mittel, wo ich such, ist nichts zum Besten; denn das ist Gottes Ehrentitel, helfen, wenn die Noth am größten. Wenn ich und du ihn nicht mehr spüren, da schickt er zu, uns wohl zu führen. Gib dich zufrieden.

10. Bleibt schon die Hilf in etwas lange, wird sie dennoch endlich kommen; macht dir das Harren angst und bange, glaube mir, es ist dein Frommen; was langsam schleicht, faßt man gewisser, und was verzeucht, ist desto süßer. Gib dich zufrieden.

11. Nimm nicht zu Herzen, was die Rotten deiner Feinde von dir dichten: laß sie nur immer weidlich spotten, Gott wirds hören und recht richten. Ist Gott dein Freund und deiner Sachen, was kann dein Feind, der Mensch, groß machen? Gib dich zufrieden.

12. Hat er doch selbst auch wohl das Seine, wenn ers sehen könnt und wollte: wo ist ein Glück so klar und reine, dem nicht etwas fehlen sollte? wo ist ein Haus, das könnte sagen: ich weiß durchaus von keinen Plagen? Gib dich zufrieden.

13. Es kann und mag nicht anders werden, alle Menschen müßen leiden; was webt und lebet auf der Erden, kann das Unglück nicht vermeiden. Des Kreuzes Stab schlägt unsre Lenden bis in das Grab, da wird sichs enden. Gib dich zufrieden.

14. Es ist ein Ruhetag vorhanden, da uns unser Gott wird lösen; er wird uns reißen aus den Banden dieses Leibs und allem Bösen. Es wird einmal der Tod herspringen, und aus der Qual uns sämtlich bringen. Gib dich zufrieden.

15. Er wird uns bringen zu den Scharen der Erwählten und Getreuen, die hier mit Frieden abgefahren, sich auch nun in Frieden freuen, da sie den Grund, der nicht kann brechen, den ewgen Mund selbst hören sprechen: Gib dich zufrieden.

Paulus Gerhardt.

135. GOtt, den ich als Liebe kenne, der du Krankheit auf mich legst und des Leidens Flut erregst, daß ich davon hitz und brenne: brenne doch das Böse ab, das den Geist bisher gehindert, das der Liebe Regung mindert, die ich öfters von dir hab.

2. In der Schwachheit sei du kräftig, in den Schmerzen sei mir süß; schaffe, daß ich dich genieß, wenn die Krankheit streng und heftig. Denn was jetzt den Leib bewegt, was mein Fleisch und Mark verzehret, was den Körper jetzt beschweret, hat die Liebe selbst erregt.

3. Leiden ist jetzt mein Geschäfte; anders kann ich jetzt nicht thun, als nur in dem Leiden ruhn. Leiden müßen meine Kräfte, Leiden ist jetzt mein Gewinnst; das ist jetzt des Vaters Wille, den verehr ich sanft und stille, Leiden ist mein Gottesdienst.

4. Gott, ich nehms aus deinen Händen als ein Liebeszeichen an; denn in solcher Leidensbahn willst du meinen Geist vollenden. Auch die Labung, die man mir zu des Leibes Nothdurft gibet, kommt von dir, der mich geliebet; alles kommt, mein Gott, von dir.

5. Laß nur nicht den Geist ermüden bei des Leibes Mattigkeit, daß er sich zu aller Zeit in dich senk in Lieb und Frieden. Laß des Leibes Angst und Schmerz nicht der Seelen Auffahrt hindern, und die Ruhe in mir mindern, unterstütze du das Herz.

6. Hilf mir, daß ich ganz bescheiden, ganz in Ruh mit Freundlichkeit, sanfte mit Gehorsamkeit mög auf meinem Bette leiden. Denn wer hie am Fleische leidt, wird errettet von den Sünden, so den Körper oft entzünden, und an seinem Geist erneut.

7. Dir empfehl ich nun mein Leben, und dem Kreuze meinen Leib; gib, daß ich mit Freuden bleib an dich völlig übergeben. Denn so weiß ich festiglich, ich mag leben oder sterben, daß ich nicht mehr kann verderben; denn die Liebe reinigt mich.

Christ. Friedr. Richter.

Weise: Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott.

136. HIlf, Helfer, hilf in Angst und Noth, erbarm dich mein, o treuer Gott! Ich bin ja doch dein liebes Kind, trotz Teufel, Welt und aller Sünd.

2. Ich trau auf dich, mein Gott und Herr! wenn ich dich hab, was will ich mehr? Ich hab ja dich, Herr Jesu Christ! du mein Gott und Erlöser bist.

3. Des freu ich mich von Herzen fein, bin gutes Muths und harre dein, verlaß mich gänzlich auf dein Nam'n; hilf, Helfer, hilf! drauf sprech ich: Am'n.

Martin Moller.

137. Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ, denn du allein mein Hoffnung bist allhie auf dieser Erden: Laß mich nicht durch die Sünde mein ewig verloren werden.

2. Ich hab gesündt, das weiß ich wohl, mein Herz ist alles Jammers voll: Herr Gott, still deinen Zoren! Erleucht mein Herz, daß ich nicht werd dort ewiglich verloren.

3. Ich weiß, daß du mich hast erlöst, drum ist mein arme Seel getröst, du werdst sie nicht verlaßen, wenn sie von hinnen scheiden muß hin auf die ewge Straßen.

4. Ich weiß, daß du, ewiger Gott, nicht haben willst des Sünders Tod, sondern daß er soll leben: so willst du ihm aus lauter Gnad all' Missethat vergeben.

5. Ich bitt allein, verleih mir Gnad, auf daß die Reu nicht komm zu spat: laß mich dein Huld erwerben, damit ich, Herr, zu deiner Zeit mög seliglichen sterben.

Weise: Nun ruhen alle Wälder.

138. In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen, der alles kann und hat; er muß zu allen Dingen, solls anders wohl gelingen, selbst geben Segen, Rath und That.

2. Nichts ist es spät und frühe um alle meine Mühe, mein Sorgen ist umsonst. Er mags mit meinen Sachen nach seinem Willen machen; ich stells in seine Vatergunst.

3. Es kann mir nichts geschehen, als was er hat versehen, und was mir selig ist: ich nehm es, wie ers gibet, was ihm von mir beliebet, dasselbe hab ich auch erkiest.

4. Ich traue seiner Gnaden, die mich vor allem Schaden, vor allem Uebel schützt. Leb ich nach seinen Sätzen, so wird mich nichts verletzen, nichts fehlen, was mir ewig nützt.

5. Er wolle meiner Sünden in Gnaden mich entbinden, durchstreichen meine Schuld; er wird auf mein Verbrechen nicht stracks das Urtheil sprechen, und mit mir haben noch Geduld.

* * *

Auf der Reiſe.

6. Ich zieh in ferne Lande, zu nützen einem Stande, zu dem er mich beſtellt; ſein Segen wird mich laßen, was gut und recht iſt, faßen, zu dienen treulich ſeiner Welt.

7. Bin ich in wilder Wüſten, ſo bin ich doch bei Chriſtum, und Chriſtus iſt bei mir; der Helfer in Gefahren, der kann mich doch bewahren, wie dorten und auch alſo hier.

8. Er wird zu dieſen Reiſen gewünſchten Fortgang weiſen, wohl helfen hin und her, Geſundheit, Heil und Leben, Zeit, Wind und Wetter geben, und alles, was ich noch begehr.

9. Sein Engel, der Getreue, macht meine Feinde ſcheue, tritt zwiſchen mich und ſie; durch ſeinen Schutz, den frommen, ſind wir ſo weit nun kommen, und wißen dennoch faſt nicht, wie?

10. Leg ich mich ſpäte nieder, erwach ich frühe wieder, lieg oder zieh ich fort, in Schwachheit und in Banden, und was mir ſtößt zu Handen, ſo tröſtet mich allzeit ſein Wort.

11. Hat er es denn beſchloßen, ſo will ich unverdroßen an mein Verhängnis gehn; kein Unfall unter allen wird mir zu harte fallen, mit Gott will ich ihn überſtehn.

12. Ihm hab ich mich ergeben, zu ſterben und zu leben, ſobald er mir gebeut; es ſei heut oder morgen, dafür laß ich ihn ſorgen, er weiß allein die rechte Zeit.

13. Gefällt es ſeiner Güte, und ſagt mir mein Gemüthe nicht was Vergeblichs zu, ſo werd ich Gott noch preiſen mit manchen ſchönen Weiſen daheim in meiner ſtillen Ruh.

14. Indes wird er den Meinen mit Segen auch erſcheinen, ihr Schutz wie meiner ſein, wird beiderſeits gewähren, was unſer Wunſch und Zähren ihn bitten können überein.

15. So ſei nun, Seele, ſeine, und traue dem alleine, der dich erſchaffen hat: es gehe, wie es gehe, dein Vater in der Höhe der weiß zu allen Sachen Rath.

Paul Fleming.

Pſalm 31.

139. In dich hab ich gehoffet, Herr, hilf, daß ich nicht zu Schanden werd, noch ewiglich zu Spotte. Das bitt ich dich, erhalte mich in deiner Treu, mein Gotte.

2. Dein gnädig Ohr neig her zu mir, erhör mein Bitt, thu dich herfür, eil bald, mich zu erretten. In Angſt und Weh ich lieg und ſteh; hilf mir in meinen Nöthen.

3. Mein Gott und Schirmer, ſteh mir bei, ſei mir ein Burg, darin ich frei und ritterlich mög ſtreiten wider mein' Feind, der gar viel feind an mich auf beiden Seiten.

4. Du biſt mein Stärk, mein Fels, mein Hort, mein Schild, mein Kraft, ſagt mir dein Wort, mein Hilf, mein Heil, mein Leben, mein ſtarker Gott in aller Noth: wer mag mir widerſtreben?

5. Mir hat die Welt trüglich gericht mit Lügen und mit falſchem Gdicht viel Netz und heimlich Stricke: Herr, nimm mein wahr in dieſer G'fahr, b'hüt mich vor falſchen Tücken.

6. Herr, meinen Geiſt befehl ich dir, mein Gott, mein Gott! weich nicht von mir, nimm mich in deine Hände. O wahrer Gott, aus aller Noth hilf mir am letzten Ende!

7. Glori, Lob, Ehr und Herrlichkeit ſei Gott Vater und Sohn bereit, dem heilgen Geiſt mit Namen. Die göttlich Kraft mach uns ſieghaft durch Jeſum Chriſtum. Amen.

Adam Reußner.

Weiſe: Valet will ich dir geben.

140. Iſt Gott für mich, ſo trete gleich alles wider mich; ſo oft ich ruf und bete, weicht alles hinter ſich. Hab ich das Haupt zum Freunde und bin beliebt bei Gott, was kann mir thun der Feinde und Widerſacher Rott?

2. Nun weiß und glaub ich feſte, ich rühms auch ohne Scheu, daß Gott der Höchſt und Beſte, mein Freund und Vater ſei, und daß in allen Fällen er mir zur Rechten ſteh, und dämpfe Sturm und Wellen und was mir bringet Weh.

3. Der Grund, da ich mich gründe, iſt Chriſtus und ſein Blut; das machet, daß ich finde das ewge wahre Gut. An mir und meinem Leben iſt nichts auf dieſer Erd: was Chriſtus mir gegeben, das iſt der Liebe werth.

4. Mein Jeſus iſt mein Ehre, mein Glanz und helles Licht; wenn der nicht in mir wäre, ſo dürft und könnt ich nicht vor Gottes Augen ſtehen und vor dem ſtrengen Sitz, ich müßte ſtracks vergehen, wie Wachs in Feuershitz.

5. Mein Jeſus hat gelöſchet, was mit ſich führt den Tod; der iſts, der mich rein wäſchet, macht ſchneeweiß, was iſt roth. In ihm kann ich mich freuen, hab einen Heldenmuth, darf kein Gerichte ſcheuen, wie ſonſt ein Sünder thut.

6. Nichts, nichts kann mich verdammen, nichts nimmet mir

mein Herz; die Höll und ihre Flammen die sind mir nur ein Scherz; kein Urtheil mich erschrecket, kein Unheil mich betrübt, weil mich mit Flügeln decket mein Heiland, der mich liebt.

7. Sein Geist wohnt mir im Herzen, regieret meinen Sinn, vertreibt mir Sorg und Schmerzen, nimmt allen Kummer hin, gibt Segen und Gedeihen dem, was er in mir schafft, hilft mir das Abba schreien aus aller meiner Kraft.

8. Und wenn an meinem Orte sich Furcht und Schwachheit findt, so seufzt und spricht er Worte, die unaussprechlich sind mir zwar und meinem Munde, Gott aber wohl bewußt, der an des Herzens Grunde ersiehet seine Lust.

9. Sein Geist spricht meinem Geiste manch süßes Trostwort zu, wie Gott dem Hilfe leiste, der bei ihm suchet Ruh, und wie er hab erbauet ein edle, neue Stadt, da Aug und Herze schauet, was es geglaubet hat.

10. Da ist mein Theil, mein Erbe mir prächtig zugericht; wenn ich gleich fall und sterbe, fällt doch mein Himmel nicht. Muß ich auch gleich hier feuchten mit Thränen meine Zeit, mein Jesus und sein Leuchten durchsüßet alles Leid.

11. Wer sich mit dem verbindet, den Satan fleucht und haßt, der wird verfolgt, und findet ein harte, schwere Last zu leiden und zu tragen, geräth in Hohn und Spott, das Kreuz und alle Plagen die sind sein täglich Brot.

12. Das ist mir nicht verborgen, doch bin ich unverzagt: dich will ich laßen sorgen, dem ich mich zugesagt. Es koste Leib und Leben und alles, was ich hab, an dir will ich fest kleben und nimmer laßen ab.

13. Die Welt die mag zerbrechen, du stehst mir ewiglich. Kein Brennen, Hauen, Stechen soll trennen mich und dich; kein Hunger und kein Dürsten, kein Armut, keine Pein, kein Zorn des großen Fürsten soll mir ein Hindrung sein.

14. Kein Engel, keine Freuden, kein Thron, kein Herrlichkeit, kein Lieben und kein Leiden, kein Angst, kein Herzeleid: was man nur kann erdenken, es sei klein oder groß, der keines soll mich lenken aus deinem Arm und Schoß.

15. Mein Herze geht in Sprüngen, und kann nicht traurig sein, ist voller Freud und Singen, sieht lauter Sonnenschein: die Sonne, die mir lachet, ist mein Herr Jesus Christ; das, was mich singend machet, ist, was im Himmel ist.

Paulus Gerhardt

Weise: Vater unser im Himmelreich.

141. Nimm von uns, Herr, du treuer Gott, die schwere Straf und große Noth, die wir mit Sünden ohne Zahl verdienet haben allzumal; behüt vor Krieg und theurer Zeit, vor Seuchen, Feur und großem Leid.

2. Erbarm dich deiner bösen Knecht, wir bitten Gnad und nicht das Recht; denn so du, Herr, den rechten Lohn uns geben wolltst nach unserm Thun, so müßt die ganze Welt vergehn, und könnt kein Mensch vor dir bestehn.

3. Ach Herr Gott! durch die Treue dein mit Trost und Rettung uns erschein; beweis an uns dein große Gnad, und straf uns nicht auf frischer That; wohn uns mit deiner Güte bei, dein Zorn und Grimm fern von uns sei.

4. Warum willt du so zornig sein über uns arme Würmelein? weißt du doch wohl, du großer Gott, daß wir nichts sind, als Erd und Koth; es ist ja vor deim Angesicht unsre Schwachheit verborgen nicht.

5. Die Sünd hat uns verderbet sehr, der Teufel plagt uns noch vielmehr, die Welt, auch unser Fleisch und Blut, uns allezeit verführen thut. Solch Elend kennst du, Herr, allein; ach, laß es dir befohlen sein.

6. Gedenk an deins Sohns bittern Tod, sieh an sein heilgen Wunden roth, die sind ja für die ganze Welt die Zahlung und das Lösegeld; des trösten wir uns allezeit, und hoffen auf Barmherzigkeit.

7. Leit uns mit deiner rechten Hand, und segne unsre Stadt und Land; gib uns allzeit dein heilges Wort, behüt vors Teufels List und Mord; verleih ein selig Stündelein, auf daß wir ewig bei dir sein.

Martin Moller.

142. Von Gott will ich nicht laßen, denn er läßt nicht von mir, führt mich durch alle Straßen, da ich sonst irret sehr, reichet mir sein Hand; den Abend und den Morgen thut er mich wohl versorgen, sei wo ich woll im Land.

2. Wenn sich der Menschen Hulde und Wohlthat all verkehrt, so findt sich Gott gar balde, sein Macht und Gnad bewährt, hilft in aller Noth, errett von Sünd und Schanden, von Ketten und von Banden, und wenns auch wär der Tod.

3. Auf ihn will ich vertrauen in meiner schweren Zeit. Es kann mich nicht gereuen; er wendet alles Leid. Ihm seis

heimgeſtellt; mein Leib, mein Seel, mein Leben ſei Gott dem Herrn ergeben. Er ſchaffs, wies ihm gefällt.

4. Es thut ihm nichts gefallen, denn was mir nützlich iſt; er meints gut mit uns allen, ſchenkt uns den Herren Chriſt, ſeinen lieben Sohn. Durch ihn er uns beſcheret, was Leib und Seel ernähret; lobt ihn ins Himmels Thron.

5. Lobt ihn mit Herz und Munde, welchs er uns beides ſchenkt. Das iſt ein ſelge Stunde, darin man ſein gedenkt; ſonſt verdirbt all Zeit, die wir zubring'n auf Erden. Wir ſollen ſelig werden und bleib'n in Ewigkeit.

6. Auch wenn die Welt vergehet mit ihrer ſtolzen Pracht, kein' Ehr noch Gut beſtehet, welchs vor war groß geacht. Wir werden nach dem Tod tief in die Erd begraben: wenn wir geſchlafen haben, will uns erwecken Gott.

7. Die Seel bleibt unverloren, geführt in Abrams Schoß; der Leib wird neu geboren, von allen Sünden los, heilig, rein und zart, ein Kind und Erb des Herren; daran ihn nicht wird irren des Teufels liſtge Art.

8. Darum ob ich ſchon dulde hie Widerwärtigkeit, wie ich auch wohl verſchulde, kommt doch die Ewigkeit, aller Freuden voll; dieſelb ohn einges Ende, dieweil ich Chriſtum kenne, mir widerfahren ſoll.

9. Das iſt des Vaters Wille, der uns geſchaffen hat; ſein Sohn hat Guts die Fülle erworben und Genad; Gott der heilge Geiſt im Glauben uns regieret, zum Reich der Himmel führet. Ihm ſei Lob, Ehr und Preis!

Ludwig Helmbold.

143. Warum betrübſt du dich, mein Herz, bekümmerſt dich und trägeſt Schmerz nur um das zeitlich Gut? Vertrau du deinem Herrn und Gott, der alle Ding erſchaffen hat.

2. Er kann und will dich verlaßen nicht, er weiß gar wohl, was dir gebricht, Himmel und Erd iſt ſein, mein Vater und mein Herre Gott, der mir beiſteht in aller Noth!

3. Weil du mein Gott und Vater biſt, dein Kind wirſt du verlaßen nicht, du väterliches Herz! Ich bin ein armer Erdenkloß, auf Erden weiß ich keinen Troſt.

4. Der Reich verläßt ſich auf ſein zeitliches Gut, ich aber will dir vertrauen, mein Gott: ob ich gleich werd veracht', ſo weiß ich und glaub feſtiglich: wer dir vertraut, dem mangelt nicht!

5. Helia, wer ernähret dich,

ob es so lange regnet nicht in so schwer theurer Zeit? Eine Wittwe aus Sodomer Land, zu welcher du von Gott warst gesandt.

6. Da er lag unter dem Wachholderbaum, der Engel Gottes vom Himmel kam, bracht ihm Speiß und Trank; er gieng gar einen weiten Gang, bis zu dem Berg, Horeb genannt.

7. Des Daniels Gott nicht vergaß, da er unter den Löwen saß: sein Engel sandt er hin, und ließ ihm Speise bringen gut durch seinen Diener Habakuk.

8. Joseph in Egypten verkaufet ward, vom König Pharao gefangen hart um sein' Gottesfürchtigkeit: Gott macht ihn zu eim großen Herrn, daß er konnt Vater und Brüder ernehrn.

9. Es verließ auch nicht der treue Gott die drei Männer im Feuerofen roth: sein Engel sandt er ihn'n, bewahrt sie vor des Feuers Glut und half ihnen aus aller Noth.

10. Ach Gott, du bist noch heut so reich, als du gewesen ewiglich! Mein Trauen steht zu dir: mach mich an meiner Seelen reich, so hab ich gnug hie und ewiglich!

11. Der zeitlichen Ehr will ich gern entbehrn, du wollest mich nur des Ewigen gewähren, das du erworben hast durch deinen herben bittern Tod, des bitt ich dich, mein Herr und Gott!

12. Alles, was ist auf dieser Welt, es sei Silber, Gold oder Geld, Reichthum und zeitlich Gut, das währt nur eine kleine Zeit und hilft doch nichts zur Seligkeit!

13. Ich dank dir, Christ, o Gottes Sohn, daß du mich solchs hast erkennen lan*) durch dein göttliches Wort; verleih mir auch Beständigkeit zu meiner Seelen Seligkeit!

14. Lob, Ehr und Preis sei dir gesagt für alle dein' erzeigte Wohlthat, und bitt dich demüthig: Laß mich nicht von deim Angesicht verstoßen werden ewiglich.

*) lassen.

144. Warum sollt ich mich denn grämen? hab ich doch Christum noch, wer will mir den nehmen? Wer will mir den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben?

2. Nackend lag ich auf dem Boden, da ich kam, da ich nahm meinen ersten Odem; nackend werd ich auch hinziehen, wenn ich werd von der Erd als ein Schatten fliehen.

3. Gut und Blut, Leib, Seel und Leben ist nicht mein, Gott allein ist es, ders gegeben: will ers wieder zu sich kehren, nehm ers hin, ich will ihn dennoch fröhlich ehren.

4. Schickt er mir ein Kreuz zu tragen, bringt herein Angſt und Pein, ſollt ich drum verzagen? Der es ſchickt, der wird es wenden, er weiß wohl, wie er ſoll all mein Unglück enden.

5. Gott hat mich bei guten Tagen oft ergötzt, ſollt ich jetzt auch nicht etwas tragen? Fromm iſt Gott, und ſchärft mit Maßen ſein Gericht, kann mich nicht ganz und gar verlaßen.

6. Satan, Welt und ihre Rotten können mir nichts mehr hier thun, als meiner ſpotten. Laß ſie ſpotten, laß ſie lachen; Gott, mein Heil, wird in Eil ſie zu Schanden machen.

7. Unverzagt und ohne Grauen ſoll ein Chriſt, wo er iſt, ſtets ſich laßen ſchauen: wollt ihn auch der Tod auftreiben, ſoll der Muth dennoch gut und fein ſtille bleiben.

8. Kann uns doch kein Tod nicht tödten, ſondern reißt unſern Geiſt aus viel tauſend Nöthen, ſchleußt das Thor der bittern Leiden, und macht Bahn, da man kann gehn zur Himmelsfreuden.

9. Allda will in ſüßen Schätzen ich mein Herz auf den Schmerz ewiglich ergötzen. Hier iſt kein recht Gut zu finden; was die Welt in ſich hält, muß im Hui verſchwinden.

10. Was ſind dieſes Lebens Güter? eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther. Dort, dort ſind die edlen Gaben, da mein Hirt, Chriſtus, wird mich ohn Ende laben.

11. Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden, du biſt mein, ich bin dein, niemand kann uns ſcheiden. Ich bin dein, weil du dein Leben und dein Blut mir zu gut in den Tod gegeben.

12. Du biſt mein, weil ich dich faße, und dich nicht, o mein Licht, aus dem Herzen laße. Laß mich, laß mich hingelangen, da du mich und ich dich leiblich werd umfangen.

Paulus Gerhardt.

145. Was Gott thut, das iſt wohl gethan, es bleibt gerecht ſein Wille; wie er fängt meine Sachen an, will ich ihm halten ſtille. Er iſt mein Gott, der in der Noth mich wohl weiß zu erhalten; drum laß ich ihn nur walten.

2. Was Gott thut, das iſt wohl gethan; er wird mich nicht betrügen, er führet mich auf rechter Bahn, ſo laß ich mich begnügen an ſeiner Huld, und hab Geduld; er wird mein Unglück wenden, es ſteht in ſeinen Händen.

3. Was Gott thut, das iſt wohl gethan; er wird mich wohl bedenken, er, als mein Arzt und Wun-

dermann, wird mir nicht Gift einſchenken für Arzenei; Gott iſt getreu, drum will ich auf ihn bauen, und ſeiner Güte trauen.

4. Was Gott thut, das iſt wohl gethan; er iſt mein Licht und Leben, der mir nichts Böſes gönnen kann; ich will mich ihm ergeben in Freud und Leid: es kommt die Zeit, da öffentlich erſcheinet, wie treulich er es meinet.

5. Was Gott thut, das iſt wohl gethan; muß ich den Kelch gleich ſchmecken, der bitter iſt nach meinem Wahn, laß ich mich doch nicht ſchrecken, weil doch zuletzt ich werd ergötzt mit ſüßem Troſt im Herzen; da weichen alle Schmerzen.

6. Was Gott thut, das iſt wohl gethan; dabei will ich verbleiben; es mag mich auf die rauhe Bahn Noth, Tod und Elend treiben, ſo wird Gott mich ganz väterlich in ſeinen Armen halten: drum laß ich ihn nur walten.

Samuel Rodigaſt.

146. Was mein Gott will, das g'ſcheh allzeit, ſein Will der iſt der beſte; zu helfen den'n er iſt bereit, die an ihn glauben feſte. Er hilft aus Noth, der fromme Gott, und züchtiget mit Maßen. Wer Gott vertraut, feſt auf ihn baut, den will er nicht verlaßen.

2. Gott iſt mein Troſt, mein Zuverſicht, mein Hoffnung und mein Leben; was mein Gott will, das mir geſchicht, will ich nicht widerſtreben. Sein Wort iſt wahr, denn all mein Haar er ſelber hat gezählet; er hüt und wacht, ſtets für uns tracht, auf daß uns gar nichts fehlet.

3. Nun muß ich bald von dieſer Welt hinfahrn in Gottes Willen, zu meinem Gott; wenns ihm gefällt, will ich ihm halten ſtille. Mein arme Seel ich Gott befehl in meiner letzten Stunden: du frommer Gott! Sünd, Höll und Tod haſt du mir überwunden.

4. Noch eins, Herr, will ich bitten dich, du wirſt mirs nicht verſagen: wenn mich der böſe Geiſt anficht, laß mich, Herr, nicht verzagen; hilf und auch wehr, ach Gott, mein Herr! zu Ehren deinem Namen. Wer das begehrt, dem wird gewährt; drauf ſprech ich fröhlich: Amen.

Albrecht,
Markgraf v. Brandenburg-Culmbach.

147. Wenn wir in höchſten Nöthen ſein, und wißen nicht, wo aus noch ein, und finden weder Hilf noch Rath, ob wir gleich ſorgen früh und ſpat:

2. So iſt dieß unſer Troſt allein, daß wir zuſammen insgemein dich anrufen, o treuer Gott! um Rettung aus der Angſt und Noth.

3. Und heben unſer Aug und Herz zu dir in wahrer Reu und Schmerz, und ſuchen der Sünd Vergebung und aller Strafen Linderung.

4. Die du verheißeſt gnädiglich allen, die darum bitten dich im Namen deins Sohns Jeſu Chriſt, der unſer Heil und Fürſprech*) iſt.

5. Drum kommen wir, o Herre Gott! und klagen dir all unſre Noth, weil wir jetzt ſtehn verlaßen gar in großer Trübſal und Gefahr.

6. Sieh nicht an unſre Sünden groß, ſprich uns derſelbn aus Gnaden los, ſteh uns in unſerm Elend bei, mach uns von allen Plagen frei,

7. Auf daß von Herzen können wir nachmals mit Freuden danken dir, gehorſam ſein nach deinem Wort, dich allzeit preiſen hier und dort.

Paulus Eber.

*) d. i. Fürſprecher.

148. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden; wer ſich verläßt auf Jeſum Chriſt, dem muß der Himmel werden. Darum auf dich all Hoffnung ich ganz feſt und ſteif thu ſetzen. Herr Jeſu Chriſt, mein Troſt du biſt in Todesnoth und Schmerzen.

2. Und wenns gleich wär dem Teufel ſehr und aller Welt zuwider, dennoch ſo biſt du, Jeſu Chriſt, der ſie all ſchlägt darnieder; und wenn ich dich nur hab um mich mit deinem Geiſt und Gnaden, ſo kann fürwahr mir ganz und gar nicht Tod noch Teufel ſchaden.

3. Dein tröſt ich mich ganz ſicherlich; denn du kannſt mirs wohl geben, was mir iſt noth, du treuer Gott, in dieſ'm und jenem Leben. Gib wahre Reu, mein Herz erneu, errette Leib und Seele. Ach höre, Herr! dieß mein Begehr, und laß mein Bitt nicht fehlen.

Joh. Mühlmann.

149. Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderlich erhalten in allem Kreuz und Traurigkeit; wer Gott, dem Allerhöchſten, traut, der hat auf keinen Sand gebaut.

2. Was helfen uns die ſchweren Sorgen? was hilft uns unſer Weh und Ach? was hilft es, daß

wir alle Morgen beseufzen unser Ungemach? Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit.

3. Man halte nur ein wenig stille, und sei doch in sich selbst vergnügt, wie unsers Gottes Gnadenwille, wie sein Allwissenheit es fügt. Gott, der uns ihm hat auserwählt, der weiß auch gar wohl, was uns fehlt.

4. Er kennt die rechten Freudenstunden, er weiß wohl, wenn es nützlich sei; wenn er uns nur hat treu erfunden, und merket keine Heuchelei, so kommt Gott, eh wirs uns versehn, und läßet uns viel Guts geschehn.

5. Denk nicht in deiner Drangsalshitze, daß du von Gott verlaßen seist, und daß der Gott im Schoße sitze, der sich mit stetem Glücke speist: die Folgezeit verändert viel, und setzet jeglichem sein Ziel.

6. Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen, und ist dem Höchsten alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich. Gott ist der rechte Wundermann, der bald erhöhn, bald stürzen kann.

7. Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das Deine nur getreu, und trau des Himmels reichem Segen, so wird er bei dir werden neu; denn welcher seine Zuversicht auf Gott setzt, den verläßt er nicht.

Georg Neumark.

Gottesdienst.

150. HErr Jesu Christ, dich zu uns wend, dein heilgen Geist du zu uns send; mit Hilf und Gnad er uns regier, und uns den Weg zur Wahrheit führ.

2. Thu auf den Mund zum Lobe dein, bereit das Herz zur Andacht fein; den Glauben mehr, stärk den Verstand, daß uns dein Nam werd wohl bekannt.

3. Bis wir singen mit Gottes Heer: Heilig, heilig ist Gott der Herr! und schauen dich von Angesicht in ewger Freud und selgem Licht.

4. Ehr sei dem Vater und dem Sohn, dem heilgen Geist in einem Thron; der heiligen Dreieinigkeit sei Lob und Preis in Ewigkeit.

Wilhelm II.
Herzog zu Sachsen-Weimar.

151. Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören; lenke Sinnen und Begier auf die süßen Himmelslehren, daß die Herzen von der Erden ganz zu dir gezogen werden.

2. Unser Wißen und Verstand ist mit Finsternis umhüllet, wo nicht deines Geistes Hand uns mit hellem Licht erfüllet; Gutes denken, thun und dichten, mußt du selbst in uns verrichten.

3. O du Glanz der Herrlichkeit, Licht vom Licht, aus Gott geboren! mach uns allesammt bereit, öffne Herzen, Mund und Ohren; unser Bitten, Flehn und Singen laß, Herr Jesu, wohl gelingen.

Tobias Clausnitzer.

Psalm 100.

Weise: Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht.

152. Un jauchzt dem Herren alle Welt; kommt her, zu seinem Dienst euch stellt, kommt mit Frohlocken, säumet nicht, kommt vor sein heilges Angesicht!

2. Erkennt, daß Gott ist unser Herr, der uns erschaffen ihm zur Ehr, und nicht wir selbst: durch Gottes Gnad ein jeder Mensch sein Leben hat.

3. Er hat uns ferner wohl bedacht, und uns zu seinem Volk gemacht, zu Schafen, die er ist bereit zu führen stets auf grüner Weid.

4. Ihr, die ihr bei ihm wollet sein, kommt, geht zu seinen Thoren ein mit Loben durch der Psalmen Klang, zu seinem Vorhof mit Gesang!

5. Dankt unserm Gott, lobsinget ihm, lobsinget ihm mit lauter Stimm, lobsingt und danket allesammt; Gott loben, das ist unser Amt.

6. Er ist voll Güt und Freundlichkeit, voll Treu und Lieb zu jeder Zeit, sein Gnade währet dort und hier, und seine Wahrheit für und für.

7. Gott Vater in dem höchsten Thron, und Jesus Christ, sein einger Sohn, sammt Gott dem werthen heilgen Geist sei nun und immerdar gepreist.

David Denicke.

Weise: Liebster Jesu, wir sind hier.

153. Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleichermaßen; segne unser täglich Brot, segne unser Thun und Laßen; segne uns mit seligem Sterben, und nach uns zu Himmelserben.

Amen.

Morgenlieder.

Weise: Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht.

154. DJe helle Sonn leucht jetzt herfür, fröhlich vom Schlaf aufstehen wir; Gott Lob, der uns heint diese Nacht behüt hat vor des Teufels Macht!

2. Herr Christ, den Tag uns auch behüt vor Sünd und Schand durch deine Güt; laß deine lieben Engelein unsre Hüter und Wächter sein.

3. Daß unser Herz im G'horsam leb, deim Wort und Willn nicht widerstreb, daß wir dich stets vor Augen han*) in allem, was wir heben an.

4. Laß unser Werk gerathen wohl, was ein jeder ausrichten soll, daß unsre Arbeit, Müh und Fleiß gereich zu deim Lob, Ehr und Preis.

Nic. Herman.

*) d. i. haben.

155. GOtt des Himmels und der Erden, Vater, Sohn, heiliger Geist, der es Tag und Nacht läßt werden, Sonn und Mond uns scheinen heißt, dessen starke Hand die Welt, und was drinnen ist, erhält:

2. Gott, ich danke dir von Herzen, daß du mich in dieser Nacht vor Gefahr, Angst, Noth und Schmerzen hast behütet und bewacht, daß des bösen Feindes List mein nicht mächtig worden ist.

3. Laß die Nacht auch meiner Sünden jetzt mit dieser Nacht vergehn; o Herr Jesu! laß mich finden deine Wunden offen stehn, da alleine Hilf und Rath ist für meine Missethat.

4. Hilf, daß ich mit diesem Morgen geistlich auferstehen mag, und für meine Seele sorgen, daß, wenn nun dein großer Tag uns erscheint und dein Gericht, ich davor erschrecke nicht.

5. Führe mich, o Herr, und leite meinen Gang nach deinem Wort; sei und bleibe du auch heute mein Beschützer und mein Hort; nirgends, als von dir allein, kann ich recht bewahret sein.

6. Meinen Leib und meine Seele sammt den Sinnen und Verstand, großer Gott, ich dir befehle unter deine starke Hand; Herr, mein Schild, mein Ehr und Ruhm, nimm mich auf, dein Eigenthum.

7. Deinen Engel zu mir sende, der des bösen Feindes Macht, List und Anschläg von mir wende, und mich halt in guter Acht, der auch endlich mich zur Ruh trage nach dem Himmel zu.

Heinrich Albert.

156. Morgenglanz der Ewigkeit, Licht vom unerschöpften Lichte! schick uns diese Morgenzeit deine Stralen zu Gesichte, und vertreib durch deine Macht unsre Nacht.

2. Deiner Güte Morgenthau fall auf unser matt Gewißen; laß die dürre Lebensau lauter süßen Trost genießen, und erquick uns, deine Schar, immerdar.

3. Gib, daß deiner Liebe Glut unsre kalten Werke tödte, und erweck uns Herz und Muth bei entstandner Morgenröthe, daß wir, eh wir gar vergehn, recht aufstehn.

4. Laß uns ja das Sündenkleid durch des Bundes Blut vermeiden, daß uns die Gerechtigkeit mög als wie ein Rock bekleiden, und wir so vor aller Pein sicher sein.

5. Ach, du Aufgang aus der Höh! gib, daß auch am jüngsten Tage unser Leichnam aufersteh, und, entfernt von aller Plage, sich auf jener Freudenbahn freuen kann.

6. Leucht uns selbst in jene Welt, du verklärte Gnadensonne! führ uns durch das Thränenfeld in das Land der süßen Wonne, da die Lust, die uns erhöht, nie vergeht.

Ernst v. Rosenroth.

Weise: Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott.

157. O heilige Dreifaltigkeit, du hochgelobte Einigkeit, Gott Vater, Sohn und heilger Geist, heut diesen Tag mir Beistand leist!

2. Mein Seel, Leib, Ehr und Gut bewahr, daß mir kein Böses widerfahr, daß mich der Satan nicht verletz, noch mich in Schand und Schaden setz.

3. Des Vaters Huld mich heut anblick, des Sohnes Güte mich erquick, des heilgen Geistes Glanz und Schein erleucht meins finstern Herzens Schrein.

4. Mein Schöpfer, steh mir kräftig bei, o mein Erlöser, bei mir sei, o Tröster werth, weich nicht von mir, mein Herz mit deinen Gaben zier.

5. Herr, segne und behüte mich; erleuchte mich, Herr, gnädiglich; Herr, heb auf mich dein Angesicht, und deinen Frieden auf mich richt.

Justus Gesenius.

Weise: Ich dank dir schon durch deinen Sohn.

158. O Jesu, meines Lebens Licht! nun ist die Nacht vergangen; mein Geistesaug zu dir sich richt, dein Anblick zu empfangen.

2. Du hast, da ich nicht sorgen konnt, mich vor Gefahr bedecket, und auch vor andern mich gesund nun aus dem Schlaf erwecket.

3. Mein Leben schenkst du mir

aufs neu, es sei auch dir verschrieben, mit neuem Ernst, mit neuer Treu dich diesen Tag zu lieben.

4. Dir, Jesu, ich mich ganz befehl; im Geiste dich verkläre, dein Werkzeug nur sei meine Seel, den Leib bewahr und nähre.

5. Durchdring mit deinem Lebenssaft Herz, Sinnen und Gedanken, bekleide mich mit deiner Kraft, in Proben nicht zu wanken.

6. Mein treuer Hirte, sei mir nah, steh immer mir zur Seiten, und wann ich irre, wollst du ja mich wieder zu dir leiten.

7. Sei du alleine meine Lust, mein Schatz, mein Trost und Leben, kein andres Theil sei mir bewußt; dir bin ich ganz ergeben.

8. Zeig mir in jedem Augenblick, wie ich dir soll gefallen; zeuch mich vom Bösen stets zurück, regiere mich in Allem.

9. Laß mich mit Kraft und williglich mir selbst und Allem sterben; zerstör du selber völliglich mein gründliches Verderben.

10. Gib, daß ich meinen Wandel führ im Geist, in deinem Lichte, und als ein Fremdling lebe hier vor deinem Angesichte.

11. Ach halt mich fest mit deiner Hand, daß ich nicht fall noch weiche; zeuch weiter durch der Liebe Band, bis ich mein Ziel erreiche.

Gerhard Terstegen.

Weise: O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben.

159. O Jesu, süßes Licht! nun ist die Nacht vergangen, nun hat dein Gnadenglanz aufs neue mich umfangen; nun ist, was an mir ist, vom Schlafe aufgeweckt, und hat nun in Begier zu dir sich ausgestreckt.

2. Was soll ich dir denn nun, mein Gott, für Opfer schenken? Ich will mich ganz und gar in deine Gnad einsenken mit Leib, mit Seel, mit Geist, heut diesen ganzen Tag: das soll mein Opfer sein, weil ich sonst nichts vermag.

3. Drum siehe da, mein Gott, da hast du meine Seele: sie sei dein Eigenthum, mit ihr dich heut vermähle in deiner Liebeskraft; da hast du meinen Geist: darinnen wollst du dich verklären allermeist.

4. Da sei denn auch mein Leib zum Tempel dir ergeben, zur Wohnung und zum Haus: ach, allerliebstes Leben! ach wohn, ach leb in mir, beweg und rege mich, so hat Geist, Seel und Leib mit dir vereinigt sich.

5. Dem Leibe hab ich jetzt die Kleider angeleget: laß meiner Seelen sein dein Bildnis eingepräget im güldnen Glaubensschmuck, in

der Gerechtigkeit, so allen Seelen ist das rechte Ehrenkleid.

6. Mein Jesu, schmücke mich mit Weisheit und mit Liebe, mit Keuschheit, mit Geduld, durch deines Geistes Triebe; auch mit der Demuth mich vor allem kleide an, so bin ich wohl geschmückt und köstlich angethan.

7. Laß mir doch diesen Tag stets vor den Augen schweben, daß dein Allgegenwart mich wie die Luft umgeben, auf daß mein ganzes Thun durch Herz, durch Sinn und Mund dich lobe ...niglich, mein Gott, zu aller Stund.

8. Ach segne, was ich thu, ja rede und gedenke: durch deines Geistes Kraft es also führ und lenke, daß alles nur geschieh zu deines Namens Ruhm, und daß ich unverrückt verbleib dein Eigenthum.

Joachim Lange.

Weise: Herr Gott, dich loben alle wir.

160. VOr deinen Thron tret ich hiermit, o Gott! und dich demüthig bitt: Wend dein genädig Angesicht von mir betrübtem Sünder nicht.

2. Du hast mich, o Gott Vater mild! gemacht zu deinem Ebenbild; in dir web, leb und schwebe ich, vergeben müßt ich ohne dich.

3. Errettet hast du mich gar oft ganz wunderlich und unverhofft, da nur ein Schritt, ja nur ein Haar mir zwischen Tod und Leben war.

4. Verstand und Ehr hab ich von dir, des Lebens Nothdurft gibst du mir, darzu auch einen treuen Freund, der mich in Glück und Unglück meint.

5. Gott Sohn! du hast mich durch dein Blut erlöset von der Höllenglut, das schwer Gesetz für mich erfüllt, damit des Vaters Zorn gestillt.

6. Wenn Sünd und Satan mich anklagt, und mir das Herz im Leib verzagt, alsdann brauchst du dein Mittleramt, daß mich der Vater nicht verdammt.

7. Du bist mein Fürsprech*) allezeit, mein Heil, mein Trost und meine Freud; ich kann durch dein Verdienst allein hier ruhig und dort selig sein.

8. Gott heilger Geist, du höchste Kraft! des Gnade in mir alles schafft: ist etwas Guts am Leben mein, so ist es alles lauter dein.

9. Dein ists, daß ich Gott recht erkenn, ihn meinen Herrn und Vater nenn, sein wahres Wort und Sacrament behalte rein bis an mein End;

10. Daß ich fest in Anfechtung steh, und nicht in Trübsal untergeh, daß ich im Herzen Trost em-

*) d. i. Fürsprecher.

pfind, zuletzt mit Freuden überwind.

11. Drum dank ich dir mit Herz und Mund, o Gott in dieser Morgenstund für alle Güte, Treu und Gnad, die meine Seel empfangen hat,

12. Und bitt, daß deine Gnadenhand bleib über mir heut ausgespannt. Mein Amt, Gut, Ehr, Freund, Leib und Seel in deinen Schutz ich dir befehl.

13. Hilf, daß ich sei von Herzen fromm, damit mein ganzes Christenthum aufrichtig und rechtschaffen sei, nicht Augenschein noch Heuchelei.

14. Erlaß mich meiner Sündenschuld und hab mit deinem Knecht Geduld; zünd in mir Glauben an und Lieb, zu jenem Leben Hoffnung gib.

15. Ein selig Ende mir bescher, am jüngsten Tag erweck mich, Herr, daß ich dich schaue ewiglich; Amen, Amen, erhöre mich.

Abendlieder.

Weise: Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.

161. Christe, der du bist Tag und Licht, vor dir ist, Herr, verborgen nichts. Du väterliches Lichtes Glanz, lehr uns den Weg der Wahrheit ganz.

2. Wir bitten dein göttliche Kraft, behüt uns, Herr, in dieser Nacht, bewahr uns, Herr, vor allem Leid, Gott Vater der Barmherzigkeit.

3. Vertreib des schweren Schlafes Frist, daß uns nicht schad des Feindes List, das Fleisch in Züchten reine sei, so sind wir mancher Sorgen frei.

4. So unsre Augen schlafen schier, laß unser Herze wachen dir; beschirm uns, Gottes rechte Hand, und lös uns von der Sünden Band.

5. Beschirmer, Herr der Christenheit, dein starke Hilf sei uns bereit. Hilf uns, Herr Gott, aus aller Noth durch dein heilgen fünf Wunden roth.

6. Gedenk, o Herr, der schweren Zeit, darin der Leib gefangen leit*); der Seele, die du hast erlöst, der gib, Herr Jesu, deinen Trost.

*) d. i. liegt.

Wolfgang Meußlin.

Weiſe: Herr Gott, dich loben alle wir.

162. Du bist drei in Einigkeit, ein wahrer Gott von Ewigkeit, die Sonn mit dem Tag von uns weicht, laß leuchten uns dein göttlich Licht.

2. Des Morgens, Gott, dich loben wir, des Abends auch beten vor dir; unſer armes Lied rühmet dich jetzund, immer und ewiglich.

3. Gott Vater, dem ſei ewig Ehr, Gott Sohn, der iſt der einig Herr, und dem Tröſter, heiligen Geiſt, von nun an bis in Ewigkeit.

Martin Luther.

163. Der lieben Sonnen Licht und Pracht hat nun den Lauf vollführet, die Welt hat ſich zur Ruh gemacht, thu, Seel, was dir gebühret: tritt an die Himmelsthür, und bring ein Lied herfür; laß deine Augen, Herz und Sinn auf Jeſum fein gerichtet hin.

2. Ihr, hellen Sterne, leuchtet wohl, und glänzt mit Licht und Stralen, ihr macht die Nacht des Prachtes voll: doch noch zu tauſendmalen ſcheint heller in mein Herz die ewge Himmelskerz, mein Jeſus, meiner Seelen Ruhm, mein Schutz, mein Schatz, mein Eigenthum.

3. Der Schlaf wird fallen dieſe Nacht auf Menſchen und auf Thiere, doch einer iſt, der droben wacht, bei dem kein Schlaf zu ſpüren. Es ſchlummert, Jeſu, nicht dein Aug, auf mich gericht; drum ſoll mein Herz auch wachend ſein, daß Jeſus wache nicht allein.

4. Verſchmähe nicht dieß ſchlechte Lied, das ich dir, Jeſu, ſinge; in meinem Herzen iſt kein Fried, bis ich es zu dir bringe; ich bringe, was ich kann, ach nimm es gnädig an, es iſt doch herzlich gut gemeint, o Jeſu, meiner Seelen Freund!

5. Mit dir will ich zu Bette gehn, dir will ich mich befehlen; du wirſt, mein Hüter, auf mich ſehn, und rathen meiner Seelen. Ich fürchte keine Noth, kein Hölle, Welt noch Tod; denn wer mit Jeſu ſchlafen geht, mit Freuden wieder aufersteht.

6. Ihr Höllengeiſter, packet euch, hier habt ihr nichts zu ſchaffen, dieß Haus gehört in Jeſu Reich, laßt es ganz ſicher ſchlafen; der Engel ſtarke Wacht hält es in guter Acht, ihr Heer und Lager iſt ſein Schutz, drum ſei auch allen Teufeln Trutz!

7. So will ich denn nun ſchlafen ein, Jeſu, in deinen Armen; dein Aufſicht ſoll die Decke ſein,

mein Bette dein Erbarmen, mein Kissen deine Brust, mein Traum die süße Lust, die aus dem Wort des Lebens fleußt und dein Geist in mein Herze geußt.

8. So oft die Nacht mein Aber schlägt, soll dich mein Geist umfangen; so vielmal sich das Herz bewegt, soll dieß sein mein Verlangen, daß ich mit lautem Schall mög rufen überall: O Jesu, Jesu! du bist mein, und ich auch bin und bleibe dein.

9. Nun, matter Leib, schick dich zur Ruh, und schlaf fein sanft und stille, ihr müden Augen, schließt euch zu, denn das ist Gottes Wille; schließt aber dieß mit ein: Herr Jesu, ich bin dein! so ist der Schluß recht wohl gemacht. Nun, liebster Jesu, gute Nacht.

Christian Scriver.

164. O Jesu Nacht ist kommen, drin wir ruhen sollen. Gott waltz zum Frommen nach seim Wohlgefallen, daß wir uns segen in seim Gleit und Segen, der Ruh zu pflegen.

2. Treib, Herr, von uns fern, die unreinen Geister! Halt die Nachtwach gern, sei selbst unser Schutzherr! Schirm beids, Leib und Seel, unter deine Flügel, send uns dein Engel.

3. Laß uns einschlafen mit guten Gedanken, fröhlich aufwachen, und von dir nicht wanken! Laß uns mit Züchten unser Thun und Dichten zu deim Preis richten!

4. Pfleg auch der Kranken durch deinen Geliebten, hilf den Gefangnen, tröste die Betrübten, pfleg auch der Kinder, sei selbst ihr Vormünder, des Feinds Neid hinder!

5. Vater, dein Name werd von uns gepreiset! Dein Reich zukomme, dein Will werd beweiset! Frist unser Leben, wollst die Schuld vergeben, erlös uns! Amen.

Altes Lied der Böhmischen Brüder.

Weise: Herr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott.

165. H Inunter ist der Sonnen Schein, die finstre Nacht bricht stark herein: leucht uns, Herr Christ, du wahres Licht, laß uns im Finstern tappen nicht.

2. Dir sei Dank, daß du uns den Tag vor Schaden, G'fahr und mancher Plag durch deine Engel hast behüt aus Gnad und väterlicher Güt.

3. Womit wir habn erzürnet dich, dasselb verzeih uns gnädiglich, und rechn es unsrer Seel nicht zu, laß uns schlafen in Fried und Ruh.

4. Durch dein Engel die Wach bestell, daß uns der böse Feind nicht fäll; vor Schrecken, Angst und Feuersnoth behüt uns heint, o lieber Gott!

Nic. Herman.

166. Nun ruhen alle Wälder, Vieh, Menschen, Städt und Felder, es schläft die ganze Welt: ihr aber, meine Sinnen, auf, auf! ihr sollt beginnen, was eurem Schöpfer wohl gefällt.

2. Wo bist du, Sonne, blieben? Die Nacht hat dich vertrieben, die Nacht, des Tages Feind. Fahr hin, ein andre Sonne, mein Jesus, meine Wonne, gar hell in meinem Herzen scheint.

3. Der Tag ist nun vergangen, die güldnen Sternlein prangen am blauen Himmelssaal; also werd ich auch stehen, wenn mich wird heißen gehen mein Gott aus diesem Jammerthal.

4. Der Leib, der eilt zu Ruhe, legt ab das Kleid und Schuhe, das Bild der Sterblichkeit: die zieh ich aus, dagegen wird Christus mir anlegen den Rock der Ehr und Herrlichkeit.

5. Das Haupt, die Füß und Hände sind froh, daß nun zum Ende die Arbeit kommen sei; Herz, freu dich, du sollst werden vom Elend dieser Erden und von der Sünden Arbeit frei.

6. Nun geht, ihr matten Glieder, geht hin und legt euch nieder, der Betten ihr begehrt: es kommen Stund und Zeiten, da man euch wird bereiten zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

7. Mein Augen stehn verdroßen, im Hui sind sie geschloßen; wo bleibt dann Leib und Seel? Nimm sie zu deinen Gnaden, sei gut für allen Schaden, du Aug und Wächter Israel.

8. Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Küchlein ein! Will Satan mich verschlingen, so laß die Englein singen: Dieß Kind soll unverletzet sein.

9. Auch euch, ihr meine Lieben, soll heute nicht betrüben kein Unfall noch Gefahr; Gott laß euch ruhig schlafen, stell euch die güldnen Waffen ums Bett und seiner Helden Schaar.

Paulus Gerhardt.

Weise: Nun laßt uns den Leib begraben.

167. O Jesu, treuster Heiland mein! ich geh in mein Schlafkämmerlein, ich will mich legen in die Ruh, schleuß du die Thür selbst nach mir zu.

2. Verzeih mein' Sünd aus

Gnaden mir, treib all schädlichen Träum von hier, breit über mich dein Flügel aus, so stehn die Engel um das Haus.

3. Behüt vor Feur- und Waßersnoth, vor einem bösen, schnellen Tod; vor allem Uebel und Gefahr mich und all fromm Christen bewahr.

4. Wenn ich nun schlaf, wach du für mich, treib alles Unglück hinter sich; laß mich zu deinem Lob aufstehn, und fröhlich an mein Arbeit gehn.

Weise: Freu dich sehr, o meine Seele.

168. Unsre müden Augenlieder schließen sich jetzt schläfrig zu, und des Leibes matte Glieder grüßen schon die Abendruh; denn die dunkle, finstre Nacht hat des hellen Tages Pracht in der tiefen See verdecket, und die Sternen ausgesteckt.

2. Ach bedenk, eh du gehst schlafen, du, o meines Leibes Gast! ob du den, der dich erschaffen, heute nicht erzürnet hast? Thu, ach thu bei Zeiten Buß, geh, und falle ihm zu Fuß, und bitt ihn, daß er aus Gnaden dich der Strafe woll entladen.

3. Sprich: Herr, dir ist unverhohlen, daß ich diesen Tag vollbracht anders, als du mir befohlen, ja ich habe nicht betracht' meines Amtes Ziel und Zweck, habe gleichfalls deinen Weg schändlich, o mein Gott! verlaßen, bin gefolgt der Wollust Straßen.

4. Ach Herr! laß mich Gnad erlangen, gib mir nicht verdienten Lohn, laß mich deine Huld umfangen, sieh an deinen lieben Sohn, der für mich genug gethan; Vater, nimm den Bürgen an, dieser hat für mich erduldet, was mein Unart hat verschuldet.

5. Laß mich, Herr, von dir nicht wanken, in dir schlaf ich sanft und wohl; gib mir heilige Gedanken, und bin ich gleich Schlafes voll, so laß doch den Geist in mir zu dir wachen für und für, bis die Morgenröth angehet und man von dem Bett aufstehet.

6. Vater, droben in der Höhe, dessen Nam uns theur und werth, dein Reich komm, dein Will geschehe, unser Brot werd uns bescheert, und vergib uns unsre Schuld, schenk uns deine Gnad und Huld, laß uns nicht Versuchung tödten, hilf uns, Herr, aus allen Nöthen.

Johann Franck.

Vom Tode.

169. Christus der ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn; dem thu ich mich ergeben, mit Fried fahr ich dahin.

2. Mit Freud fahr ich von dannen zu Christ, dem Bruder mein, auf daß ich zu ihm komme und ewig bei ihm sei.

3. Ich hab nun überwunden Kreuz, Leiden, Angst und Noth; durch seine heilgen Wunden bin ich versöhnt mit Gott.

4. Wenn meine Kräfte brechen, mein Athem geht schwer aus, und kann kein Wort mehr sprechen: Herr, nimm mein Seufzen auf.

5. Wenn mein Herz und Gedanken zergehn, als wie ein Licht, das hin und her thut wanken, wenn ihm die Flamm gebricht:

6. Alsdann sein sanft und stille, Herr, laß mich schlafen ein nach deinem Rath und Willen, wenn kommt mein Stündelein;

7. Und laß mich an dir kleben, wie eine Klett am Kleid, und ewig bei dir leben in himmlischr Wonn und Freud!

Simon Graaf.

170. Freu dich sehr, o meine Seele! und vergiß all Noth und Qual, weil dich nun Christus, dein Herre, ruft aus diesem Jammerthal. Aus der Trübsal, Angst und Leid sollt du fahren in die Freud, die kein Ohr jemals gehöret, und in Ewigkeit auch währet.

2. Tag und Nacht hab ich gerufen zu dem Herren, meinem Gott, weil mich stets viel Kreuz betroffen, daß er mir hülf aus der Noth: wie sich sehnt ein Warttersmann, daß sein Weg ein End mög han, so hab ich gewünschet eben, daß sich enden mög mein Leben.

3. Denn gleichwie die Rosen stehen unter Dornenspitzen gar, also auch die Christen gehen in Angst, Trübsal und Gefahr. Wie die Meereswellen sind und der ungestüme Wind, also ist allhier auf Erden unser Lauf voller Beschwerden.

4. Welt, Tod, Teufel, Sünd und Hölle, unser eigen Fleisch und Blut plagen stets hier unsre Seele, laßen uns bei keinem Muth. Wir sind voller Angst und Plag, lauter Kreuz sind unsre Tag, wenn wir nur geboren werden, findt sich Jammer gnug auf Erden.

5. Wenn die Morgenröth herleuchtet, und der Schlaf sich von uns wendt, Sorg und Kummer daher schleichet, Müh findt sich an allem End; unsre Thränen sind das Brot, so wir eßen früh und

spat; wenn die Sonn nicht mehr thut scheinen, ist nur lauter Klag und Weinen.

6. Drum, Herr Christ, du Morgenstern, der du ewiglich aufgehst, sei von mir jetzund nicht ferne, weil mich dein Blut hat erlöst; hilf, daß ich mit Fried und Freud mög von hinnen fahren heut; ach sei du mein Licht und Straße, mich mit Beistand nicht verlaße.

7. In dein Seite will ich fliehen an meim bittern Todesgang; durch dein Wunden will ich ziehen ins himmlische Vaterland; in das schöne Paradeis, drein der Schächer thät sein Reis', wirst du mich, Herr Christ, einführen und mit ewger Klarheit zieren.

8. Ob mir schon die Augen brechen, das Gehöre gar verschwindt, meine Zung nicht mehr kann sprechen, der Verstand sich nicht besinnt; bist du doch mein Licht und Hort, Leben, Weg und Himmelspfort, du wirst mich in Gnad regieren, auf der rechten Bahn heimführen.

9. Laß dein Engel mit mir fahren auf Elias Wagen roth, meine Seele wohl bewahren, wie Laz'rum nach seinem Tod; laß sie ruhn in deinem Schooß, und erfülle sie mit Trost, bis der Leib kommt aus der Erden, und sie beid vereinigt werden.

10. Freu dich sehr, o meine Seele! und vergiß all Noth und Qual, weil dich nun Christus, dein Herre, ruft aus diesem Jammerthal. Seine Freud und Herrlichkeit sollst du sehn in Ewigkeit, mit den Engeln jubiliren, in Ewigkeit triumphiren.

C. v. Warnberg.

171. HErr Jesu Christ, meins Lebens Licht, mein höchster Trost, mein Zuversicht! auf Erden bin ich nur ein Gast, und drückt mich sehr der Sünden Last.

2. Ich hab vor mir ein schwere Reis' zu dir ins himmlisch Paradeis; da ist mein rechtes Vaterland, daran du dein Blut hast gewandt.

3. Zur Reis' ist mir mein Herz sehr matt, der Leib gar wenig Kräfte hat; allein mein Seele schreit in mir: Herr, hol mich heim, nimm mich zu dir!

4. Drum stärk mich durch das Leiden dein in meiner letzten Todespein. Dein Kreuz laß sein mein Wanderstab, mein Ruh und Rast dein heilges Grab.

5. Wenn mein Mund nicht kann reden frei, dein Geist in meinem Herzen schrei. Hilf, daß mein Seel den Himmel find, wenn meine Augen werden blind.

6. Dein letztes Wort laß sein mein Licht, wenn mir der Tod das Herz zerbricht; behüte mich vor Ungeberd, wenn ich mein Haupt nun neigen werd.

7. Auf deinen Abschied, Herr, ich trau, darauf mein letzte Heimfahrt bau. Thu mir die Himmelsthür weit auf, wenn ich beschließ meins Lebens Lauf.

8. Am jüngsten Tag erweck mein Leib, hilf, daß ich dir zur Rechten bleib, daß mich nicht treffe dein Gericht, welchs das erschrecklich Urtheil spricht.

9. Alsdann mein Leib verneure ganz, daß er leucht wie der Sonnen Glanz und ähnlich sei dem klaren Leib, auch gleich den lieben Engeln bleib.

10. Wie werd ich dann so fröhlich sein, werd singen mit den Engelein, und mit der auserwählten Schaar ewig schauen dein Antlitz klar.

Martin Böhme.

172. HErr Jesu Christ, wahr'r Mensch und Gott! der du litst Marter, Angst und Spott, für mich am Kreuz auch endlich starbst, und mir deins Vaters Huld erwarbst: ich bitt durchs bittre Leiden dein, du wollst mir Sünder gnädig sein.

2. Wenn ich nun komm in Sterbensnoth und ringen werde mit dem Tod; wenn mir vergeht all mein Gesicht, und meine Ohren hören nicht; wenn meine Zunge nichts mehr spricht, und mir vor Angst mein Herz zerbricht;

3. Wenn mein Verstand sich nichts mehr bsinnt, und mir all menschlich Hilf zerrinnt: so komm, Herr Christe! mir behend zu Hilf an meinem letzten End, und führ mich aus dem Jammerthal, verkürz mir auch des Todes Qual.

4. Die bösen Geister von mir treib, mit deinem Geist stets bei mir bleib, bis sich die Seel vom Leib abwendt, so nimm sie, Herr, in deine Händ; der Leib hab in der Erd sein Ruh, bis sich der jüngst Tag naht herzu.

5. Ein fröhlich Urständ*) mir verleih, am jüngsten Gricht mein Fürsprech sei, und meiner Sünd nicht mehr gedenk, aus Gnaden mir das Leben schenk. Wie du hast zugesaget mir in deinem Wort, das trau ich dir:

6. Fürwahr, fürwahr, euch sage ich: wer mein Wort hält und glaubt an mich, der wird nicht kommen ins Gericht und den Tod ewig schmecken nicht; und ob er schon hier zeitlich stirbt, mit nichten er drum gar verdirbt;

7. Sondern ich will mit star-

*) Urständ, d. i. Auferstehung; Fürsprech, d. i. Fürsprecher.

ker Hand ihn reißen aus des Todes Band und zu mir nehmen in mein Reich, da soll er denn mit mir zugleich in Freuden leben ewiglich! Dazu hilf uns ja gnädiglich.

8. Ach Herr! vergib all unsre Schuld! Hilf, daß wir warten mit Geduld, bis unser Stündlein kommt herbei; auch unser Glaub stets wacker sei, beim Wort zu trauen festiglich, bis wir einschlafen seliglich.

Paulus Eber.

Weise: Gottes Sohn ist kommen.

173. HErr, nun laß in Friede, lebensatt und müde, deinen Diener fahren zu den Himmelsschaaren, selig und im Stillen; doch, nach deinem Willen.

2. Gerne will ich sterben und den Himmel erben; Christus mich geleitet, welchen Gott bereitet zu dem Licht der Heiden, das uns setzt in Freuden.

3. Hier hab ich gestritten, Ungemach erlitten, ritterlich gekämpfet, manchen Feind gedämpfet, Glauben auch gehalten richtig mit den Alten.

4. Thränen muß ich lassen, weinen ohne Maßen, schwere Gänge laufen, mit der Christen Haufen über Sünden klagen, Kreuz und Trübsal tragen.

5. Nunmehr soll sichs wenden, Kampf und Lauf sich enden; Gott will mich erlösen bald von allem Bösen; es soll besser werden, als es war auf Erden.

6. Frieden werd ich finden, ledig sein von Sünden, und auf allen Seiten nicht mehr dürfen streiten; mich soll ganz umgeben himmlisch Freudenleben.

7. Mir ist beigeleget, wo man Scepter träget, eine schöne Krone als Gnadenlohne; da werd ich ergötzet, und zur Ruh gesetzet.

8. Mein Erlöser lebet, der mich selber hebet aus des Todes Kammer, da liegt aller Jammer; fröhlich, ohne Schrecken will er mich aufwecken.

9. Dieser Leib soll gehen und in Klarheit stehen, wenn die Todten werden erstehn von der Erden; Christum werd ich schauen, darauf kann ich trauen.

10. Ihme will ich singen, Lob und Ehre bringen, rühmen seine Güte mit Seel und Gemüthe, preisen seinen Namen ohn Aufhören. Amen.

David Böhme.

174. HErr, wie du willt, so schicks mit mir im Leben und im Sterben. Allein zu dir steht mein Begier, laß mich,

Herr, nicht verderben. Erhalt mich, Herr, in deiner Huld, sonst wie du willt, gib mir Geduld; dein Will der ist der beste.

2. Zucht, Ehr und Treu verleih mir, Herr, und Lieb zu deinem Worte; behüt mich, Herr, vor falscher Lehr, und gib mir hier und dorte, was dient zu meiner Seligkeit, wend ab all Ungerechtigkeit in meinem ganzen Leben.

3. Soll ich einmal nach deinem Rath von dieser Welt abscheiden, verleih, o Herr, mir deine Gnad, daß es geschehe mit Freuden. Mein Leib, mein Seel befehl ich dir, o Herr! ein seligs End gib mir durch Jesum Christum. Amen.

Caspar Bienemann.

Weise: Nun laßt uns den Leib begraben.

175. In Christi Wunden schlaf ich ein, die machen mich von Sünden rein, ja Christi Blut und Grechtigkeit das ist mein Schmuck und Ehrenkleid;

2. Damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingehn; mit Fried und Freud ich fahr dahin, ein Gotteskind ich allzeit bin.

3. Dank hab, o Tod! du förderst mich, ins ewge Leben wandre ich, mit Christi Blut gereinigt fein. Herr Jesu, stärk den Glauben mein!

Paulus Eber.

176. Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen: wen suchn wir, der Hilfe thu, daß wir Gnad erlangen? Das bist du, Herr, alleine. Uns reuet unsre Missethat, die dich, Herr, erzürnet hat. Heiliger Herre Gott! heiliger starker Gott! heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott! laß uns nicht versinken in des bittern Todes Noth. Kyrie eleison!

2. Mitten in dem Tod ansicht uns der Höllen Rachen: wer will uns aus solcher Noth frei und ledig machen? Das thust du, Herr! alleine. Es jammert dein Barmherzigkeit unsre Sünd und großes Leid. Heiliger Herre Gott! heiliger starker Gott! heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott! laß uns nicht verzagen vor der tiefen Höllen Glut. Kyrie eleison!

3. Mitten in der Höllen Angst unsre Sünd uns treiben: wo solln wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben? Zu dir, Herr Christ, alleine. Vergossen ist dein theures Blut, das gnug für die Sünde thut. Heiliger Herre Gott! heili-

ger starker Gott! heiliger barmherziger Heiland, du ewiger Gott! laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Troſt. Kyrie eleiſon!

Martin Luther.

177. Nun laßt uns den Leib begraben, bei dem wir kein Zweifel haben, er werd am jüngſten Tag aufſtehn und unverweslich hervorgehn.

2. Erd iſt er und von der Erden, wird auch zu Erd wieder werden, und von der Erd wieder aufſtehn, wenn Gottes Poſaun wird angehn.

3. Sein Seele lebt ewig in Gott, der ſie allhier aus ſeiner Gnad von aller Sünd und Miſſethat durch ſeinen Sohn erlöſet hat.

4. Sein Arbeit, Trübſal und Elend iſt kommen zu eim guten End; er hat getragen Chriſti Joch, iſt geſtorben und lebet noch.

5. Die Seele lebt ohn alle Klag, der Leib ſchläft bis an jüngſten Tag, an welchem ihn Gott verklären und der Freuden wird gewähren.

6. Hier iſt er in Angſt geweſen, dort aber wird er geneſen, in ewiger Freud und Wonne, leuchten wie die helle Sonne.

7. Nun laßen wir ihn hier ſchlafen, und gehn allſamt unſre Straßen, ſchicken uns auch mit allem Fleiß, denn der Tod kommt uns gleicher Weis.

8. Das helf uns Chriſtus, unſer Troſt, der uns durch ſein Blut hat erlöſt vons Teufels Gwalt und ewger Pein; ihm ſei Lob, Preis und Ehr allein.

Michael Weyſſe,
(letzte Strophe v. Mart. Luther.)

178. Valet *) will ich dir geben, du arge, falſche Welt; dein ſündlich böſes Leben durchaus mir nicht gefällt. Im Himmel iſt gut wohnen, hinauf ſteht mein Begier; da wird Gott ewig lohnen dem, der ihm dient allhier.

2. Rath mir nach deinem Herzen, o Jeſu, Gottes Sohn! Soll ich ja dulden Schmerzen, hilf mir, Herr Chriſt, davon; verkürz mir alles Leiden, ſtärk meinen blöden Muth; laß mich ſelig abſcheiden, ſetz mich in dein Erbgut.

3. In meines Herzens Grunde dein Nam und Kreuz allein funkelt all Zeit und Stunde; drauf kann ich fröhlich ſein. Erſchein mir in dem Bilde zu Troſt in meiner Noth, wie du, Herr Chriſt, ſo milde dich haſt geblut zu todt.

4. Verbirg mein Seel aus

*) Abſchied.

Gnaden in deiner offnen Seit, rück sie aus allem Schaden zu deiner Herrlichkeit. Der ist wohl hier gewesen, so kommt ins Himmels Schloß; der ist ewig genesen, so bleibt in deinem Schooß.

5. Schreib meinen Namn aufs Beste ins Buch des Lebens ein, und bind mein Seel gar feste ins schöne Bündelein der, die im Himmel grünen und vor dir leben frei; so will ich ewig rühmen, daß dein Herz treue sei.

Valentin Herberger,
(1613 zur Pestzeit.)

179. Wenn mein Stündlein vorhanden ist, und soll hinfahrn mein Straße, so g'leit du mich, Herr Jesu Christ, mit Hilf mich nicht verlaße; mein Seel an meinem letzten End befehl ich dir in deine Händ, du wollst sie mir bewahren.

2. Mein Sünd mich werden kränken sehr, mein Gwißen wird mich nagen, denn ihr sind viel, wie Sand am Meer, doch will ich nicht verzagen: gedenken will ich an dein Tod, Herr Jesu, und dein Wunden roth, die werden mich erhalten.

3. Ich bin ein Glied an deinem Leib, des tröst ich mich von Herzen; von dir ich ungeschieden bleib in Todesneth und Schmerzen. Wenn ich gleich sterb, so sterb ich dir; ein ewges Leben hast du mir mit deinem Tod erworben.

4. Weil du vom Tod erstanden bist, werd ich im Grab nicht bleiben; mein höchster Trost dein Auffahrt ist, Todsfurcht kann sie vertreiben; denn wo du bist, da komm ich hin, daß ich stets bei dir leb und bin, drum fahr ich hin mit Freuden.

Nic. Herman.

Weise: Wer nur den lieben Gott läßt walten.

180. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende! Hin geht die Zeit, her kommt der Tod. Ach, wie geschwinde und behende kann kommen meine Todesnoth! Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut.

2. Es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war; denn weil ich leb auf dieser Erden, leb ich in steter Todsgefahr. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

3. Herr, lehr mich stets mein End bedenken und, wenn ich einmal sterben muß, die Seel in Jesu Wunden senken und ja nicht sparen meine Buß. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

4. Laß mich bei Zeit mein Haus beſtellen, daß ich bereit ſei für und für, und ſage friſch in allen Fällen: Herr, wie du willt, ſo ſchicks mit mir. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

5. Mach mir ſtets zuckerſüß den Himmel, und gallenbitter dieſe Welt; gib, daß mir in dem Weltgetümmel die Ewigkeit ſei vorgeſtellt. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

6. Ach Vater, deck all meine Sünde mit dem Verdienſte Jeſu zu, darein ich mich feſt gläubig winde, das gibt mir recht erwünſchte Ruh. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

7. Ich weiß, in Jeſu Blut und Wunden hab ich mir recht und wohl gebet'; da find ich Troſt in Todesſtunden, und alles, was ich gerne hätt. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

8. Nichts iſt, das mich von Jeſu ſcheide, nichts, es ſei Leben oder Tod; ich leg die Hand in ſeine Seite, und ſage: Mein Herr und mein Gott! Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

9. Ich habe Jeſum angezogen ſchon längſt in meiner heilgen Tauf; du biſt mir auch daher gewogen, haſt mich zum Kind genommen auf. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

10. Ich habe Jeſu Fleiſch gegeßen, ich hab ſein Blut getrunken hier; nun kannſt du meiner nicht vergeßen, ich bleib in ihm und er in mir. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

11. So komm mein End heut oder morgen, ich weiß, daß mirs mit Jeſu glückt; ich bin und bleib in ſeinen Sorgen, mit Jeſu Blut ſchön ausgeſchmückt. Mein Gott, ich bitt durch ꝛc.

12. Ich leb indes in dir vergnüget, und ſterb ohn alle Kümmernis; mir gnüget, wie es mein Gott füget, ich glaub, und bin es ganz gewis: Durch deine Gnad und Chriſti Blut machſt dus mit meinem Ende gut.

Emilie Juliane,
Gräfin v. Rudolſtadt.

Weiſe: Nun ruhen alle Wälder.

181. GOtt Lob! die Stund iſt kommen, da ich werd aufgenommen ins ſchöne Paradeis. Ihr Eltern dürft nicht klagen, mit Freuden ſollt ihr ſagen: Dem Höchſten ſei Lob, Ehr und Preis.

2. Wie kanns Gott beßer machen? Er reißt mich aus dem Rachen des Teufels und der Welt, die jetzt wie Löwen brüllen; ihr Grimm iſt nicht zu ſtillen, bis alles übern Haufen fällt.

3. Dieß ſind die letzten Tage,

da nichts als lauter Plage mit Haufen bricht herein: mich nimmt nun Gott von hinnen, und läßet mich entrinnen der überhäuften Noth und Pein.

4. Kurz ist mein irdisch Leben: ein beßres wird mir geben Gott in der Ewigkeit; da werd ich nicht mehr sterben, in keiner Noth verderben, mein Leben wird sein lauter Freud.

5. Gott eilet mit den Seinen, läßt sie nicht lange weinen in diesem Thränenthal. Ein schnell und selig Sterben ist schnell und glücklich erben des schönen Himmels Ehrensaal.

6. Wie öfters wird verführet manch Kind, an dem man spüret rechtschaffne Frömmigkeit; die Welt, voll List und Tücke, legt heimlich ihre Stricke, bei Tag und Nacht, zu jeder Zeit:

7. Ihr Netze mag sie stellen, mich wird sie nun nicht fällen, sie wird mir thun kein Leid. Denn wer kann den verletzen, den Christus hier wird setzen ins Schloß vollkommner Sicherheit?

8. Zuvor bracht ich euch Freude; jetzt, nun ich von euch scheide, betrübt sich euer Herz. Doch wenn ihr recht betrachtet, und, was Gott thut, hochachtet, wird sich bald lindern aller Schmerz.

9. Gott zablet alle Stunden, er schlägt und heilet Wunden, er kennet jedermann. Nichts ist ja je geschehen, was er nicht vorgesehen; und was er thut, ist wohlgethan.

10. Wenn ihr mich werdet finden vor Gott, frei aller Sünden, in weißer Seiden stehn, und tragen Siegespalmen in Händen, und mit Psalmen des Herren Lob und Ruhm erhöhn;

11. Da werdet ihr euch freuen, es wird euch herzlich reuen, daß ihr euch so betrübt. Wohl dem, der Gottes Willen gedenket zu erfüllen, und in Geduld sich ihm ergibt.

12. Ade! nun seid gesegnet; was euch jetzund begegnet, ist andern auch geschehn; viel müßens noch erfahren. Nun Gott woll euch bewahren; dort wollen wir uns wiedersehn.

Joh. Heermann.

Jüngstes Gericht und ewiges Leben.

182. Alle Menschen müßen sterben, alles Fleisch vergeht wie Heu; was da lebet, muß verderben, soll es anders werden neu. Dieser Leib der muß verwesen, wenn er anders soll genesen der so großen Herrlichkeit, die den Frommen ist bereit.

2. Drum so will ich dieses Leben, wenn es meinem Gott beliebt, auch ganz willig von mir geben, bin darüber nicht betrübt. Denn in meines Jesu Wunden hab ich schon Erlösung funden, und mein Trost in Todesnoth ist des Herrn Jesu Tod.

3. Jesus ist für mich gestorben, und sein Tod ist mein Gewinn; er hat mir das Heil erworben, drum fahr ich mit Freud dahin, hier aus diesem Weltgetümmel in den schönen Gottesbimmel, da ich werde allezeit schauen die Dreieinigkeit.

4. Da wird sein das Freudenleben, da viel tausend Seelen schon sind mit Himmelsglanz umgeben, stehen da vor Gottes Thron, da die Seraphinen prangen, und das hohe Lied anfangen: Heilig, heilig, heilig heißt Gott der Vater, Sohn und Geist.

5. Da die Patriarchen wohnen, die Propheten allzumal, wo auf ihren Ehrenthronen sitzet die gezwölfte Zahl, wo in so viel tausend Jahren alle Frommen hingefahren, da wir unserm Gott zu Ehrn ewig Halleluja hörn.

6. O Jerusalem, du schöne, ach wie helle glänzest du! Ach wie lieblich Lobgetöne hört man da in süßer Ruh! O der großen Freud und Wonne! jetzund gehet auf die Sonne, jetzund gehet an der Tag, der kein Ende nehmen mag!

7. Ach, ich habe schon erblicket diese große Herrlichkeit; jetzund werd ich schön geschmücket mit dem weißen Himmelskleid; mit der güldnen Ehrenkrone steh ich da vor Gottes Throne, schaue solche Freude an, die kein Ende nehmen kann.

Joh. Georg Albinus.

183. Es ist gewislich an der Zeit, daß Gottes Sohn wird kommen in seiner großen Herrlichkeit, zu richten Bös' und Frommen. Da wird das Lachen werden theur, wenn alles wird vergehn im Feur, wie Petrus davon schreibet.

2. Posaunen wird man hören gehn an aller Welte Ende; darauf bald werden auferstehn all Todten gar behende; die aber noch das Leben han, die wird der Herr von Stunde an verwandeln und verneuen.

3. Darnach wird man ablesen bald ein Buch, darin geschrieben, was alle Menschen, jung und alt, auf Erden han getrieben. Da denn gewis ein jedermann wird hören, was er hat gethan in seinem ganzen Leben.

4. O weh demselben, welcher hat des Herren Wort verachtet, und nur auf Erden früh und spat nach großem Gut getrachtet! Der

wird fürwahr gar kahl beſtehn, und mit dem Satan müßen gehn von Chriſte in die Hölle.

5. O Jeſu! hilf zur ſelben Zeit von wegen deiner Wunden, daß ich im Buch der Seligkeit werd eingezeichnet funden. Daran ich denn auch zweifle nicht; denn du haſt ja den Feind gericht und meine Schuld bezahlet.

6. Derhalben mein Fürſprecher ſei, wenn du nun wirſt erſcheinen, und lies mich aus dem Buche frei, darinnen ſtehn die Deinen, auf daß ich ſammt den Brüdern mein mit dir geh in den Himmel ein, den du uns haſt erworben.

7. O Jeſu Chriſt! du machſt es lang mit deinem jüngſten Tage: den Menſch wird auf Erden bang von wegen vieler Plage: komm doch, komm doch, du Richter groß, und mache uns in Gnaden los von allem Uebel! Amen.

184. Jeruſalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir! Mein ſehnlich Herz ſo groß Verlangen hat, und iſt nicht mehr bei mir. Weit über Berg und Thale, weit über blaches Feld ſchwingt es ſich über alle, und eilt aus dieſer Welt.

2. O ſchöner Tag, und noch viel ſchönre Stund! wann wirſt du kommen ſchier? da ich mit Luſt, mit freiem Freudenmund die Seele geb von mir in Gottes treue Hände zum auserwählten Pfand, daß ſie mit Hell anländ in jenem Vaterland.

3. Im Augenblick wird ſie erheben ſich bis an das Firmament, wenn ſie verläßt ſo ſanft, ſo wunderlich die Stätt der Element, fährt auf Eliä Wagen, mit engeliſcher Schaar, die ſie in Händen tragen, umgeben ganz und gar.

4. O Ehrenburg! ſei nun gegrüßet mir; thu auf der Gnaden Pfort! Wie große Zeit hat mich verlangt nach dir, eh ich bin kommen fort aus jenem böſen Leben, aus jener Nichtigkeit, und mir Gott hat gegeben das Erb der Ewigkeit!

5. Was für ein Volk, was für ein edle Schaar kommt dort gezogen ſchon? Was in der Welt von Auserwählten war, ſeh ich, die beſte Kron, die Jeſus mir, der Herre, entgegen hat geſandt, da ich noch war ſo ferne in meinem Thränenland.

6. Propheten groß und Patriarchen hoch, auch Chriſten insgemein, die weiland dort trugen des Kreuzes Joch und der Tyrannen Pein, ſchau ich in Ehren ſchweben, in Freiheit überall, mit Klarheit hell umgeben, mit ſonnenlichtem Stral.

7. Wenn dann zuletzt ich an-

gelanget bin ins schöne Paradeis, von höchster Freud erfüllet wird der Sinn, der Mund von Lob und Preis; das Halleluja reine singt man in Heiligkeit, das Hosianna seine ohn End in Ewigkeit.

8. Mit Jubelklang, mit Instrumenten schön auf Chören ohne Zahl, daß von dem Klang und von dem süßen Ton erbebt der Freudensaal; mit hundert tausend Zungen, mit Stimmen noch viel mehr, wie von Anfang gesungen das himmelische Heer.

Joh. Matthäus Meyfart.

185. O Ewigkeit, du Donnerwort! o Schwert, das durch die Seele bohrt! o Anfang sonder Ende! o Ewigkeit, Zeit ohne Zeit, ich weiß vor großer Traurigkeit nicht, wo ich mich hinwende! Mein ganz erschrocknes Herz erbebt, daß mir die Zung am Gaumen klebt.

2. Kein Unglück ist in aller Welt, das endlich mit der Zeit nicht fällt und ganz wird aufgehoben: die Ewigkeit hat nur kein Ziel, sie treibet fort und fort ihr Spiel, läßt nimmer ab zu toben. Ja, wie mein Heiland selber spricht: aus ihr ist kein Erlösung nicht.

3. O Ewigkeit, du machst mir bang! O ewig, ewig, ist zu lang, die gilt fürwahr kein Scherzen! Drumb, wann ich diese lange Nacht, zusamt der großen Pein betracht, erschreck ich recht von Herzen. Nichts ist zu finden weit und breit so schrecklich als die Ewigkeit!

4. Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf, ermuntre dich, verlornes Schaf, und beßre bald dein Leben! Wach auf, es ist doch hohe Zeit! es kommt heran die Ewigkeit, dir deinen Lohn zu geben. Vielleicht ist heut der letzte Tag, wer weiß noch wie man sterben mag.

5. Laß doch die Wollust dieser Welt, Pracht, Hoffart, Reichthum, Ehr und Geld dir länger nicht gebieten; schau an die große Sicherheit, die falsche Welt und böse Zeit, zusammt des Teufels Wüthen; vor allen Dingen hab in Acht, die lange, ewig lange Nacht.

6. O Ewigkeit, o Donnerwort! o Schwert, das durch die Seele bohrt! o Anfang sonder Ende! O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit, ich weiß vor großer Traurigkeit nicht, wo ich mich hinwende! Nimm du mich, wann es dir gefällt, Herr Jesu, in dein Freudenzelt!

Joh. Rist.

Weiſe: Herr Jeſu Chriſt, wahr'r Menſch und Gott.

186. O Sündenmenſch, bedenk den Tod, der letzten Stunde Angſt und Noth! Mach dich mit wahrer Buß bereit, zu leben in der Ewigkeit.

2. Beſitzeſt du die ganze Welt mit höchſter Ehr und allem Geld, erfreut es dich ein kleine Zeit, und dienet nicht zur Ewigkeit.

3. Erſchallt in deinen Ohren nicht: Ihr Todten, kommet vor Gericht! Iſt doch der jüngſte Tag nicht weit, dem folgen wird die Ewigkeit.

4. Wenn du begehreſt Gottes Huld, ſo meid der Sünden ſchwere Schuld, die wider deine Seele ſtreit, ſo biſt du frei in Ewigkeit.

5. Unzählig iſt der Sternen Heer, die Tropfen und der Sand am Meer, doch haben ſie Maaß, Ziel und Zeit und gleichen nicht der Ewigkeit.

6. Beſinn und denke fort und fort, was Ewig! für ein Donnerwort. Ach, keiner Zeiten Zeit befreit die Ewig-Ewig-Ewigkeit.

187. O Wie ſelig ſeid ihr doch, ihr Frommen, die ihr durch den Tod zu Gott gekommen! Ihr ſeid entgangen aller Noth, die uns noch hält gefangen.

2. Muß man doch hie wie im Kerker leben, da nur Sorge, Furcht und Schrecken ſchweben; was wir hie kennen, iſt nur Müh und Herzeleid zu nennen.

3. Ihr hingegen ruht in eurer Kammer, ſicher und befreit von allem Jammer; kein Kreuz und Leiden iſt euch hinderlich in euren Freuden.

4. Chriſtus wiſchet ab euch alle Thränen; habt das ſchon, wornach wir uns erſt ſehnen; euch wird geſungen, was durch Keines Ohr allhie gedrungen.

5. Ach wer wollte denn nicht gerne ſterben und den Himmel für die Welt ererben? Wer wollt hie bleiben, ſich den Jammer länger laßen treiben?

6. Komm, o Chriſte, komm, uns auszuſpannen, löſ' uns auf, und führ uns bald von dannen! Bei dir, o Sonne! iſt der frommen Seelen Freud und Wonne.

Simon Dach.

Nach Matth. 25, 1—13. und Offenbar. 19, 7. 9. und Cap. 21.

188. W Achet auf! ruft uns die Stimme der Wächter ſehr hoch auf der Zinne; wach auf, du Stadt Jeruſalem! Mitternacht heißt dieſe Stunde; ſie rufen uns mit hellem Munde:

Wo seid ihr klugen Jungfrauen? Wohlauf, der Bräutgam kömmt! steht auf, die Lampen nehmt! Halleluja! Macht euch bereit zu der Hochzeit; ihr müßet ihm entgegen gehn.

2. Zion hört die Wächter singen, das Herz thut ihr vor Freuden springen, sie wachet und steht eilend auf. Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig, von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig, ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf. Nun komm, du werthe Kron, Herr Jesu, Gottes Sohn! Hosianna! wir folgen all zum Freudensaal, und halten mit das Abendmahl.

3. Gloria sei dir gesungen mit Menschen- und englischen Zungen, mit Harfen, und mit Cymbeln schön. Von zwölf Perlen sind die Thore an deiner Stadt; wir stehn im Chore der Engel hoch um deinen Thron. Kein Aug hat je gespürt, kein Ohr hat je gehört solche Freude! Drum jauchzen wir, und singen dir das Halleluja für und für.

Philipp Nicolai.

Anhang.

Weise: Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn.

189. Geh aus, mein Herz, und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben; schau an der schönen Gärten Zier, und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben.

2. Die Bäume stehen voller Laub, das Erdreich decket seinen Staub mit einem grünen Kleide. Narcissen und die Tulipan, die ziehen sich viel schöner an, als Salomonis Seide.

3. Die Lerche schwingt sich in die Luft, das Täublein fleugt aus seiner Kluft, und macht sich in die Wälder. Die hochbegabte Nachtigall ergötzt und füllt mit ihrem Schall Berg, Hügel, Thal und Felder.

4. Die Glucke führt ihr Völklein aus, der Storch baut und bewohnt sein Haus, das Schwälblein ätzt ihr' Jungen; der schnelle Hirsch, das leichte Reh ist froh, und kommt aus seiner Höh ins tiefe Gras gesprungen.

5. Die Bächlein rauschen in dem Sand, und malen sich und ihren Rand mit schattenreichen Myrthen. Die Wiesen liegen hart dabei, und klingen ganz von Lustgeschrei der Schaf und ihrer Hirten.

6. Die unverdroßne Bienenſchaar fleugt hin und her, ſucht hier und dar ihr edle Honigſpeiſe. Des ſüßen Weinſtocks ſtarker Saft bringt täglich neue Stärk und Kraft in ſeinem ſchwachen Reiſe.

7. Der Weizen wächſet mit Gewalt; darüber jauchzet Jung und Alt, und rühmt die große Güte des, der ſo überflüßig labt, und mit ſo manchem Gut begabt das menſchliche Gemüthe.

8. Ich ſelbſten kann und mag nicht ruhn, des großen Gottes großes Thun erweckt mir alle Sinnen; ich ſinge mit, wenn alles ſingt, und laße, was dem Höchſten klingt, aus meinem Herzen rinnen.

9. Ach, denk ich, biſt du hie ſo ſchön, und läßt dus uns ſo lieblich gehn auf dieſer armen Erden: was will doch wohl nach dieſer Welt dort in dem reichen Himmelszelt und güldnem Schloße werden?

10. Welch hohe Luſt, welch heller Schein wird wohl in Chriſti Garten ſein? wie muß es da wohl klingen, da ſo viel tauſend Seraphim mit eingeſtimmtem Mund und Stimm ihr Halleluja ſingen?

11. O wär ich da! O ſtünd ich ſchon, ach ſüßer Gott, vor deinem Thron, und trüge meine Palmen! So wollt ich nach der Engel Weiſ' erhöhen deines Namens Preis mit tauſend ſchönen Pſalmen.

12. Doch will ich gleichwohl, weil ich noch hier trage dieſes Leibes Joch, auch nicht gar ſtille ſchweigen; mein Herze ſoll ſich fort und fort an dieſem und an allem Ort zu deinem Lobe neigen.

13. Hilf nur, und ſegne meinen Geiſt mit Segen, der vom Himmel fleußt, daß ich dir ſtetig blühe; gib, daß der Sommer deiner Gnad in meiner Seelen früh und ſpat viel Glaubensfrücht erziehe.

14. Mach in mir deinem Geiſte Raum, daß ich dir werd ein guter Baum, und laß mich wohl bekleiben; verleihe, daß zu deinem Ruhm ich deines Gartens ſchöne Blum und Pflanze möge bleiben.

15. Erwähle mich zum Paradeis, und laß mich bis zur letzten Reis' an Leib und Seele grünen: ſo will ich dir und deiner Ehr allein, und ſonſten keinem mehr, hier und dort ewig dienen.

Paulus Gerhardt.

Weiſe: Nun ſich der Tag geendet hat.

190. Nun ſchlaf, mein liebes Kindelein! und thu dein' Aeuglein zu; denn Gott der will dein Vater ſein, drum ſchlaf in guter Ruh.

2. Dein Vater iſt der liebe

Gott, und wills auch ewig ſein, der Leib und Seel dir geben hat wohl durch die Aeltern dein.

3. Er ſchenkte dir ſein lieben Sohn, den ſchenkt' er in den Tod; der kam auf Erd von Himmels Thron, half dir aus aller Noth.

4. Er ſchickt dir ſeine Engelein zu Hütern Tag und Nacht, daß ſie bei deiner Wiege ſein, und halten gute Wacht.

5. Dem Vater und der Mutter dein befiehlt er dich mit Fleiß, daß ſie dein' treue Pfleger ſein, ziehn dich zu Gottes Preis.

6. Der heilge Geiſt der ſegne dich, bewahr dich allezeit, ſein heilger Nam behüte dich, ſchütz dich vor allem Leid!

7. So nimm du recht an Gnade zu, an Alter und Verſtand, und halte deine Kindesruh in Jeſu Schooß und Hand.

Johann Mattheſius.

Ueberſicht.

	Nr.
Dreieinigkeit	1–5.
Advent	6–10.
Mariä Verkündigung	11.
Weihnacht	12–17.
Neujahr	18. 19.
Feſt der Erſcheinung Chriſti	20.
Mariä Reinigung	21.
Johannistag	22.
Paſſion	23–33.
Begräbnis Chriſti	34. 35.
Auferſtehung Chriſti Oſtern	36–44.
Himmelfahrt	45–50.
Jeſuslieder	51–60.
Pfingſten	61–67.
Michaelistag	68.
Wort Gottes. Kirche	69–82.
Taufe	83. 84.
Confirmation	85. 86.
Abendmahl	87–94.
Buße	95–101.
Rechtfertigung	102–104.
Heiligung	105–112.
Chriſtliches Leben	113–119.
Lob- und Danklieder	120–130.
Kreuz- und Troſtlieder	131–149.
Gottesdienſt	150–153.
Morgenlieder	154–160.
Abendlieder	161–168.
Vom Tode	169–181.
Jüngſtes Gericht und ewiges Leben.	182–188.
Anhang	189. 190.

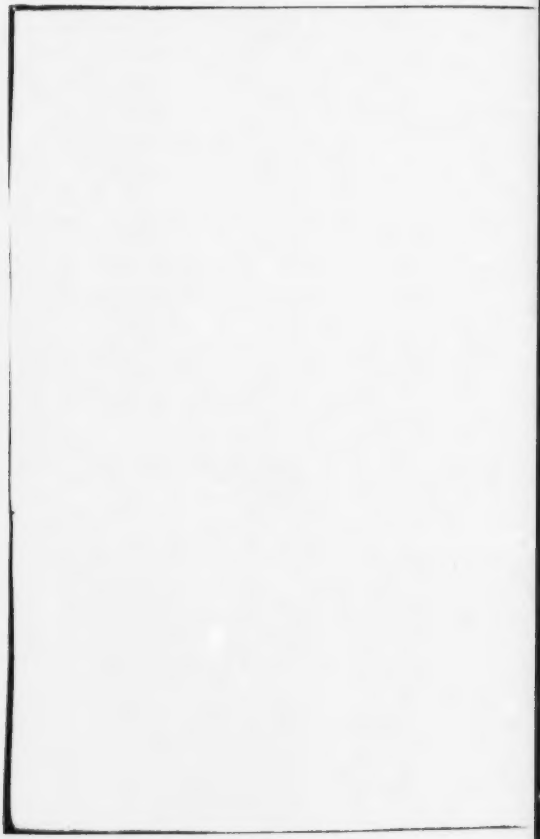
Alphabetiſches Liederverzeichnis.

	Nr.
Ach bleib bei uns	69
Ach bleib mit deiner Gnade	70
Ach Gott und Herr, wie groß	95
Ach Gott vom Himmel ſieh	71
Ach Herr, gib du uns	113
Ach wie will es endlich	96
Allein Gott in der Höh	1
Allein zu dir, Herr Jeſu	97
Alle Menſchen müßen ſterben	182
Allenthalben, wo ich gehe	51
Alſo heilig iſt der Tag	36
Auf Chriſti Himmelfahrt	45
Auf meinen lieben Gott	131
Aus tiefer Noth ſchrei ich	98
Befiehl du deine Wege	132
Chriſte, der du biſt Tag	161
Chriſte, du Beiſtand	72
Chriſte, du Lamm Gottes	23
Chriſt fuhr gen Himmel	46
Chriſt iſt erſtanden	37
Chriſt lag in Todesbanden	38
Chriſt, unſer Herr	22
Chriſtus der iſt mein	169
Dennoch bleib ich	133
Der du biſt drei in Einigkeit	162
Der du, Herr Jeſu	34
Der lieben Sonnen Licht	163
Der Tag der iſt ſo	12
Die helle Sonn leucht	154
Die Nacht iſt kommen	164
Dir, dir Jehova	201
Durch Adams Fall	102
Du Volk, das du getaufet	83
Ein feſte Burg iſt	73
Ein Jahr geht	18
Ein Lämmlein geht	24
Eins Chriſten Herz	99
Eins iſt noth	52
Erhalt uns, Herr, bei deinem	74
Erneure mich, o ewges	105
Es iſt das Heil uns	103
Es iſt gewißlich an der Zeit	183
Es woll uns Gott	75
Fang dein Werk mit	114
Freu dich ſehr, o meine	170
Fröhlich ſoll mein Herze	13
Früh morgens, da die Sonn	39
Geh aus, mein Herz	129
Gelobet ſeiſt du, Jeſu	14
Gen Himmel aufgefahren	47
Gib dich zufrieden	134
Gott, den ich als Liebe	135
Gott der Vater wohn	2
Gott des Himmels	155
Gott Lob! die Stund	181
Gott ſei Dank durch	6
Gott ſei gelobet	87
Großer Mittler, der	48
Halt im Gedächtnis	53
Herr Gott dich loben alle wir	68
Herr Gott, dich loben wir	3

	Nr.
Herr Jeſu Chriſt, dein theures	25
Herr Jeſu Chriſt, dich . .	150
Herr Jeſu Chriſt, du höchſtes	88
Herr Jeſu Chriſte, Gottes .	7
Herr Jeſu Chriſt, meins . .	171
Herr Jeſu Chriſt, wahr'r . .	172
Herr Jeſu, deine Angſt . .	26
Herr, nun laß in Friede . .	173
Herr, öffne mir	76
Herr, wie du willt	174
Herr Zebaoth, dein . . .	77
Herzlich lieb hab ich dich . .	54
Herzliebſter Jeſu, was haſt .	27
Hilf, Helfer, hilf in Angſt .	136
Hilf, Jeſu, daß ich liebe . .	78
Hinunter iſt der Sonnen . .	165
Höchſter Tröſter, komm . .	81
Ich bin getauft auf deinen .	85
Ich habe nun den Grund .	104
Ich ruf zu dir, Herr Jeſu Chriſt, denn du	137
Ich ruf zu dir, Herr Jeſu Chriſt, ich bitt	106
Ich finge dir mit Herz . .	121
Ich weiß, mein Gott . . .	115
Jeruſalem, du hochgebaute .	184
Jeſaia, dem Propheten . .	4
Jeſu, geh voran	55
Jeſu, meine Freude . . .	58
Jeſu, meines Lebens Leben .	28
Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, der den Tod	40
Jeſus Chriſtus, unſer Heiland, der von uns	89
Jeſus, meine Zuverſicht . .	41
Im theuren Namen . . .	86
In allen meinen Thaten . .	138
In Chriſti Wunden . . .	175
In dich hab ich gehoffet . .	139
Iſt Gott für mich	140
Komm, Gott Schöpfer . .	62
Komm, heiliger Geiſt, erfülle	63
Komm, heiliger Geiſt, Herre	64
Kyrie eleiſon	116
Laß mich dein ſein . . .	79
Liebſter Jeſu, hier ſind wir .	84
Liebſter Jeſu, wir ſind hier .	151
Lobe den Herren, den . . .	122
Lobe den Herren, o meine .	123
Macht hoch die Thür . .	8
Meinen Jeſum laß ich nicht .	57
Meine Seele erhebt . . .	11
Mein Jeſu, der du . . .	90
Mir nach, ſpricht Chriſtus .	107
Mit Ernſt, ihr Menſchenkinder	9
Mit Fried und Freud ich fahr	21
Mitten wir im Leben ſind .	176
Morgenglanz der Ewigkeit .	156
Nimm von uns, Herr . .	141
Nun bitten wir den heil. Geiſt	65
Nun danket alle Gott . . .	124
Nun danket all und bringet .	125
Nun freut euch, Gotteskinder	49
Nun freut euch lieben Chriſten	58
Nun jauchzt dem Herren . .	152
Nun laßet uns den Leib . .	177
Nun laßt uns gehn . . .	19
Nun lob mein Seel . . .	126
Nun preiſet alle Gottes . .	127

	Nr.
Nun ruhen alle Wälder	166
Nun ſchlaf, mein liebes	190
O Chriſte, Morgenſterne	91
O daß ich tauſend Zungen	128
O Durchbrecher aller Bande	108
O Ewigkeit, du Donnerwort	185
O Gott, du frommer Gott	117
O heilger Geiſt, du ewger	66
O heilger Geiſt, kehr bei uns	67
O heilige Dreieinigkeit	118
O heilige Dreifaltigkeit, du	157
O Haupt voll Blut	29
O Jeſu Chriſte, wahres	80
O Jeſu, du mein Bräutigam	92
O Jeſu, meines Lebens Licht	158
O Jeſu, ſüßes Licht	159
O Jeſu, treuſter Heiland	167
O Lamm Gottes	30
O Sündenmenſch, bedenk	186
O Welt, ſieh hier dein Leben	31
O wie mögen wir doch	109
O wie ſelig ſeid ihr doch	187
Ringe recht, wenn Gottes	110
Rüſtet euch, ihr Chriſtenleute	111
Schaffe in mir, Gott	93
Schaffet, ſchaffet, Menſchenkinder	112
Schmücke dich, o liebe Seele	94
Sei fröhlich alles weit	42
Sei getreu in deinem Leiden	119
Sei Lob und Ehr	129
Sollt ich meinem Gott nicht	130
So ruheſt du, o meine Ruh	35
So wahr ich lebe, ſpricht	100
Straf mich nicht	101
Such wer da will	59
Unſern Ausgang ſegne Gott	153
Unſre müden Augenlieder	168
Valet will ich dir geben	178
Vom Himmel hoch	15
Von Gott will ich nicht laßen	142
Vor deinen Thron tret ich	160
Wach auf, mein Herz	43
Wachet auf! ruft uns	188
Wär Gott nicht mit uns	81
Warum betrübſt du dich	143
Was fürchtſt du Feind	20
Was Gott thut, das iſt	145
Was mein Gott will	146
Wenn meine Sünd mich	32
Wenn mein Stündlein	179
Wenn wir in höchſten Nöthen	147
Wer Gott vertraut	148
Wer iſt wohl wie du	60
Wer nur den lieben Gott	149
Wer weiß, wie nahe mir	180
Wie ſoll ich dich empfangen	10
Wir danken dir, Herr Jeſu Chriſt, daß du für uns	33
Wir danken dir, Herr Jeſu Chriſt, daß du vom Tod	44
Wir glauben all an Einen Gott	5
Wir Menſchen ſind zu dem	82
Wir ſingen dir, Immanuel	16
Wunderbarer Gnadenthron	17
Zeuch uns nach dir	50

Karl von Raumer's Leben.



Karl von Raumer's Leben

von ihm ſelbſt erzählt.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Liesching.
1866.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Vorwort des Herausgebers.

In mehreren seiner Werke hat Karl von Raumer Bruchstücke seines Lebens veröffentlicht. Von seinen nächsten Angehörigen gebeten, diese Bruchstücke durch eine zusammenhängende Darstellung seines Lebens zu ergänzen, entschloß er sich in den letzten Jahren vor seinem Abscheiden, dieser Bitte nachzukommen. Er bestimmte zwar seine Darstellung zunächst nur für die Seinigen, nicht für die Oeffentlichkeit; aber von vielen Seiten aufgefordert, die nachgelassene Selbstbiographie dem Druck zu übergeben, glaubten die Angehörigen sich dieser Aufforderung nicht entziehen zu dürfen.

Die Abschnitte seines Lebens, die er schon früher geschildert hatte, fügte der Verfasser aus den betreffenden gedruckten Werken ein, doch vermehrte er das dort Gesagte nicht selten durch neu hinzugefügte Angaben und Bemerkungen. So führte er die Darstellung seines Lebens in ununterbrochenem Zusammenhang bis zum Beginn seiner Erlanger Thätigkeit. Ueber die letztere fanden

ſich nur einzelne, zum Theil aber ſehr eingehende Bruchſtücke vor. Der Herausgeber hielt es für ſeine Pflicht, dieſe Bruchſtücke durch einige erläuternde Worte mit einander in Verbindung zu ſetzen. Drei von Karl von Raumers nächſten Freunden gerade aus der Erlanger Zeit: Thomaſius, Scheurl und Harleß, haben treffliche Schilderungen des Verewigten gegeben. In den Ergänzungen der vorliegenden Selbſtbiographie mußte der Herausgeber ſich darauf beſchränken, in kürzeſter Faſſung den Zuſammenhang zwiſchen Karl von Raumers eigenen, überall genau bezeichneten Worten herzuſtellen, um jedes fremde Element von dem einheitlichen Werke fern zu halten.

Erlangen, den 5. Februar 1866.

Der Herausgeber.

Ueberſicht des Inhalts.

	Seite
Kindheit. Görlitz. Deſſau. 1783—1797.	1
Aufenthalt in Berlin. 1797—1801.	8
Göttingen. Oſtern 1801 bis Oſtern 1803.	12
Halle. Sommer 1803.	27
Halle. Winterſemeſter 1803—1804.	33
Halle. Sommerſemeſter 1804.	37
Halle und Giebichenſtein. Michaelis 1804 bis zum 24. September 1805.	46
Freiberg. October 1805.	53
Mineralogie und Geognoſie.	56
Außerlitz. Vorzeichen des preußiſchen Krieges. Vom Ende 1805 bis September 1806.	58
Schlacht von Jena den 14. October 1806.	59
Giebichenſtein.	70
Napoleon. — Geognoſtiſche Reiſen 1807—8. — Spenit.	71
Verlobung. — Nach Paris. 1808. 1809.	76
Fragmente. 1809.	89
Nachſchrift an Engelhart und Prysſanowski.	92
Dresden bis Iſerten. 1810.	100
Iſerten zum Rigi. Wechſel. 1810.	132
Nürnberg. Druck. Reiſe nach Giebichenſtein.	137
Giebichenſtein. 1810.	138
Nach Berlin. Anſtellung.	139
Breslau. Das Rieſengebirge. 1811.	146
Bergrath und Profeſſor.	147
Tod der lieben Mutter.	148
Breslau. 1811—1813.	149
1813.	156
Rückkehr nach Breslau. Bedenken. Eintritt in die ſchleſiſche Landwehr. Das königliche Hauptquartier. Waffenſtillſtand.	160

Seite

Wiederausbruch des Krieges. Nach Glatz. Zu General Gneisenau. Gefecht bei Plagwitz. Zum Oberstlieutenant v. Krauseneck geschickt. Schlacht an der Katzbach. Nachtfahrt. Nach Teplitz. Graf Moltke. Görlitz 167

Herrnhut. Bautzen. Schlacht bei Wartenburg 177

Düben. Dessau. Sendung nach Wartenburg. Halle. Freicorps des Fürsten Mandatoff 182

Die Leipziger Schlacht. Verfolgung bis Eisenach. General Wassiltschikoff 186

Von Eisenach auf den Harz. Blankenburg. Wernigerode. Kassel. Rückkehr des Kurfürsten. Marburg. Gießen. Frankfurt. Höchst. 195

Frankfurt. Der Spessart und Odenwald 201

Rheinübergang bei Gaub. Ueberschreiten der französischen Grenze. Brienne. La Rothière. Champaubert 205

Momentane Vereinigung mit der Hauptarmee. Gefecht bei Mery. Marsch von der Seine nach Soissons. Schlacht von Laon. Wie es uns in Frankreich erging 215

Sendung nach Lüttich 228

Paris 235

Das Blücher'sche Hauptquartier 242

Gneisenau 251

Juni 1814 bis Neujahr 1815 263

1815 264

1816 271

1817 277

1818 281

1819 282

Halle. Giebichenstein. October 1819 bis März 1823 286

Von Halle nach Nürnberg. 1823 316

Der Winter 1826/27 326

Erlangen 1827—1865 328

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Kindheit. Wörlitz. Deſſau.

1783—1797.

Ich bin den 9. April 1783 in Wörlitz geboren. Mein Vater ſtand hier einer großen Landwirthſchaft vor; im Jahre 1796 ward er nach Deſſau als Kammerdirector des Fürſten verſetzt. Er war ein ausgezeichneter Landwirth. Um ſich für ſein Fach auszubilden, ſandte ihn der Fürſt auf ein Jahr zu einem der berühmteſten Oekonomen Englands. Ueber 50 Jahre diente er Ein und demſelben trefflichen Fürſten mit der gewiſſenhafteſten Treue, mein Bruder Friedrich hat ſeine amtliche Wirkſamkeit geſchildert. Welch ein liebevoller Vater er war, wie er zeitlebens für ſeine Kinder treu ſorgte, wird im Verfolg erzählt werden. Seine chriſtliche Geſinnung ſtimmte ganz zu dem Liede: O Gott, du frommer Gott.

Meine Mutter war eine geborene de Marées. Ihr Vater war Prediger in dem Deſſau'ſchen Städtchen Raguhn an der Mulde; ſein Bruder war der bekannte Superintendent de Marées in Deſſau, dieſer friſche muthige Gegner von Nicolai und anderen Rationaliſten und Freund von Hamann. Leider ſtarben beide Großeltern in derſelben Woche am Typhus, die Kinder wurden unter Verwandte vertheilt, meine Mutter kam

nach Berlin, 1780 heirathete mein Vater ſie, 5 Söhne leben noch, der älteſte 83, der jüngſte 74 Jahre alt, — die 2 Töchter ſind geſtorben.

Meine liebe Mutter war eine durchaus chriſtliche, fromme, gemüthige Frau, dabei unermüdet fleißig und beſonders voll treuer Liebe gegen ihre Kinder. Nichts lag ihr ſo am Herzen als daß ſie wohl gerathen möchten. Früh und Abends betete ſie mit uns; in meinem 81. Jahre bete ich noch oft die Betverſe, welche ſie uns gelehrt.

Von dieſer lieben verſtändigen Mutter lernte ich leſen, ja auch die Anfänge des Franzöſiſchen. Nach dem Tode meines väterlichen Großvaters, der Kanzleidirector in Deſſau war, nahm mein Vater die Großmutter in's Haus, welche mich und meinen älteren Bruder weiter im Franzöſiſchen unterrichtete.

Es war in Wörlitz eine doppelte Schule, der untern ſtand ein Kantor, der obern ein ſtudirter Rector vor. Ich mochte 6—7 Jahre alt ſein, als ich zuerſt mit dem ältern Bruder Privatſtunden in den Elementen beim Kantor erhielt. Die Schrift des Lehrers lernte ich bald genau nachahmen. Hinſichtlich des Rechnens ward uns nur geſagt: ſo mache es — ohne irgend ein verſtändigendes, warum ſo? Die Diviſion über den Strich war mir ein Räthſel, der glückliche Erfolg beruhte vorzüglich auf ſehr geordnetem Auftürmen der Ziffern. Oefter wurden uns Geſchichten aus dem Noth- und Hülfsbüchlein von Becker vorgeleſen, wir mußten ſie dann aus dem Gedächtniß niederſchreiben.

Religionsunterricht hatten wir glücklicher Weiſe beim Kantor nicht; glücklicherweiſe, denn der Mann gehörte ganz der mehre-

nen ungläubigen Richtung an, welche trotz des rechtgläubigen Superintendenten de Marées durch den Einfluß des Philanthropins verbreitet war. Mein Lehrer studirte den Kant, später Fichte. Ein Gedicht, das er an eine Wand im Wörlitzer Garten angeschrieben, ist mir noch im Gedächtniß; es lautete:

Gott sei Dank und Preis und Ehr,
Daß nun ist kein Teufel mehr.
Nun wo ist er denn geblieben?
Die Vernunft hat ihn vertrieben.

Im achten Jahr etwa erhielt ich mit meinem Bruder Unterricht im Latein beim Rector Deissenroth. Die kleine märkische Grammatik wurde zu Grunde gelegt, Gedikes lateinisches Lesebuch ward in's Deutsche, der Speccius, der kleine und große Trichter in's Lateinische übersetzt. Ganz angenehm war es uns, wenn das Läuten zu Ehren des abgeschiedenen Kaisers Leopold II. um 12 Uhr der Stunde ein Ende machte.

Bei täglich zwei Privatstunden und wenigen Aufgaben hatten wir genug Muße, die wir vergnügt zu Spielen mit den Knaben des Orts und zum Herumtreiben im Freien benutzten, das Wetter mochte noch so wüst sein. Der jugendlichen Abhärtung verdankte ichs mein Leben lang, daß mir die Wetterstrapazen im Kriege und bei Gebirgsbereisungen später nichts anhatten.

In meine Knabenjahre fallen die entsetzlichen Anfänge der französischen Revolution, welche tiefen Eindruck auf mich machten. So erinnere ich mich noch lebhaft der Erzählung von der entsetzlichen Ermordung der Prinzeß Lamballe.

In jener Zeit kam das ehemals Ziethen'sche Husarenregiment

durch Wörlitz, ich mußte die Offiziere in dem Wörlitzer Garten herumführen. Der Anblick des Regiments, die Reden der Offiziere prägten ſich mir tief ein. Es ward mir zur fixen Idee, ich müſſe Huſar werden, und mein Vater war ſchon drauf und dran, mich dem Huſarenregiment Blücher in Stolpen zu übergeben. Zu Weihnachten erhielt ich eine Rang- und Stammliſte der preußiſchen Regimenter; der Vater ſchrieb hinein: Du ſollſt Huſar werden und Schlittſchuhe bekommen. — Die Schlittſchuhe erhielt ich bald, aber zu Blücher kam ich erſt 20 Jahre ſpäter. — Ein leidenſchaftlicher Schlittſchuhläufer bedauerte ich nur ſehr, daß die Freude mit eintretendem Frühling ein Ende haben ſollte. Ich ſann auf Landſchlittſchuhe, ließ mir heimlich Schlittſchuhhölzer machen, unter deren jedem ich 3 hölzerne Räder anbrachte. Nur ein alter Schmied wußte um mein Geheimniß, er befeſtigte jedes Rad mit einer groben, durch die Mitte des Rades gehenden Krampe an das Holz. Als die trefflichen Kunſtwerke fertig waren, lief ich nach Hauſe. Auf einer unbewohnten Bodenſtube ſchnallte ich ſie an, um auf den Dielen den erſten Verſuch zu machen. Allein die Räder waren ſo unſinnig angebracht, daß keins ſich regen und rühren konnte. Ich war in Verzweiflung über die verunglückte Erfindung, als, um mein Unglück voll zu machen, der älteſte Bruder plötzlich in die Stube kam, wo ich in meinen feſtangeſchnürten Landſchlittſchuhen ganz unbeholfen daſtand; an ein raſches Abſchnallen war nicht zu denken, deſto raſcher war der Bruder, der mich ohnehin gern neckte, das ganze Haus zuſammenzurufen, um mit ihm mein ausgezeichnetes mechaniſches Talent zu bewundern. Es war zum Erbarmen, wie ich

ausgelacht ward. Der Vater hob die Dinger zum Andenken auf, meine jüngere Schweſter packte ſie im Jahre 1811 unter die Effekten, welche mir bei meiner Anſtellung in Breslau nachgeſendet wurden. Die Mauthbeamten wunderten ſich nicht wenig über Inſtrumente, die in keinem Tarif aufgeführt waren, und ich mußte mich noch einmal in meinem 28. Jahre auslachen laſſen.

Mein älteſter Bruder ward 1793 nach Berlin gebracht, um das Joachimsthal'ſche Gymnaſium zu beſuchen, an welchem ein Bruder meiner Mutter Profeſſor war.

Für uns zurückbleibende Geſchwiſter ward ein Hofmeiſter angenommen, der Stiefbruder eines ehrenwerthen Predigers, mit welchem mein Vater ſehr befreundet war. Durch einen ſolchen Bruder empfohlen ward er natürlich mit dem günſtigſten Vorurtheil und Vertrauen aufgenommen. Der junge Mann kam ſoeben von der Univerſität Halle, wo er Semler u. a., beſonders aber auch mit Enthuſiasmus den berüchtigten Bahrdt gehört hatte. Kinder hatte er noch nie unterrichtet, geſchweige denn erzogen, an uns ſollte er das erſte pädagogiſche Experiment machen.

Mein Vater und meine Mutter waren beide durch überhäufte Geſchäfte fort und fort gebunden. Sie räumten nun dem Hofmeiſter und uns Kindern ein oberes Zimmer ein, und glaubten uns bei dem Manne beſtens aufgehoben.

Zu Anfang ließ er ſich auch leidlich an. Mein Straßenjungenleben trat in den Hintergrund, die Huſarenideale verſchwanden und die Luſt zu geiſtiger Arbeit erwachte. Bald aber trat die böſe Natur, das arge Gemüth des Mannes graß

hervor und wir Kinder wurden von ihm wahrhaft unmenschlich behandelt.

Zunächst machte er es sich mit dem Unterricht sehr leicht, indem er uns auf eine Weise zu beschäftigen wußte, die ihn selbst gar nicht in Anspruch nahm. So ließ er mich einmal große Stücke aus einem exegetischen Werke des berüchtigten Hetzel abschreiben; wie diese Arbeit so war mir auch der Inhalt des Buchs widerwärtig.

Die Zucht des Hofmeisters war schrecklich. Um die geringste Kleinigkeit schlug er uns, raufte uns die Haare und sperrte uns stundenlang ein, gab uns aber hierbei kein Buch oder sonst Arbeit, um uns durch Langeweile zu quälen. Ich erinnere mich, daß ich ihm einst sagte: Der Amtmann ißt heute bei uns. Er ißt bei uns? fragte er. Ja, sagte ich, um des Wortspiels willen und ohne es böse zu meinen, er ißt (ist) bei uns. Dafür sperrte er mich zwei bis drei Stunden ein.

Wie konnte aber solch ein Mann von so lieben treuen Eltern geduldet werden? wird man fragen. Das günstige Vorurtheil, mit dem er aufgenommen war, und sein heilloses Heucheln einer religiösen Gesinnung bedeckte das entsetzliche Treiben. Mein freies unbefangenes Kinderleben hatte ein Ende. An die Stelle der früheren fröhlichen Spiele traten die peinlichsten Spaziergänge mit dem Hofmeister. Wir Geschwister klagten uns untereinander unsern Jammer, dem wir kein Ende absahen. Eine tiefe Melancholie ergriff mich; ich konnte stundenlang weinen und quälte meine gute Mutter durch Schweigen, wenn sie wiederholt nach der Ursache meiner Thränen fragte.

Im Jahre 1797 ward ich aus der traurigen Lage gerissen und nach Berlin geschickt, um wie mein ältester Bruder das Joachimsthal'sche Gymnasium zu besuchen und mit ihm bei unserm Onkel, dem Präsidenten von Gerlach zusammen zu wohnen.

Natürlich quälte mich aber der Gedanke, daß meine armen Geschwister in der unleidlichen Zucht unseres Hofmeisters zurückgeblieben waren. Aus tiefem Mitleid schrieb ich den Eltern über denselben einen ganz getreuen Bericht, den sie bei genauer Untersuchung nur zu wahr fanden, und ihn sogleich verabschiedeten. Da ergab sichs noch, daß er sich mein Taschengeld angeeignet und mit zwei Mädchen Verbindungen angeknüpft hatte. Eins davon ward ein Opfer dieser Verbindung, indem sie in die entsetzlichsten Krämpfe verfiel und bis an ihr Ende in diesem traurigen Zustande lebte.

Ich sah meinen Hofmeister nie wieder, hatte auch nur sehr wenig über sein späteres Leben gehört. Erst im Jahre 1861, 64 Jahre nach unserer Trennung, besuchte mich sein Tochtersohn, ein Geistlicher, und erzählte mir, daß sein Großvater während seines Pfarramtes viel Unglück in der Ehe erlebt, aber durch schwere Leiden belehrt worden sei. Er starb im Frieden Gottes. Auf dem Sterbebett betete er ein frommes Lied.

Ich kann es nicht sagen, wie sehr mich diese Erzählung des Enkels ergriff, wie ich mich getrieben fühlte, dem Mann von Herzen zu vergeben, dem Gott vergeben und den Er zu Gnaden angenommen hatte. Wenn ich dennoch das Böse mittheile, was derselbe in seiner Jugend gethan, unmittelbar nachdem er aus der Lehre des ruchlosen Theologen Bahrdt ge-

kommen, ſo ſei dies ein Zeugniß zu Ehren der barmherzigen Langmuth Gottes.

Aufenthalt in Berlin.

1797—1801.

An der Spitze des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums ſtand Meierotto. Wenn je ein Mann dem ſchweren Rectoramte gewachſen war, ſo war er es, daher man ihn auch Friedrich den Großen unter den Rectoren genannt hat. Aus Stargard gebürtig entgieng er bei ſeiner coloſſalen Geſtalt kaum dem Kriegsdienſt. Ein zürnender Blick ſeiner großen Augen überwältigte den leichtfertigſten Schüler, etwaige Strafreden ſchmetterten den Schuldigen nieder. So ward er ſehr gefürchtet und dennoch ſo geliebt, daß ſeine Schüler alles für ihn gethan und gewagt hätten. Es war aber nicht allein die Herrſchergabe, welche den Mann für ſein Amt in ſo hohem Grade befähigte, ſondern eben ſo ſehr die gründlichſte klaſſiſche Gelehrſamkeit. Seine ganz eigenthümliche Grammatik zeugt von der größten Beleſenheit. [1]) Aber nicht bloß in den Alten war er ſo einheimiſch, ſeine „Anleitung zur Wohlredenheit" beweiſt, wie er auch die neue Literatur in weitem Umfange kannte. Insbeſondere hatte er Shakeſpeare genau geleſen und wußte ihn in einer Zeit völlig zu würdigen, da noch die Meiſten denſelben als höchſt unklaſſiſch und wüſt verwarfen.

[1]) Vgl. Geſchichte der Pädagogik. Bd. III.

Den Unterricht begann Meierotto mit den Worten: a deo principium et ei sit gloria.

Von Meierotto examinirt kam ich nach Secunda, im Griechiſchen aber, das ich noch nicht getrieben, nach Quinta. Um das Mißverhältniß zu beſeitigen, warf ich mich gewaltſam auf's Griechiſche, ſo daß ich, indem ich mich Oſtern, Johanni und Michaelis — wie es geſtattet war — in demſelben examiniren ließ, raſch auch hierin nach Secunda vorrückte.

Im Jahre 1798 bezog mein Bruder die Univerſität; ich verließ zugleich das Gerlach'ſche Haus und ward Alumnus im Joachimsthal'ſchen Gymnaſium. Die weitläufigen Gebäude deſſelben lagen einerſeits nach der Heiligengeiſtſtraße zu, wo die Profeſſoren wohnten, theils nach der Burgſtraße, an der Spree; das Schloß und den Dom hatte man über dem Waſſer vor Augen. Hier wohnten Alumnen, vorzüglich aus höheren Claſſen. Beide Häuſer waren durch Zwiſchengebäude verbunden, deren Fenſter zum Theil nach ziemlich dunkeln Höfen hinausgiengen, die meiſt Alumnenwohnungen angehörten. Gewöhnlich wohnten zwei Alumnen auf einer Stube, ſie ſchliefen aber geſondert in zwei anſtoßenden Kammern. Baten Freunde, zuſammen wohnen zu dürfen, ſo gewährte ihnen Meierotto dies ſehr gern. So lebte ich ein Jahr lang mit meinem liebſten Freunde Gieſebrecht, dem Vater des Hiſtorikers, zuſammen. Er war ein feiner, frommer, begabter Jüngling.

Die Zucht im Hauſe war nach alter Art, ſtreng. Keiner durfte ausgehen ohne Erlaubnißſchein eines Inſpectors, der beim Thürhüter abgegeben wurde; die Erlaubniß, Abends in Geſellſchaft zu bleiben, doch nicht über die Stunde 9½ hin-

aus, mußte der Rector selbst unterschreiben. — Das Schauspiel sollte in der Regel nicht besucht werden, aber das Theater war eben meine und meiner Freunde Hauptleidenschaft. Kein Wunder. Einmal so lebten damals die ausgezeichnetsten Schauspieler in Berlin. So Iffland, Fleck, der Iffland weit übertraf, — im Phantasus gibt Tieck eine ausgezeichnete Charakteristik dieses eminenten Schauspielers, — die von A. W. Schlegel als „Feenkind" besungene Unzelmann und Andere. Dann aber fallen die Aufführungen großer Schillerscher Stücke in jene Zeit. Maria Stuart, Wallenstein wurden in Berlin nach des Dichters Manuscript aufgeführt, ehe sie gedruckt erschienen. Man kann denken, wie gespannt wir vor dem Vorhang saßen, als Wallenstein zum erstenmal aufgeführt wurde.

Die Zeit des Aufstehens und zu Bett Gehens war fest bestimmt, und der Tisch — der war in ganz Berlin berüchtigt, man hatte uns den Spitznamen Kaldaunenschlucker beigelegt.

In unserer Zeit schauderts den freigesinnten jungen Leuten, wenn sie sich in unser damaliges Leben hinein denken, und wir waren höchst glücklich und vergnügt, wahrlich nicht aus Stumpfsinn. — Gestehen wir jedoch, daß wir unsere fast klösterliche Zucht durch Umgehung der Gesetze vielfach liberalisirten. Ein Beispiel. Die Räuber sollten wir entschieden nicht aufführen sehen — und wie Wenige unter uns haben sie nicht gesehen. Ostern 1800 meldete ich mich, nachdem ich zwei Jahre in Prima gesessen, zum Absolutorialexamen. Mein lateinisches Absoluterium gab mir in Allem perbene, in der Mathematik erhielt ich nur satis bene. Aber diese galt mehr als Nebensache.

Nachdem ich das Zeugniß erhalten, bat ich meinen Vater,

mich noch ein Jahr auf dem Gymnasium zu lassen. Dem Rector durfte es fast bedenklich scheinen, einen Schüler zu behalten, der schon emancipirt war. Als ich aber das Gymnasium 1801 verließ, bezeugte man in meinem Abgangstestimonium, daß ich meine Freiheit nicht gemißbraucht. Es ward mir in diesem letzten Jahr gewährt, einige Lehrstunden nicht mehr zu besuchen. Die dadurch erübrigte Zeit verwandte ich auf neuere Sprachen und Geschichte, beim nachmaligen Minister Ancillon hörte ich französische Vorlesungen über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte. Im September 1800 starb unser unersetzlicher Meierotto; im 81. Lebensjahre danke ich ihm noch herzlich für alles, was er mir war und that.

Wenn ich nicht irre, war es im Jahre 1798, daß ich einem Domprediger zum Confirmationsunterricht übergeben wurde. Die Confirmation selbst fand im Hause meines Onkel Gerlach statt. Da ich sie ganz allein vor der Familie bestehen sollte, so sah ich ihr mit wahrer Angst entgegen. Der Prediger erleichterte mir's aber sehr, indem er von mir gar nichts verlangte — kein Glaubensbekenntniß, keinen Bibelspruch, keinen Liedervers. So bleibt mir vom Confirmationsunterricht fast nur die Erinnerung, daß er mich gelangweilt, von der Confirmation, daß sie mich ohne Grund geängstigt.

Auf dem Gymnasium hatten wir gar keinen Religionsunterricht, — wohl aber Morgen- und Abendgebet, bei welchem gesungen und eine Bibelstelle gelesen wurde. Sonntags besuchten wir entweder den reformirten Gottesdienst im Dom, oder den lutherischen in der Nicolaikirche, in welcher Consistorialrath Zöllner für einen großen Kanzelredner galt. Man behauptete,

er sei früher in Prag Schauspieler gewesen. Gewiß war sein Vortrag schauspielerartig. Höchst matt predigte der nur zu wohlbekannte Consistorialrath Teller, derselbe, dem die Universität Halle es verdankte, daß Bahrdt bei ihr angestellt wurde. Nur zwei Berliner Prediger galten damals für christlichgläubige.

Göttingen.

Ostern 1801 — Ostern 1803.

Um Ostern 1801 verließ ich das Gymnasium und gieng in Begleitung meines Freundes, des jetzigen Geheimen Finanzrath Setzmann, durch Thüringen nach Göttingen.

Wir kamen nach Weimar. Wie erschien mir jugendlichem Enthusiasten alles verklärt in dieser Heimat der größten Geister Deutschlands! Meine Augen suchten überall Göthe und Schiller und Herder. Aber es ward mir nur die Freude, den letztern kennen zu lernen. Mein Vater hatte mir ein Empfehlungsschreiben an ihn mitgegeben. Er nahm mich sehr freundlich auf und lud mich zum Abendessen, bei welchem ich noch den Consistorialrath Günther fand. Man kann denken wie ich auf jedes Wort Herders horchte. Es sind seit jenem Abend 60 Jahre verflossen und heute noch höre ich seine Bemerkungen über den Begriff „Charakter". Wie er es in seinen Schriften zu thun pflegt, so that er es auch mündlich, er begann mit dem Worte „Charakter", wie es von χαράσσειν komme, u. s. w. — Aus manchen Aeußerungen Herders und Günthers ersahe ich leider, daß Zwiespalt unter den Heroen Weimars herrsche,

ein Zwiespalt, den ich erst spät durch Göthes „aus meinem Leben“ näher kennen lernte. Indem ich diesen Titel schreibe, vergeht mir aller Muth, ein Wort zur nähern Charakteristik Herders vorzubringen, angesichts der unglaublich wahren, meisterhaftesten Schilderung desselben, welche Göthe gibt.

In Göttingen angekommen, zog ich in das Haus des Instrumentenmachers Krämer; warum ich dies erwähne, wird sich bald zeigen.

Mein Vater hatte mich zum Juristen bestimmt. Ich begann mein Studium nach Gewohnheit durch Hören der Institutionen, und zwar bei Hofrath Waldeck, schrieb auch auf's Fleißigste nach. Zugleich schaffte ich mir ein damals allgemein benutztes Buch, die Institutionen Höpfners an, und benutzte es bei Repetition des Waldeckschen Vortrags. Zu meiner Verwunderung fand ich eine solche Uebereinstimmung Höpfners mit meinem Hefte, daß ich mich entschloß, das Nachschreiben aufzugeben, dagegen Höpfners Buch mit in die Vorlesung zu nehmen und mit dem Vortrag zu vergleichen. Unglücklicher Weise saß ich dem Katheder ziemlich nahe, und Waldeck erspähte sogleich das Buch und erkannte es mit seinen Falkenaugen. Erkennen und auf's Heftigste und Unbarmherzigste gegen Höpfner los ziehen war aber eins. Meine Situation war nicht die angenehmste, nicht entfernt hatte ich die Absicht gehabt, den alten Waldeck zu kränken. Er trug mir's auch nicht nach, war vielmehr sehr freundlich, als ich für das Wintersemester die Pandecten belegte, und gab mir später ein vortheilhaftes, freilich unendlich sauer verdientes Zeugniß. Las er doch täglich drei Stunden Pandecten!

Er gehörte ganz der alten juristischen Schule an; über

seine Ausgabe von Heineccius Compendium der Institutionen dürfte man gegenwärtig wohl nur noch in Coimbra lesen.

Im Sommersemester 1802 hörte ich Civilrecht bei einem Manne, der für die später auftretende Schule Savignys die Tenne fegte, nämlich bei Hugo. Seine Vorlesungen, welche mit Ausarbeitung juristischer Aufgaben verbunden waren, regten durch kritischen Scharfsinn an; seine schonungslose Polemik, welche nicht selten gegen Waldeck gerichtet war, als gegen einen Repräsentanten der alten Schule, mißfiel uns gar nicht. Hugo lieferte auch die beißendsten Recensionen in die sonst principiell neutralen Göttinger Anzeigen. Ich erinnere mich einer solchen gegen Malblancs Pandecten gerichteten, unter welche ein Leser geschrieben hatte: hunc tu Romane caveto.[1])

Im vierten Semester wandte ich mich, mit Zustimmung meines Vaters, zum cameralistischen Studium, hörte Politik bei Sartorius, studierte für mich Smiths berühmtes Werk über den Nationalreichthum u. a. So waren meine Fachstudien in Göttingen, ich trieb sie, aufrichtig gesagt, nicht mit großer Liebe, überwand mich aber doch zu einem gewissenhaften Fleiße.

In jedem Semester hörte ich eine oder zwei nicht juristische Vorlesungen. So zwei Semester die trefflichen mathematischen Vorträge Thibauts, eines Bruders des berühmten Juristen; mit größter Mühsamkeit warf ich mich zugleich auf die Algebra, wobei mir Freund Sotzmann den treusten, geduldigsten Beistand leistete.

Dann hörte ich Naturgeschichte bei Blumenbach. Den meisten

[1]) Eine treffliche Charakteristik Hugo's gab Savigny.

seiner Zuhörer war es wenig um Kenntniß der Natur zu thun, vielmehr wollten sie sich an den lustigen Geschichten ergötzen — vom barbierten Bären, den erdfressenden Otemaken ꝛc., — welche Blumenbach damals noch mit übermüthigem Humor erzählte. Nach der Vorlesung giengen wir öfters noch in das Haus Pütters, welcher auf dem Vorplatze ein Quartett gab, bei welchem er die erste Violine spielte. Der alte ehrenwerthe Mann sah uns gern als Zuhörer.

Auch Mineralogie hörte ich bei Blumenbach, ohne die entfernteste Ahnung zu haben, daß ich einst Professor der Naturgeschichte und Mineralogie werden würde.

Sehr lehrreich war eine Vorlesung Fiorillos über Geschichte der Kunst, wiewohl der Mann nicht richtig deutsch sprach. So erzählte er: in diesem Jahrhundert kam die Wuth der „Thürmer" auf; er meinte: die Leidenschaft Thürme zu bauen. Die Geschichte der Malerei war Hauptgegenstand. Er charakterisirte die verschiedenen Malerschulen und die bedeutendsten Künstler jeder Schule, bemerkte dann, wo sich die wichtigsten Gemälde jedes Meisters befänden, und zeigte uns die meisten angeführten in Kupferstichen.

An Fiorillos Vorlesungen schlossen sich Ausflüge nach dem nur fünf Meilen entfernten Kassel an. Tischbein, der Director der dortigen trefflichen Gemäldesammlung, gestattete sehr freundlich den Besuch derselben. An den Maler Hummel aus Neapel, einen feinen, liebenswürdigen Mann, schloß ich mich näher an. [1])

[1]) Die Kasseler Gemäldesammlung ließ Napoleon nach Frankreich bringen, ihre schönsten Bilder — z. B. die vier Tageszeiten von Claude

In Göttingen selbst machte ich die Bekanntschaft des Kupferstechers Riepenhausen. Seine zwei als Künstler bekannten Söhne — beide starben in Rom — wurden meine Freunde. Unter den Arbeiten des Vaters sind die Kopien der Hogarthschen Bilder am bekanntesten, zu denen Lichtenberg die Erklärung schrieb. Riepenhausen besaß einen Schatz von Dürerschen Kupferstichen und Holzschnitten, welche damals noch sehr wenige Liebhaber fanden, und daher nicht so theure Seltenheiten waren, wie sie es jetzt sind. Je öfter ich diese Kupferstiche betrachtete, um so lieber wurden sie mir, und heute noch kann ich mich nicht satt sehen an dem heiligen Hieronymus, dem Hubertus, der Melancholie und vielen andern. —

Mein älterer Bruder, welcher vor mir in Göttingen studierte, war dem Musikdirector Forkel wohl bekannt. Ich trat als Erbe in diese Bekanntschaft, dieß um so leichter, als ich mit Forkel in dem nämlichen Hause wohnte. Dieser stand damals höchst einsam in der musikalischen Welt. Ein Schüler des Hamburger (Emanuel) Bach, hatte er eine gränzenlose Verehrung gegen Emanuels Vater, den großen Sebastian Bach, und spielte dessen Clavier- und Orgelcompositionen meisterhaft nach der ihm überkommenen Spielweise Sebastians.[1]) Fast aller andern Musik war er entfremdet und abhold, seine über-

Lorrain — kamen an die Kaiserin Josephine nach Malmaisen, im Jahre 1814 aber an den Kaiser Alexander nach Petersburg.

[1]) Forkel gab mehrere Sammlungen Sebastian Bachscher Claviercompositionen heraus. Dem größern Publikum gieng aber der Sinn für den unergründlich tiefsinnigen Meister erst auf, als der treffliche Mendelssohn im Jahre 1828 dessen große Passion in's Leben rief, welche seit hundert Jahren schweigend, wie todt, nur im Manuscript existirte.

scharfe Kritik der berühmten herrlichen Gluckschen Ouverture zur Iphigenie auf Aulis gab vielen mit Recht ein Aergerniß. Diese Kritik mußte aber ungerecht ausfallen, da Forkel alle Musik, auch die Gluckische, nach der ihm allein gültigen Normalmusik Sebastian Bachs würdigte. Wem etwa Palladio der Normalarchitekt ist, der wird den Straßburger Münster, wem Michel Angelo der Normalmaler, der wird den Correggio ungerecht würdigen. — So wie sich nun Forkel von aller allgemein beliebten neuern Musik abwandte, so wandten sich die Freunde dieser Musik von ihm ab: viele, wohl die meisten auch deßhalb, weil ihnen durchaus der Sinn für Sebastian Bachs Compositionen fehlte. — Von meinem Bruder veranlaßt, nahm ich bei Forkel Klavierunterricht. Dieser begann damit, daß ich, nicht etwa auf seinem Flügel, sondern auf einem einfachen Silbermannschen Klavier, den Anschlag, die Hervorbringung eines reinen Tons einüben mußte, dann gieng er über zu Applicaturen, hierauf zu den „Inventions“, welche Bach für Schüler geschrieben hatte. —

Ich beschäftigte mich auch mit neueren Sprachen. So nahm ich französische Stunden bei einem französischen Abbé, welcher mit zweifelloser Süffisance die französische Literatur für hoch erhaben über die Literatur aller andern Völker hielt. Er wußte kaum, was er nur erwiedern sollte, wenn ich Shakespeare, dieses monstre, pries. Ich erinnere mich noch, wie er einmal ganz außer sich war, da ich ihm aus Lessings Dramaturgie die Uebersetzung einer Stelle brachte, welche mit den Worten anfängt: „man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?“ — Wer

ist denn dieser Monsieur Lessing, fragte er, der sich unterfängt, so gegen den großen Corneille aufzutreten? Was Lessing erklärend hinzugefügt, konnte ihn durchaus nicht befriedigen. —

Beim Theologen Tychsen, der sich längere Zeit im Eskurial aufgehalten, nahm ich Unterricht im Spanischen; mit dem ebenso freundlichen als gründlichen Benecke las ich den Shakespeare.

Zur Freude an der Kunst gesellte sich damals die Freude an der Natur. Keine Ferien giengen mir vorüber ohne daß ich Reisen unternahm. In der Pfingstzeit 1801 besuchte ich mit Meckel, dem Anatomen, Luden, dem Historiker und einigen andern Freunden den Harz. Auf dem Brocken fand sich eine vergnügte Gesellschaft von etwa 40 Studenten verschiedener Universitäten zusammen.

In den Michaelisferien 1801 gieng ich nach Hamburg, Ostern 1802 nach Berlin, Michaelis 1802 sah ich die Schweiz und den Rhein von Basel bis Koblenz. Wie es sich von selbst versteht oder verstehen sollte, waren meine Reisen meist Fußreisen, da es glücklicherweise noch keine verführerische Eisenbahnen gab. Ich sage, glücklicher Weise, in Bezug auf das Reisen der Studenten. Nicht, daß ich meinte: sie sollten, wie ich in meiner Jugend, durch die sandigen Wüsten der Mark, Pommerns und Lüneburgs zu Fuß reisen: obgleich auch dieß seinen Reiz hat, wenn es mit gleichgesinnten muthigen Freunden geschieht, die trotz Wind und Wetter, trotz schlechter Wege und schlechterer Wirthshäuser übermüthig vergnügt bleiben und nicht verzweifeln, wenn das Geld einmal ausgeht. Aber herzlich bedauern würde ich jeden Studenten, der von Frankfurt bis

Basel auf der Eisenbahn führe und alle Herrlichkeiten des Rheins und seiner schönen Gebirge mit ihren Burgen und die mächtigen alten Städte rasch vor seinen Augen vorüberziehen sähe, ohne daß sich ihm auch nur Ein Bild fest und klar einprägte.

Das Reisen der Studenten kam, so viel ich weiß, erst zu Anfang dieses Jahrhunderts in Aufnahme, besonders das Unternehmen weiter Reisen. Als ich mit vier Bekannten in den Michaelisferien 1802 von Göttingen nach Stuttgart kam und sie hier aufforderte, mit mir in die Schweiz zu gehen, da erschien ihnen dieß wie unmöglich. Sie giengen so wenig auf meinen Vorschlag ein, daß mir selbst der eine die Wette anbot, daß ich nicht in die Schweiz kommen würde; — ich gewann die Wette.

Das Reisen ist vom größten Werth für Studenten. Wie brachten sie sonst ihre Ferien zu! Die meisten giengen in die Heimath. Faulere unter ihnen fielen dem väterlichen Hause, ja oft dem ganzen Orte durch unnütze Streiche zur Last, kehrten dann abgelangweilt auf die Universität zurück und hatten in der Ferienzeit nichts gelernt, wohl aber manches vergessen. Aber auch den Fleißigeren war diese Zeit keine Zeit der Erquickung. Gewissenhaft wollten sie während derselben doch nicht ganz müßig sein und geriethen oft in eine unglückliche Mitte von Arbeiten und Nichtarbeiten, in ein Beschäftigtsein, bei welchem sie doch nur mit halbem Herzen waren. Unbefriedigt dadurch und unerfrischt kehrten auch sie nach Verlauf der Ferien auf die Universität zurück.

Wie ist es so anders hinsichtlich der Studenten, welche Ferienreisen machen. Mit einer sehr nüchternen Bemerkung anzufangen,

so ist es schon heilsam, daß solche das Geld, was andere so oft unnütz durchbringen, für die Reise aufsparen; für eine so edle Freude.

Das Reisen — ich rede von Fleißigen — macht eine Pause in ihrem Studieren, damit sie nicht wie aufgezogene, geistlose Maschinen Jahr aus Jahr ein arbeiten. Diese Pause hat aber gar nicht die Natur des nichtsnutzigen, langweilenden und abschwächenden Müßiggangs; im Gegentheil tritt auf Reisen eine höchst erquickende Thätigkeit unwillkührlich ein, da man sich nicht satt sehen kann an all dem Schönen, was uns aller Orten zu Gesicht kommt, an Gegenden und an Kunstwerken. Nie vergesse ich, welch' überwältigenden Eindruck es auf mich machte, als ich zum ersten Male die Alpen, die Rheingegenden, das Meer sahe — und den Straßburger Münster, den Kölner Dom, und wie vieles Andere! Alles prägt sich dem frischen Sinne des Jünglings tief ein, in seinem Gedächtniß sammelt er einen Schatz herrlicher Bilder, die er noch nach Jahren, wenn er vielleicht an die Heimath gebunden ist, mit Freuden wieder in sich hervorruft. — Wie lernt er auch durch solch Reisen sein schönes deutsches Vaterland kennen und mit jugendlicher Liebe lieben! — Doch genug vom Reisen, dieser Freude meiner Jugend und in der Erinnerung die Freude meines Alters.

Habe ich die Lichtseite des Göttinger Universitätslebens geschildert, so darf ich dessen Schattenseite nicht verhehlen.

Wer mit Aufmerksamkeit Meiners Buch „Ueber die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten" liest, der kann schon aus demselben diese Schattenseite des früheren Göttingen kennen lernen. Das Buch erschien im Jahre 1802, zur Zeit

da der Verfasser dort Prorector war. Er will durch seine Schilderung die Vorzüge der Göttinger Universität in's hellste Licht stellen — wie fängt er es an? Was sagt er z. B. von den Studenten? Er faßt vorzugsweise die aus vornehmen Familien in's Auge, sie bestimmen ihm Ton und Farbe der Universität. Da in jener Zeit solche Jünglinge „von Stande" wohl einzig Jura studirten, so dürfte nur hierdurch Meiners Ausspruch motivirt werden, daß in Deutschland Jus „unläugbar den ersten, Medicin den zweiten, Theologie den dritten Platz" behaupte.

Vom Duell spricht Meiners nach Art eines Pedanten, der den Weltmann spielt und als solcher das point d'honneur der höheren Stände auf keine Weise verletzen mag, ja dasselbe mehr berücksichtigt als seine Pflicht als Magnificus. „Ein junger Mann von Stande" heißt es wiederholt, wenn er von Ausforderungen und Zweikämpfen eines solchen spricht.

Wie anders ist sein Ton, urtheilt er über die armen Studenten seiner dritten Facultät, der „Theologen". „Auf unserer hohen Schule, schreibt er, scheint mir der Zeitpunkt nicht mehr weit entfernt zu sein, wo man es allgemein nicht blos strafbar, sondern auch lächerlich finden wird, daß künftige Lehrer der Christus-Religion wegen empfangener Beleidigungen mit dem Degen Genugthuung fordern." Diese künftigen Lehrer der Christus-Religion waren damals nämlich nie „von Stande".[1])

Gegen die Prüfungen in Göttingen führt Meiners unter

[1]) Meiners schließt sich weiterhin dem unverantwortlichen Urtheil über Duelle an, das sein College, der Theolog (!) Michaelis fällt.

andern den Grund an: wohlhabende würden auf auswärtige Universitäten gehen, um sich denselben zu entziehen, ja ihretwegen würden „noch weniger gutgebohrene und gutgezogene Jünglinge sich den Wissenschaften widmen als bisher.“ Daß man aber die armen Beneficiaten (meist Theologen) halbjährlich prüfte, dagegen hat er nichts zu erinnern. — Während er nun zart Alles berücksichtigt, was etwa „wohlhabende“ und „gutgebohrene“ abhalten könnte in Göttingen zu studiren, [1]) so ertheilt er dagegen Rath, wie man die Armen vom Besuche der Universität abzuhalten habe. „Selbst eine mäßige Zahl von fleißigen und untadeligen jungen Leuten, die nicht ausreichen können, ist ein großes Uebel,“ sagt er.

Charakteristisch ist auch folgendes, was Meiners über das Spiel äußert.

„Hazard-Spiele werden auf hohen Schulen, wo viele reiche und vornehme junge Leute zusammenkommen, nie aufhören.... Die Söhne hören und sehen dieß von ihrer ersten Kindheit an, und ahmen ihren Vätern so früh wie möglich nach.... Vor einigen Jahren erklärten mehrere, welche des Spielens von Hazard-Spielen überführt worden waren, vor Gericht, daß sie solche Spiele von Kindheit an in ihren elterlichen Häusern gespielt hätten, daß sie dieselben für erlaubt hielten, daß sie keine andere Spiele kennten und daß sie zu ihrem Zeitvertreibe fortfahren würden, solche Spiele zu spielen: wobei sie sich freilich gefallen lassen müßten, wenn sie entdeckt würden, die gesetzliche Strafe zu leiden. Selbst Hofmeister glaubten, daß es

[1]) Selbst seine Ansicht vom Duell verräth ja klar solche Rücksicht.

heilsam wäre, wenn man Hazard-Spiele unter gehöriger Aufsicht zuließe, damit junge Leute mit solchen Spielen bekannt würden und früh lernten, sich beim Spiele zu mäßigen." [1])

Jeder Graf saß im Auditorium an einem eigenen — dem Grafentische — er wurde zu Anfang der Vorlesung besonders durch „hochgebohrener Herr Graf" angeredet und zahlte doppeltes Honorar. [2])

Was ich hier aus Meiners Buche angeführt habe, beweist hinlänglich, daß die Studenten aus vornehmen Familien (als ich in Göttingen studirte) wirklich den Ton und die Farbe der Universität bestimmten. Darum gibt auch Meiners so außerordentlich viel auf die Art, wie sich die Studenten „produzirten", mehr als um Bildung ist es ihm um den Anstrich von Bildung zu thun. Die Ansichten des hohen Adels will er auf der Universität zur Geltung bringen, daher seine Mißurtheile über Duell, Hazard-Spiele u. s. w. In dergleichen unverantwortlich nachsichtig billigt er dagegen die Strenge der Göttinger akademischen Gesetze nicht bloß gegen wildes Geschrei auf der Straße, sondern auch gegen Singen, nicht bloß gegen Pereats, sondern auch gegen Vivats.

Wie der einzelne Student soll sich nach seinem Ideal die ganze Universität allezeit anständig „produziren", und ja nicht etwa durchreisenden hohen Personen ein Aergerniß geben. —

Leider hatte ich Gelegenheit die Schattenseite dieser über-

[1]) Ebend. 280.

[2]) Meiners 189. Hier werden noch andere Vorrechte der Grafen erwähnt. Nach ihrer Ankunft ward ihnen z. B. ein besonderes Inscriptionsbuch in's Haus gebracht, vor Gericht ein Stuhl angeboten u. s. w.

tünchten akademischen Scheinbildung näher kennen zu lernen durch einen sehr lieben Schulfreund, der ein Jahr vor mir vom Gymnasium nach Erlangen, von da aber im folgenden Jahr nach Göttingen gieng; durch ihn machte ich Bekanntschaft mit einigen Studenten, welche, wie uns beiden freilich erst allmählig klar wurde, ein ganz heilloses Leben führten. Nur das lag zu Tage, daß sie leidenschaftliche Hazard-Spieler waren. Wenn Meiners sagt: es sei nicht zu verwundern, daß Söhne Vornehmer, welche von Jugend auf dem Spielen der Väter beigewohnt, dieselbe Neigung auf die Universität mitbrächten, so war es mit mir umgekehrt. Ich war von meinen Eltern eindringlich vor Ausschweifungen gewarnt, mich aber vor Hazard-Spielen zu warnen, daran hatten sie nicht gedacht, es lag ihnen dieß zu fern. So kam es, daß ich mich verführen ließ zum Spiel, es erschien mir nicht als Sünde, sondern als ein Adiaphoron. Was erlebte ich aber! Die Leidenschaft nahm mich ganz ein und machte mich gleichgiltig gegen Alles, was ich bisher mit größter Liebe erfaßt hatte. Es war mir, als wäre mein Herz eiskalt geworden. Ich danke Gott, daß ich in kurzer Zeit das große Glück hatte, Unglück im Spiele zu haben, wodurch ich zur Besinnung über dieß unheimliche teuflische Treiben kam, und ihm fest entschlossen ein für allemal entsagte.

Am Spieltische lernte ich nebenbei das entsetzlich liederliche Leben dieser Menschen kennen, welche meist ekelhaft syphilitisch waren. Gott bewahrte mich vor solchen Ausschweifungen durch die mir in's Herz gepflanzten väterlichen Lehren und das schauderhaft warnende Beispiel, welches mir so vor Augen

ſtand. Und dennoch gehörten dieſe Menſchen zu den „gutgebohrenen“, welche für feine Leute galten, die ſich zu „produziren“ verſtanden, überall zu Geſellſchaften gezogen wurden und in denſelben glänzten.

Der Blick in dieſen Abgrund des ſittlichen Verderbens machte auf mich einen ſo ſchauderhaften Eindruck, daß ich mich für eine Zeit menſchenfeindlich von allen abſonderte. Der Eindruck iſt mir auch geblieben, durch ſpätere Erfahrungen ward er verſtärkt. Man kann denken, welche Freude ich hatte, als ſpäter die Burſchenſchaft ernſt und kräftig gegen jene Greuel auftrat, und wie ich mich als Profeſſor amtlich verpflichtet fühlen mußte, ihr überall das Wort zu reden. — Zu meinem Troſt fand ich einen ſehr redlichen Freund, welcher das vollſte Gegentheil jener Roués war; eine anima candida, ein treuer Sohn ſeiner Mutter; außerordentlich thätig für ſein Fach, die Jurisprudenz, überdieß ein bedeutender Mathematiker. Es war der verſtorbene würdige Senior der Univerſität Tübingen, Obertribunal-Rath von Schrader.

Um die Erzählung meiner Göttinger Erlebniſſe nicht mit einer Diſſonanz zu ſchließen, will ich noch ein Ereigniß erwähnen, welches mich in die größte Aufregung verſetzte. Es war die Ankunft Göthe's, der im Sommer 1801 über Göttingen nach Pyrmont reiſte. Kaum war es bekannt geworden, daß er in der Krone abgetreten ſei, ſo beſchloſſen wir, ſeine enthuſiaſtiſchen Verehrer, ihm ein Vivat zu bringen, auf die Gefahr hin, von den Schnurren abgefangen zu werden.

Wir verabredeten mit einander, uns Abends vor der Krone

zu versammeln; Achim Arnim,[1]) Kestner,[2]) Blumenbachs Sohn und Andere nahmen den thätigsten Antheil. Alle erschienen pünktlich zur bestimmten Zeit. Arnim brachte das Vivat aus, wir stimmten recht von Herzen kräftig ein, hielten es aber für gerathen, uns dann sogleich nach allen Seiten zu zerstreuen.[3])

Auf der Rückreise von Pyrmont hielt sich Göthe längere Zeit in Göttingen auf und zog in das Krämer'sche Haus, in dasselbe Haus, wo ich auch wohnte. So glücklich mich dieß machte, so war ich doch viel zu schüchtern, um mich ihm zu nähern, doch sahe ich ihn öfters. Eines Abends aß er mit Professoren und Studenten in einem Klub, dem Bouterweck und Reinhard[4]) vorstanden und den man scherzweise den Bildungsklub nannte. Einige pedantisch steife Professoren gaben deutlich zu verstehen, es entspreche diesem Namen gar nicht, daß

[1]) Im Sommersemester 1801 war ich viel mit Arnim und Brentano zusammen; jener war mein Freund von der Schule her.

[2]) So viel ich weiß, ist es derselbe, welcher im Jahre 1853 allgemein bedauert in Rom starb. Warum wir ihn den Lottiaden nannten, ergibt sich aus dem Briefwechsel zwischen Göthe, Kestner und Charlotte, der 1855 erschien.

[3]) Ich freute mich sehr, dieß Vivat von Göthe erwähnt zu finden. (Werke 1840 Thl. 27, S. 81). Er schreibt: „In Göttingen bei der Krone eingekehrt, bemerkt' ich, als eben die Dämmerung einbrach, einige Bewegung auf der Straße; Studierende kamen und giengen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblick war alles verschwunden. Ich vernahm, daß dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien, und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen auf dem Stegreife zu begrüßen." So wenig stimmt der Curator perpetuus der Universität Jena dem übernüchternen Verbot bei.

[4]) Der Herausgeber von Bürgers Gedichten.

wir bei Tische Göthe leben ließen, wiewohl es mit anständigem Enthusiasmus geschahe. [1])

Halle.

Sommer 1803.

Ostern 1803 verließ ich Göttingen und gieng nach Halle. Nach zwei Jahren mühsamer meist freudloser Arbeit und überspannter Anstrengung war mir eine Erholung dringend nöthig. Ich sehnte mich nicht etwa darnach, müssig zu gehen, wohl aber nach Beschäftigung, die mir Freude machte. Mein Wunsch ward dadurch begünstigt, daß frühere Schulfreunde in einem schön gelegenen Hause zwischen Giebichenstein und Halle, es hieß später die Traube, sich eingemiethet hatten. Zu ihnen geellte ich mich. Da ich in diesem Semester keine Vorlesungen hören wollte, so dachte ich nicht daran, mich immatrikuliren zu lassen. Eines Tages suchte mich der vom Prorector Jakob abgeschickte Pedell auf und fragte, ob ich nicht wisse, daß ich mich spätestens 14 Tage nach meiner Ankunft müsse immatrikuliren lassen? Ich erwiederte, das gälte für Halle, aber nicht für meine Wohnung, die zum Amt Giebichenstein gehöre. Als ich mich später zu Michaelis immatrikuliren ließ, erwähnte der Prorector mein jedenfalls etwas abnormes Benehmen in dieser Sache gar nicht.

Ich führte mit meinen Freunden in diesem Sommer ein

[1]) Göthe's Werke 27, 92. Höchst komisch ist die Nachtscene, welche Göthe damals in seiner Wohnung erlebte; da er über Hundegebell und Fräulein Krämer, welche Triller einübte, ganz in Verzweiflung gerieth. Ich habe die Sängerin, welche ja auch meine Hausgenossin war, oft gehört.

seltsames Leben — als gäbe es weder Pandecten noch Finanzstudien. Wir lebten wie im Garten der Poesie. Der Garten unseres Hauses zog sich zur Saale hinab; in den Lauben saßen wir einzeln oder zu zwei und drei und lasen Dichter, vor allen Shakespeare und Göthe, Dante und Cervantes, welche von der romantischen Schule so mit vollem Recht gepriesen wurden. Es lag uns sehr fern, irgend darüber zu speculiren, was uns eigentlich ergriffe; warum wir denn von Hamlet oder Faust begeistert seien. Ein Hungriger fragt nicht nach einem Kochbuch, um aus demselben zu erfahren und nachzuweisen, warum es ihm so gut schmecke; — genug, es schmeckt ihm. — Doch trat später eine Versuchung ein, uns doch dem Reflectiren zu ergeben. Einige aus unserer Gesellschaft setzten es nämlich durch, daß eine besondere ästhetische Gesellschaft gestiftet wurde, die wöchentlich Sitzungen hielt, in welchen schriftliche Arbeiten vorgelesen wurden: theoretische Aufsätze, Gedichte, Uebersetzungen von Gedichten. Aufrichtig gesagt, die meisten Aufsätze langweilten mich, besonders solche, in denen von nichts die Rede war als von „Form und Materie, Polarität, Potenzen" u. s. w. Damals waren dies stereotype, hochklingende Worte, Ausdrücke, mit welchen nur zu oft mancher seine Blöße bedeckte. Durch die Freunde genöthigt strengte ich mich unnatürlich an, den Statuten der Gesellschaft zu genügen und mit klarem Bewußtsein Urtheile über die Dichter abzugeben, welche mich begeisterten. Ein Fragment der Art, das ich noch besitze, ist sehr schwach und täppisch, und was das Schlimmste, vielfach dummdreist und naseweis. Es war vielleicht nur Nachäffung der Art, wie das Athenäum damals gegen die angebeteten Götzen der deutschen Literatur auftrat.

Dagegen beſchäftigte ich mich gern mit Ueberſetzen. Ich erwähnte ſchon, daß ich durch den trefflichen Benecke veranlaßt wurde, mich an einem Shakeſpeare'ſchen Sonett zu verſuchen. Jetzt überſetzte ich aus dem Italieniſchen. Eine Scene aus dem Pastor fido des Guarini, Sonette Petrarcas beſitze ich noch, ebenſo die Ueberſetzung eines ſpaniſchen Sonetts von Cervantes und einer ſpaniſchen Romanze. Bei letzterer habe ich der deutſchen Sprache willkührlich und unverſtändig Gewalt angethan, einzig um die Aſſonanz des Originals treu wiederzugeben. Ich bin überzeugt, daß ein Ueberſetzen klaſſiſcher, poetiſcher und proſaiſcher Studien in die Mutterſprache die vortrefflichſte erſte Stylübung iſt.

Von eignen Gedichten aus jener Zeit mögen hier zwei ſtehen.

In den Höhen hört' ich's brauſen,
Hört' es in den Zweigen rauſchen.
Ach die Winde weben
Ueber Thäler und Höhen
Ueber die weite Erde dahin.

Saß ich an dem blauen Strom,
Sahe Well' auf Well' hinfließen.
Ach die Wellen fliehen
Von den Bergen und ziehen
Ueber die weite Erde dahin.

Als der trübe Herbſt gekommen,
Luſtige Vögel heimwärts zogen,
Ach die Vögel fliehen
Winterfroſt und ziehen
Ueber die weite Erde dahin.

Junger Muth hat ſich entfaltet;
Soll ich in der Heimath raſten?
Winde wehen, Wetter ziehen,
In die Ferne die Vöglein fliehen,
Schweifen über die Erde dahin.

Der Wanderer.

Liegen wohl Herren und Knechte,
So zu ſagen das Menſchengeſchlechte,
Auf den ſtaubigen Heeresſtraßen,
Kann ſich einer vor dem andern nicht laſſen.
Ein Kindergeweine, ein Weibergeſchrei,
Ein Brummen der Männer und die Plackerei.
Bin wahrhaftig ganz blind vom Staub,
Der ewige Lärmen macht mich taub.
Will mich lieber von der Seite verlieren,
Der Weg hier wird zum Berge führen.

Das iſt zu merken von den Höhen:
Ebnen Wegs kannſt nit naufgehen.
Mußt dich bequemen, tüchtig zu ſteigen,
Den Leuten auf der Straße den Rücken zeigen.

Stieg wahrhaftig unverdroſſen,
Habe gar ſauren Schweiß vergeſſen.
Mocht' unterwegs mich nicht umſehn,
Dacht 's könnte mir wie Orpheus Weib ergehn.
Denn gar wohl hört' ich unten ſchreien:
Mein Herr, Sie brechen Hals und Bein.

Der will sich gern was sehen lassen,
Sonst blieb' er hübsch auf gerader Straßen,
Schrien andre, daß ichs wohl vernahm.
Doch ich stieg zu ohne Scheu und Scham,
Gottlob, nun seh ich munter herunter,
Wie's da unten geht bunter und bunter.

Die Leute unten.

Ah! Ah!
Seht da! seht da!
Der ist wahrhaftig da oben;
Was zu loben ist, ist zu loben. (Schrien Bravo.)

Wanderer oben.

Hat mich ihr Schimpfen nicht gerührt,
Ihr Loben mich doch ennuyirt.
Kann mir wohl denken, was die Leute denken:
Magst deinen Beinen Erholung schenken.
Nach geschehener Arbeit ist gut ruhn,
Magst dir nun was zu Gute thun,
Siehst die Leute ziehen auf den Landstraßen,
Kannst dich von ihnen sehen lassen,
Hast erstiegen einen hohen Berg!
O lieben Leute, 's ist ein schlechter Zwerg
Gegen den Riesen, den sonnumstrahlten,
Himmelhohen, rosig gemalten,
Den ich von dieses Hügels Höh
In weiter Ferne glänzen seh.

In der Pfingstzeit 1803 besuchte ich Dresden und die sächsische Schweiz. Besonders fesselte mich die Dresdner Bilder-

gallerie. Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich von den Bildern sprechen, in die ich mich immer und immer wieder vertiefte, vor allen von der sixtinischen Madonna, dieser Erscheinung aus einer höhern Welt, von den Correggios, Holbein Madonna, dem Christus von Johann Bellin, von Ruysdaels und Claude Lorrains Landschaften. . .

Als Motto schrieb ich damals Göthe's Worte:

Freunde, treibet nur Alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den ach so Vieles entstellt.

Zu unserm Ernst gesellte sich jedoch eine knabenartige harmlose Freude an Spielen. Wir badeten täglich in der zahen Saale, liefen Stelzen, schritten auch wohl auf Stelzen mit überhängten Bettlaken als riesenmäßige weiße Gespenster in langen Schritten neben Kutschen her. Als ich später einmal die Reichardt'schen Töchter von Giebichenstein nach Halle begleitete, erklärten sie mir, sie möchten nicht bei der Traube vorbeigehen, weil da schlimme Studenten wohnten, welche Vorübergehende beunruhigten. Ich schwieg und bekannte mich erst später für schuldig.

Von unserer freundlichen Gesellschaft, an die ich so gern zurückdenke, dürfte außer mir keiner mehr am Leben sein. Der redliche (Danziger) Kniewel, ein Glied derselben, starb vor wenigen Jahren in Stuttgart.

Halle.

Wintersemester 1803—1804.

Die Sommermuße und Sommerfreude gieng zu Ende, von dem schönen Wohnen an der Saale und den herrlichen Porphyrfelsen der Nachtigallen-Insel gegenüber nahm ich nun Abschied und zog in die unfreundliche Stadt, in das unfreundliche Gräv'sche Haus, in die unfreundliche Steinstraße. Doch wohnten da auch mit mir zwei liebe Freunde, Winterfeld und Bitter. Winterfeld lebte jedoch sehr zurückgezogen, indem er fast alle Muße, die er von seinen juristischen Studien erübrigen konnte, der Musik widmete. Damals knüpfte sich zuerst zwischen ihm und mir die treueste Freundschaft, welche über 50 Jahre, bis zum Tode des trefflichen Mannes uns eng verband.

Bitter, auch Jurist, starb vor einigen Jahren als Geheimer Rath in Berlin. Dichter und Philosophen waren die unerschöpflichen Gegenstände unserer freundlichen Gespräche.

Brotcollegia hörte ich nicht, beschäftigte mich aber möglichst gewissenhaft mit finanziellen, ökonomischen und andern Brotstudien. Hatte ich doch schon mein drittes und letztes Studienjahr angetreten, an dessen Ende ich Rechenschaft ablegen sollte, wie ich meine Universitätszeit benützt und mich auf den Beruf vorbereitet hätte. Ich dachte nur mit Schauder an dies Ziel. Vor Kurzem fand ich einen Brief, den ich um diese Zeit meinem sel. Vater geschrieben, in welchem ich ihm Rechenschaft über mein Studium der Thaer'schen Schriften gab.

Wie so ganz fremd mir dieser Brief erschien! Kaum begriff

ich, daß ich ihn ſelbſt ſollte geſchrieben haben. Doch verrieth es mich, daß ich in demſelben Briefe meine Mutter um Rückſendung meines Novalis bitte, weil ich ihn „unumgänglich brauche.“ — Ich hörte in dieſem und auch im folgenden Semeſter mit dem größten Intereſſe alle Vorleſungen von Fr. A. Wolf: Ilias, Plato, Menon, griechiſche Literaturgeſchichte, Horaz Satyren und Epiſteln und die Wolken des Ariſtophanes. Nur die Auslegung des Evangeliums Matthäi hörte ich nicht. Wolf brach dieſelbe auch bald ab, wie ſpäter Gottfried Hermann eben ſo die Exegeſe des Galater Briefes nicht zu Ende brachte.

Es war in dieſer Zeit, daß ich auf einem Spaziergang in Giebichenſtein, vom Regen überraſcht, durch einen Thorweg in ein Haus untertrat, wo eine Feier war. Auf meine Frage erfuhr ich, es werde die Hochzeit des Dr. Steffens mit Hannchen Reichardt gefeiert. Da betrat ich zum erſten Mal das Haus, welches mir ſpäter ſo lieb war.

Zu den in dieſer Zeit von mir geleſenen Büchern gehörten Schleiermachers Monologen, an denen ich als ein junger übermüthiger Menſch, dem es an aller Selbſterkenntniß fehlte, ſehr Gefallen haben konnte. Und doch — — Damals ſchrieb ich folgende drei Sonette:

Zerſtreuung. Verzagt.

Wenn wir des Himmels Höh, der Erde Maſſen,
Der Sterne Lauf, des Blitzes Kraft betrachten,
Wenn wir auf Stein und Pflanz und Thiere achten,
Auf alles, was die weiten Räume faſſen,
So können wir vor Staunen uns nicht faſſen.

Doch höher ſteigt es, wenn wir uns betrachten,
Was große Weiſe aller Zeit erdachten,
Wir können uns, wir können es nicht faſſen.

Von allem, was ſich in der Welt begeben,
Berichten uns die Forſcher der Geſchichten;
Sie ſteigen tief in alter Zeiten Schachten,
Erzählen uns von Feinden und von Schlachten,
Das alles muß man in's Gedächtniß ſchichten.
Man fragt auch, was ſich vor der Welt begeben.
Gern las ich das, was weiſe Leute dachten.
Doch gibt es Müß'ge, die nun gar noch dichten.
O lang, lang iſt die Kunſt und kurz das Leben.

Halle, den 6. November 1803.

Centraliſirender Idealismus. Trotzig.

Ich ſchaue ſinnend an mein inn're Leben.
Den tiefen Keim des Wirkens zu ergründen,
Des Daſeins Urquell redlich zu erfünden,
Daß ich in Dunkelheit nicht möge beben.

Ich will kraft eigner Kraft mich ſelbſt erheben,
Daß mich der Dinge Bund nicht halt' gebunden,
Daß ew'ger Wechſel mich nicht mög' verwunden,
Erſchüttern nie das freie inn're Leben.

Ich will in mir den Herrſchertbron erbauen.
Ich bin das Centrum Himmels und der Erden,
Der freie Wille ſoll die Kraft entfalten.

Ich will das Univerſum neu geſtalten,
Durch inn're Kraft ſoll alles Ding erſt werden;
Will alle Kreatur im Innern ſchauen.

Halle, den 4. November 1803.

Dann die Anmerkung: dto. 9. November 1803. Ich las heute Schleiermachers Monologen, in welchen ich die Ideen des vorstehenden Sonetts wieder fand. Ich wollte nur den Idealismus charakterisiren. Die Ansicht ist wahrhaft groß, aber frevelhaft kühn. Alle an die Natur knüpfenden Bande sollen zerrissen werden. Der freie Wille soll die Kraft entfalten. Der freie Wille soll dem eindringenden Alter wehren. (O Kant!) Und wenn nun der Tod dem Freien die Freiheit raubt, — wird dann nicht Resignation in etwas außer dem Ich eintreten? —

Aesthetische Resignation. Verzagt.

Den 19. November 1803.

Was ist es doch um's arme Menschenleben!
Der Wille darf nicht seine Kraft entfalten,
Es herrschen heimlich oberste Gewalten,
Und kindisch fast scheint mir das kühnste Streben.

Nicht frevelnd mögt ihr euch der Kraft erheben.
Es wird entrissen, was ihr wähnt zu halten.
Es wird die innere Freiheitsglut erkalten;
Vor dunklen Mächten soll der Mensch erbeben.

Denn er gedenkt, Zukünft'ges zu bereiten
Und Alles klug verständiglich zu enden.
Sie aber herrschen in dem Strom der Zeiten;
Er ist ein Spielball nur in ihren Händen;
Sie lassen ihn geboren werden, sterben,
Erheben hoch und stürzen in's Verderben.

Bald darauf schrieb ich das kleine Lied:

Demuth.

Ich weiß es nicht, von wo ich kommen,
Weiß nicht, wohin ich werde geh'n;
Du hast mich in den Arm genommen,
Auf Dir soll mein Vertrauen steh'n.

Mein Auge sieht die ew'gen Sterne,
Zum blauen Aether sehnt sich's Herz,
Und alle Wünsche liegen ferne
Und alle streben himmelwärts.

Und alle Wünsche im Vereine
Sie sehnen, Vater, sich nach Dir!
Ich fühle ahnend, was ich meine.
Herr! wie Du willst, so schicks mit mir!

Den 15. Jan. 1804.

Halle.

Sommersemester 1804.

Das Treiben unaussprechlich ausschweifender Studenten, welche in unserm Hause wohnten, bewog mich Ostern 1804 weg und zu Hofrath Eberhardt zu ziehen. Dieser war früher Prediger in Charlottenburg bei Berlin und wurde von da als Professor der Philosophie nach Halle berufen. Er hatte den Anstand eines fein gebildeten Franzosen, ein Benehmen, wie man es früher bei vielen Berlinern aus den gebildeten Ständen fand. Er gehörte dem Nicolai'schen Kreise an, dem Kreise

der allgemeinen deutschen Bibliothek, welche so viele Jahre das kritische Scepter in der deutschen gelehrten Welt führte. Früher traten Hamann und F. H. Jacobi, später Fichte, Göthe, Schiller und die romantische Schule gegen diesen geistigen Despotismus der allgemeinen deutschen Bibliothek auf, die gegenwärtig verschollen ist.

Ein akademischer Genosse und lieber Freund, Immanuel Bekker, war damals mein treuester, mühsamster, zuverlässigster Lehrer. Er wird sichs erinnern, wie wir im Sommer 1804 mit wenig Unterbrechung von früh bis Abends die Griechen lasen. Oft geschah es im Freien, auf den schönsten Punkten der hohen Giebichensteiner Saalufer. Wir lasen Ilias, Odyssee, Herodot, den Ajax des Sophokles, zwei Bücher des Thucydides.

Es war um diese Zeit, daß ich zum ersten Mal in einem Concert Friederike Reichardt sahe. Ich werde den Eindruck nie vergessen, den das wunderschöne Kind auf mich machte; sie war damals vierzehn Jahre alt.

Im Sommer 1804 kam Göthe nach Halle, und wohnte zwar nicht, wie früher in Göttingen, mit mir in dem nämlichen Hause, wohl aber meiner Wohnung gegenüber bei Wolf. Die Straße war nicht sehr breit, ich konnte ihn daher sehr oft sehen, besonders wenn er sich am Fenster mit Wolf unterhielt. Aber auch dießmal sprach ich ihn nicht, das geschah erst im Jahre 1808, wo ich ihm in Carlsbad als ein von Freiberg kommender Schüler Werners vorgestellt wurde. Bei dem großen Interesse Göthes an der Geognosie, besonders an der Werner'schen, unterhielt er sich damals sehr freundlich mit mir, und befragte mich auf's Genaueste über Leben und Lehre in Freiberg. —

Zwei Stunden von Halle liegt das Bad Lauchstedt. Dahin kamen mehrere Jahre lang jeden Sommer die Weimar'schen Schauspieler. Man weiß aus den biographischen Mittheilungen Göthes, wie sehr ihm die künstlerische Ausbildung dieser Truppe am Herzen lag, wie er auch bemüht war, die damals so gewöhnlichen schlechten Stücke zu beseitigen und an ihrer Stelle klassische aufführen zu lassen. Man kann denken, welchen Reiz ein solches Theater für uns hatte. Man gab Julius Cäsar, Othello, die natürliche Tochter, die Braut von Meßina, Wilhelm Tell, Jery und Bätely. Als Friedrich Schlegels Alarkos aufgeführt ward, hielten wir es für unsere Pflicht, dieß Trauerspiel gegen eine antischlegel'sche Partei zu vertreten, wiewohl unsere Bewunderung mehr principiell und daher ziemlich kühl war. Wallensteins Lager ward vortrefflich gegeben. Auf eine bewundernswürdige Weise bildeten die vielen Personen, trotz dem scheinbar regellosen Durcheinander, eine malerische Gruppe nach der andern, so daß man auf dem kleinen Theater das ganze bunte bewegte Leben des dreißigjährigen Krieges vor Augen zu haben meinte. Dieß Bild des unruhigsten, heimathlosen Kriegstreibens im Angesicht des Todes machte einen tief tragischen Eindruck auf den Zuschauer.

Schiller kam nach Lauchstedt, er war seinem Lebensende nahe. Wenn Göthe in Schönheit und voller Kraft der Gesundheit, in imperatorischer Genialität auftrat, so hatte dagegen Schillers Erscheinung nichts Ungewöhnliches und Imponirendes, vielmehr erschien er bescheiden und still sinnend in sich gekehrt. — Wir giengen dem großen Dichter, so viel es nur der Anstand erlaubte, auf allen Wegen nach, aßen auch mit ihm im

Kursaal, — ich hatte das Glück ihm schräg gegenüber zu sitzen. Abends brachten wir ihm ein Lebehoch mit Musik. Dem kümmerlichen Musikantencorps war gesagt, sie sollten Melodien zu Schiller'schen Liedern spielen; leider kannten und konnten sie keine weiter, als jene ziemlich gemeine viel gesungene von: Freude, schöner Götter Funken. Doch der liebenswürdige Dichter beschämte unsern guten Willen nicht und dankte auf's Freundlichste. —

Michaelis 1804 sollte ich die Universität verlassen und war daher von Halle nach Dessau gegangen, wo ich mich im väterlichen Hause aufhielt. Diese Trennung von der Universität gieng mir sehr nahe. Ich sollte nun so vieles aufgeben, woran ich mit ganzer Seele hieng, sollte mein, wenn auch nur dämmerndes Lebensziel aus dem Auge verlieren und allem bisherigen Wünschen und Hoffen entsagen, dagegen von nun an ein prosaisches Alltagsleben unter Actenarbeit führen. [1]) In dieser trüben Stimmung erhielt ich einen Brief von einem Hallischen Freunde, der mich genau kannte. Du mußt, schrieb er mir, durchaus noch auf ein Semester nach Halle zurückkehren. Steffens ist angekommen, lerne ihn nur kennen, er ist ganz der Mann für Dich. Dieser Brief sprach nur aus, wornach sich mein Herz sehnte, und ich bat meinen Vater dringend, mir zu erlauben, noch einmal nach Halle zurückzukehren. Wie froh war ich, als er meine Bitte gewährte, ich ahnete nicht, welch einen tief gehenden Einfluß diese Gewährung auf mein ganzes späteres Leben haben würde.

[1]) So erschien mir und gleichgesinnten Studiengenossen der Gegensatz des Studentenlebens und Philisterthums.

Und zunächſt auf mein Univerſitätsleben.

Nach Halle zurückgekehrt hörte ich Steffens Vorleſungen über die innere Naturgeſchichte der Erde. Dieſe wirkten wahrhaft wunderbar auf mich. Mit der überwältigenden Beredtſamkeit eines Magus rief er in meiner Seele Geiſter und Bilder der Natur hervor: die Ahnungen, welche Novalis in mir erregt, gewannen Geſtalt. Vor allem ergriff mich Steffens großer Gedanke, daß die Erde eine Geſchichte habe. Und dieſer Gedanke hat nicht wie jene Rieſenerſcheinung des Ergreifens vor die Seele, um kühne menſchliche Erhebung zu vernichten, auch nicht als Einfall ohne Halt und Fundament. Zum erſten Male vernahm ich, daß Werner eine Entwicklungsgeſchichte der Erde durch gegenwärtige Beobachtung der Gebirge begründe, und nachweiſe, wie die älteſten Gebirge keine Spur von Thier- und Pflanzenverſteinerungen enthielten, wie dieſe erſt in jüngern Gebirgsformationen ſich allmählig einfänden, und individuell aus der allgemeinen Maſſe der Steinwelt herausträten. Nach Steffens war der Menſch die individuellſte, ſelbſtändigſte Schöpfung, Krone und Schlußſtein der irdiſchen Schöpfung.

Steffens geniale Beiträge zur innern Naturgeſchichte lagen ſeiner Vorleſung zu Grunde. Er ſelbſt erklärte dieſe Beiträge für das Hauptwerk ſeines Lebens. Durch Werners Darſtellung der Epochen der Gebirgsbildung begeiſtert, ſchrieb er daſſelbe 1801 in Freiberg, indem er die Anſichten ſeines Lehrers tiefer gründete und weiter ausbildete. Dieß that er in einem Aufſatz, welcher die Ueberſchrift trägt: „Beweis, daß Stickſtoff und Kohlenſtoff Repräſentanten des Magnetismus im chemiſchen Prozeß ſind.“ Ein zweiter Aufſatz in dieſen Beiträgen iſt über-

schrieben: „Durch die ganze Organisation sucht die Natur nichts als die individuellste Bildung.“ Hier geht Steffens über Werners wissenschaftlichen Kreis hinaus und charakterisirt in genial hingeworfenen Zügen die Entwicklung von den niedersten zu den höchsten Thierklassen als ein gesteigertes Individualisiren. Er schließt mit den Worten: „Wem die Natur vergönnte in sich ihre Harmonie zu finden, der trägt eine ganze unendliche Welt in seinem Innern, er ist die individuellste Schöpfung und der geheiligte Priester der Natur.“

Göthe und Schelling hatten den größten Einfluß auf Steffens, da er als junger Mann im Jahre 1799 mit ihnen persönlich bekannt wurde. So kam es, daß er die „Beiträge“ Göthe widmete; sie bezeugten zugleich sein genaues Anschließen an Schelling.

Wie ist doch Steffens Werk vergessen! Es ist traurig zu sehen, wie die jetzige Generation in unruhiger Hast schnaufend vorwärts und immer nur vorwärts sieht und eilt, ohne auf das Vergangene zurückzublicken. Und man könnte doch so viel von den früheren lernen! Sie zerstreuten und verloren sich nicht in zahlloses Einzelnes; hatten sie ja, mit unserer Zeit verglichen, nur einen kleinen Schatz von Erfahrungen. Aber im Kleinen getreu, wucherten sie mit diesem Schatz, hielten ihre geistige Kraft zusammen, und lebten in großartigen Ahnungen. Sie entwarfen architektonische Risse mächtiger Bauwerke. Fehlte es ihnen zur Ausführung an Baumaterial, nahmen sie auch wohl einmal untaugliche Steine, so sollen Spätere doch nicht stolz auf sie herabschauen, weil ihnen reicheres und besseres Material zu Gebote steht, das im Laufe der Zeit zusammen-

gebracht wurde. Sie mögen sich vielmehr vor Allem als Meister ausweisen, indem sie mit diesem Material wirklich bauen, schön und fest bauen. —

Es währte nicht lange, so trat ich meinem geliebten Lehrer näher und besuchte ihn täglich. Er führte mich auch ein in die Familie seines Schwiegervaters, des Kapellmeisters Reichardt in Giebichenstein, dessen gastfreies Haus seit Jahren von den bedeutendsten Männern, bald auf kürzere bald auf längere Zeit besucht ward, so von Göthe, Jean Paul, Voß, Fichte, Schelling, den Gebrüdern Schlegel, Tieck, Novalis, Arnim u. a. An den schönen Reichardt'schen Familienkreis schlossen sich auch die bedeutendsten Männer der Universität Halle an. So kam Welf oft nach Giebichenstein; das vertrauteste Glied des Kreises war aber Schleiermacher. Dieser ward zugleich mit Steffens nach Halle berufen, beide wurden die innigsten Freunde. Auf ihr gegenseitiges Verhältniß konnte man anwenden, was Göthe von seinem Verhältniß zu Schiller sagt. Sie waren nämlich ganz entgegengesetzte Naturen und Charaktere, und eben deßhalb ergänzten sie einander und zogen sich an. Steffens, damals 31 Jahre alt, war ein schöner geistreicher Mann, höchst lebhaft, leicht bewegt, oft leidenschaftlich aufbrausend bei der größten Herzensgüte, phantasiereich, redselig im schönen Sinne des Worts, ein geborener Redner, der fortgerissen von der innern Fülle seiner Gefühle und Gedanken durch begeisterte Rede die Zuhörer fortriß. Wie wunderbar ergriffen uns seine Vorlesungen, in welchen, nach der Weise alter Naturphilosophie, die Wissenschaft auf Flügeln der Poesie sich erhob. Seine kriegerische, im Februar 1813 in Breslau gehaltene Rede war

von der gewaltigsten Wirkung: eine zweite Rede, welche er im October 1813 auf dem Markte in Marburg an das um ihn versammelte Volk gegen die Franzosen hielt, begeisterte die Zuhörer so, daß man die dortigen Franzosenfreunde kaum aus ihren Händen dadurch rettete, daß man diese in das gemeine Gefängniß sperrte und hinter ihnen die festen Thüren verschloß.

Wie so ganz verschieden war nun Schleiermacher von Steffens! Ein kleiner, ruhiger, durchaus besonnener Mann. In Gesellschaft verfiel er nie in's Reden halten. Aufmerksam verfolgte er, was andere sagten, faßte es klar auf und stimmte ihm bei oder widerlegte es mit der ihm eigenen bekannten dialektischen Schärfe und Gewandtheit. Nie sah man ihn leidenschaftlich aufgeregt; selbst wenn ihn etwas empörte, sprach sich sein Zorn kräftig, aber dennoch gefaßt, nicht maaßlos aus. Auch darin hatte er sich ganz in seiner Gewalt, daß er seine Aufmerksamkeit auf Gegenstände zu fixiren vermochte, zu deren tieferer Auffassung ihm die Gabe fehlte. So legte er sich auf seine Weise selbst das ihm Fremdartige zurecht. Die fast tyrannische Herrschergewalt, welche er über sich hatte und übte, zeigte sich selbst in Kleinigkeiten, ja vielleicht hier am durchgreifendsten. Man stritt z. B. einmal, ob die niederdeutsche Aussprache des sp, st ꝛc. ꝛc. richtiger und wohlklingender sei oder die des Süddeutschen, wenn er schpitz, schtehen spricht. Schleiermacher erklärte sich für die Niederdeutschen. Aber, bemerkte man, warum sprechen Sie denn nicht z. B. auf der Kanzel wie diese? Anstatt seine Gewöhnung von Jugend auf vorzuschützen, erklärte er: vom nächsten Sonntag an werde ich

es thun. Man versicherte mir, er habe dieß durchgeführt, ohne sich zu versprechen.

Es schlossen sich nun viele Studenten an Steffens und Schleiermacher an. Sie theilten sich, je nachdem sie sich mehr zur Wissenschaft und Lehre, ja auch zum Vortrage des Einen oder des Andern hinneigten. Doch artete dieß nicht entfernt in die Bildung von zwei einander entgegengesetzten Schulen oder gar Parteien aus. Wie die zwei Lehrer Freunde waren, die sich gegenseitig förderten, so waren es ihre beiderseitigen Schüler. Auch das war charakteristisch, daß Steffens wie Schleiermacher nicht entfernt einander die Zuhörer mißgönnten. Ich hörte nicht eine Vorlesung Schleiermachers und dennoch bewies sich dieser auf alle Weise so freundlich gegen mich, wie er sich nur gegen seinen fleißigsten, treuesten Zuhörer hätte beweisen können. Er sah, wie mächtig ich von den Resultaten der Gebirgsforschung angezogen war, so fand er es ganz natürlich, daß ich mich vorzugsweise an Steffens anschloß. Einst hatte ich in Steffens und Schleiermachers Gegenwart die Dreistigkeit zu sagen: ich sei kein Freund vom dialektischen Hin- und Herreden, von dem langen Umkreisen der Wahrheit, dagegen liebte ich tiefsinnige, compacte Aphorismen, welche die Wahrheit direct in's Auge faßten, einfach aussprächen und solcher Paraphrasen nicht bedürften. Bei der größten Verehrung und Liebe zu unsern Lehrern, durften wir uns so frei äußern. Es versteht sich, daß sie unserer, im erzählten Falle meiner, übermüthigen Keckheit gehörig entgegen traten, und sokratisch dialektisch, mit liebenswürdiger Ironie ein Exempel an mir

statuirten, — dieß jedoch, ohne daß im mindesten mein Verhältniß zu Schleiermacher getrübt worden wäre.

Man könnte glauben, daß in unserm Kreise der Gespräche und Verhandlungen über Wissenschaftliches fast zu viel geworden sei. Mit nichten. Der anstrengende Ernst wissenschaftlicher Unterhaltung ward schon durch die Theilnahme der Frauen gemildert, und wenn ihr ausgezeichneter Gesang begann, verstummten die Gespräche. Die herrlichste Musik — Werke von Palestrina, Leonardo Leo, Durante, Händel und andern — wurden von schönen reinen Stimmen mit reinem Sinne vorgetragen.

Ich darf diese Seite des damaligen akademischen Lebens nicht ganz unberührt lassen, es darf dieß niemand, welcher die Wirksamkeit von Schleiermacher und Steffens in jener bedeutenden Zeit charakterisiren will. Am wenigsten dürfte ich es; es war der Wendepunkt meines Lebens eingetreten.

Halle und Giebichenstein.

Michaelis 1804 bis zum 24. September 1805.

Universitätsfreunde hatten mir wiederholt angeboten, mich in die Reichardt'sche Familie einzuführen. War es ein fast cynischer Freiheitssinn, dem alles widerstand, was ihn gewinnen konnte, oder war es das Entgegengesetzte, eine große Schüchternheit, die mich abhielt, das Anerbieten anzunehmen?

Als aber Steffens kam und ich mich ihm mit inniger Liebe und mit dem größten Enthusiasmus anschloß, als er mich sei-

nerſeits lieb gewann, da führte er mich wie erwähnt, in die Familie ſeines Schwiegervaters ein, und bald gehörte ich ganz dem liebenswürdigſten Kreiſe an, als wäre ich ein Kind des Hauſes.

Ich bin kein Dichter, ſonſt wollte ich vor allem ſchildern, welche tiefe Liebe mich gegen das wunderſchöne Kind ergriff, das ich zuerſt im Concert geſehen. Liebe — ohne eine Spur von unmännlicher Verliebtheit. Wenn ſie mit den Schweſtern heilige Chöre von Paleſtrina, Leonardo Leo, beſonders ein Cor mundum crea ſang, ſo wurde ich vom Anblick und vom Geſange wunderbar ergriffen. Dieſe keuſche, mit jedem Tage wachſende Liebe trat meinen damaligen ernſten Studien ſo wenig in den Weg, daß ſie vielmehr meine Arbeit weihte, und ich oft an Novalis Worte dachte:

Du Geliebte willſt die Muſe werden
Und ſtiller Schutzgeiſt meiner Dichtung ſein.

Der ſtille Schutzgeiſt der Geliebten ſelbſt war ihre älteſte Schweſter Louiſe, der ſie mit ganzer Seele anhieng. Dieſer trat ich bald näher, liebte ich ſie doch als die treueſte mütterliche Schweſter Friederikens. Sie lebte ganz in den Dichtungen von Tieck und Novalis, das bezeugen ihre tiefſinnigen Compoſitionen jener Lieder. Unter den vielen nur dieſe zu nennen: Feldeinwärts flog ein Vögelein — Wie ſchnell verſchwindet — Bricht das matte Herz — Der iſt der Herr der Erde — Ich kenne wo ein feſtes Schloß — Wenn ich ihn nur habe — und das geheimnißvoll ergreifende: Lobt doch unſ're ſtillen Feſte. —

War ich auch längſt von Tiecks Volksmärchen, von Novalis Dichtungen begeiſtert, ſo ſteigerte ſich dieſe Begeiſterung, als ich Louiſens Lieder von ihr oder von den Schweſtern ſingen hörte.

Ich war ſo glücklich, auch im Sommerſemeſter 1805 auf der Univerſität bleiben zu dürfen. In dieſem Sommer kam Gall nach Halle und hielt Vorleſungen über ſeine Schädellehre, welche damals das größte Aufſehn erregte. Beſtimmte locale Protuberanzen des Schädels bezeugten nach Gall beſtimmte Gaben, Organe des Guten wie des Böſen. Da fand ſich ebenſo wohl ein Organ für Religion als eins für Mord, ein anderes für Diebſtahl. Gall hatte in Halle ſo bedeutende Zuhörer, wie er ſie wohl nirgends gehabt, eminente Männer mit eminenten Schädeln, die wir Zuhörer uns während der Vorleſungen als Muſterköpfe genau anſahen. Vor allen den prächtigen Kopf Göthe's, deſſen hohe mächtige Stirn keine beſondere Organknollen zeigte und daher eine großartige gleichmäßige, allſeitige, ruhige Bildung repräſentirte. Neben ihm ſaß Wolf; ſeine Stirn verrieth durch Protuberanz über den Augen und der Naſenwurzel kritiſche Anſtrengung. Weiter waren Steffens, Schleiermacher, Reil unter den Zuhörern.

Nach Beendigung der Gall'ſchen Vorleſung machte Steffens bekannt: er werde gegen dieſelbe auftreten; die neue oſteologiſche Prädeſtinationslehre hatte ihn empört, doppelt empört, weil ſie unglaublich in's Leben einzugreifen drohte. Er hielt drei Vorleſungen, welche gedruckt erſchienen ſind.

Einem treuen Lehrer wird es nicht um nachtretende Anhänger, ſondern um alles zu thun ſein, was die Ausbildung

der eigenthümlichen Anlagen eines jeden ſeiner Zuhörer fördert. Solch ein treuer Lehrer war Steffens. Er drang in mich, nach Freiberg zu geh'n und Werner zu hören.

Nie werde ich das wunderſchöne Gartenleben in Giebichenſtein vergeſſen, noch die liebenswürdigen Menſchen, die ſich hier zuſammenfanden. Beſonders in den Jahren 1804 und 1805. War es doch, als hätten wir damals vor Anbruch der Schreckenszeit von 1806 uns noch zwei paradieſiſcher Friedensjahre herzlich erfreuen ſollen. In jener Zeit kam Oelenſchläger als ein junger ſchöner Mann auf längere Zeit als Beſuch zu Steffens, ebenſo der liebenswürdige Bartholin aus der berühmten Familie Bartholin. Er war mein treuer Freund, leider ſtarb er bald darauf in Rom.

Wie viele Namen Solcher wären hier zu nennen, welche in der kurzen Zeit von 1799 bis 1806 in Halle ſtudirten: Achim Arnim, von der Hagen, Naſſe, mein Bruder Friedrich gehörten zu den früheren, ſpäter kamen: Böckh, Immanuel Bekker, die Theologen Theremin, David Schultz, Scheibel, Strauß, Kniewel, Neander; ferner Varnhagen, Winterfeld, Alexander Marwitz, Dahlmann, der jüngere Scharnhorſt, Przyſtanowski. Die meiſten der Genannten gehörten zu dem Kreiſe von Steffens [1]) und Schleiermacher und ſind ſpäter als Schriftſteller bekannt und berühmt geworden; wie viele wären außer dieſen zu nennen, die nicht geſchrieben haben, ſich aber

[1]) Dieſe wurden zum Theil von Steffens („Was ich erlebte" Band V) und von Varnhagen (im zweiten Bande ſeiner Denkwürdigkeiten) charakteriſirt.

im Leben als die ehrenwerthesten Männer bewährten und noch bewähren.

Die bekannte außerordentliche Verschiedenheit der Genannten bezeugt am besten, daß damals in Halle durchaus keine uniforme Schule, etwa nach Art der spätern Hegel'schen entstand. An Wolf, Schleiermacher und Steffens hatten wir drei Lehrer von so verschiedenem Gepräge, daß es unmöglich war, allen dreien zugleich nachzuäffen. Dieß bewahrte uns, noch mehr aber die edle liberale Gesinnung der drei, denen es nicht um einen Schweif nachbetender und nachtretender Schüler zu thun war.

Im Jahre 1805 kam die bekannte Frau Händel-Schütz nach Halle und führte lebende Bilder auf, was mich zu einem kleinen Gedicht veranlaßte.

An Madame Händel-Schütz.

Bei Darstellung eines Gemäldes von Dürer.

Frische Sinne, frommen Sinn
Hat dem Dürer Gott verlieh'n.
Schlicht mit tüchtigem Verstand
Malet seine sich're Hand,
Was die frischen Sinn' empfangen
Frommem Sinne aufgegangen.
Und an heil'ger Stätt' erbauten
Sich, die seine Bilder schauten.
Was an heil'ger Stätt' erbauet,
Im Theater man jetzt schauet.
Ohne Andacht, ohne Sinn
Stellt ein freches Weib sich hin.

Großer Dürer, welche Schmach!
Deinen Bildern äfft ſie nach.
Aeugelnd lächelt ſie gezieret,
Schmiegt ſich, biegt ſich, coquettiret
Mit den Leuten, die ſie rühret,
Wenigſtens desennuyiret.
So macht Künſtelei zur Schand,
Was die alte Kunſt erfand
Und der fromme Fleiß geſchaffen;
So ſind Teufel Gottes Affen.

Zu den ſchönſten Erinnerungen jener Zeit gehören manche Ausflüge, die wir damals machten. So gedenke ich unter Anderm, wie ich mit Steffens und Schleiermacher nach Weißenfels gieng und wir ſo freundlich von Novalis älterem Bruder in das faſt ganz ausgeſtorbene Familienhaus aufgenommen und überall an den ſeligen Dichter erinnert wurden. Wir giengen von da nach Dieskau, wo uns im grünen, recht anmuthigen Schloßgarten Steffens Frau mit den Schweſtern überraſchten, wohin ſie uns von Giebichenſtein aus entgegengefahren waren. Es war zu ſchön.

Beim Frühlingsanfang 1805 begleitete ich Steffens und Schleiermacher mit einem ſehr lieben Freunde, Bartholin, auf den Petersberg, wir blieben vom Freitag bis Sonntag früh. Am Sonnabend erlebten wir den ſchönſten Sonnenuntergang, deſſen Stille nur durch das Geläute der Glocken unterbrochen ward, welches aus den zahlloſen Dörfern der Ebene zu uns heraufklang. Unter den lebendigſten Geſprächen unſerer Lehrer ſaßen wir bis nach Mitternacht zuſammen. Doch brachen wir

am Sonntag Morgen früh auf, da Schleiermacher in Halle um neun Uhr die Gedenkpredigt an die verſtorbene, verwitwete Königin von Preußen halten ſollte. Um ungeſtört zu meditiren, gieng er 20—30 Schritte vor uns her. Wir kamen ſo ſpät nach Halle, daß Schleiermacher nur eiligſt den Ornat anziehen und die Kanzel beſteigen mußte, ſeiner Predigt konnte niemand die faſt durchwachte Nacht und die Fußreiſe anmerken, ſo klar und beſonnen war ſie. Ich mußte dieſe Luſtreiſe auf den Petersberg erwähnen, weil ſie von ſo weſentlichem Einfluß auf die gegenſeitige Verſtändigung, Anerkennung und Freundſchaft von Schleiermacher und Steffens war, wie ſich dieß aus Steffens Erzählung und einem Briefe Schleiermachers an Frau Herz ergibt.

Steffens bemerkt in ſeiner Lebensbeſchreibung, daß Bartholin ihn begleitet, aber bei ſeiner ſtillen Beſcheidenheit die Geſpräche mit Schleiermacher gar nicht geſtört habe. Da ich mit Freunden öfters von dieſer merkwürdigen Parthie auf den Petersberg geſprochen, ſo that es mir doch leid, daß Steffens meiner nicht erwähnt. Jene Freunde mußten, wenn ſie Steffens Erzählung laſen, faſt glauben, ich hätte mich eitel für einen Gefährten ausgegeben. Ich ſchrieb an Steffens, ſein zweiter Reiſegefährte müſſe noch ſtiller und ſchweigſamer geweſen ſein und die Geſpräche noch weniger geſtört haben als Bartholin, ſo daß er ihn habe ganz vergeſſen können. Steffens antwortete: Daß ich Dich bei dem Zug nach dem Petersberg vergeſſen habe, hat mich erſchüttert. Erſt bei Deinem Brief traten mir alle Begebenheiten recht lebhaft in die Erinnerung zurück.

Es ward mir ſehr ſchwer, den liebenswürdigſten Kreis zu verlaſſen. Michaelis 1805 reiſte ich nach Freiberg.

Freiberg.

October 1805.

Es bleibt mir unvergeßlich, wie ich an einem ſchönen Herbſttage von Dresden über Tharandt gieng, deſſen Buchen ſchon entfärbt waren, dann durch den unheimlichen grüllenburger Wald. Tritt man aus dieſem heraus, ſo ſieht man in der Ferne den grünen Thurm von Freiberg und die breitgewölbten, kahlen, unfreundlichen Berge des Erzgebirges mit ihren düſtern Halden. Die Erzählung des Bergmanns im Oſterdingen, wie er nach Eula kommt, trat mir ſo lebhaft vor die Seele, daß ich glauben möchte, Novalis habe das Bild von Freiberg vor Augen gehabt.

Mit großer Erwartung gieng ich zu Werner, der mir wie ein freundlicher deutſcher Berggeiſt in ſächſiſcher Bergwerksuniform entgegentrat.

Um dieſelbe Zeit kam Heinrich Schubert nach Freiberg. Durch Werner machte ich ſeine Bekanntſchaft und gewann ihn ſehr lieb. Er nahm den lebhafteſten Antheil an meinen geſchichtlichen Arbeiten und förderte mich dadurch ſehr.

Eine zweite Bekanntſchaft machte ich an der Wirthstafel. Hier fanden ſich Deutſche, [1]) Schweizer, Ruſſen, Spanier, Franzoſen und Italiener zuſammen, unter ihnen war Engelhardt.

---

[1]) Unter den mit mir in Freiberg Studirenden befanden ſich der Salinendirektor J. von Charpentier, Profeſſor Germar und der Berghauptmann von Beltheim.

Ich trat ihm bald näher, und wir schlossen die treuste Freundschaft, welche auf meine mineralogische Laufbahn den größten Einfluß hatte. — Ich hörte bei Werner Oryktognosie und Geognosie. Die erstere nahm ich jedoch mehr aus einer Art Rücksicht an, weil ich gar keinen Trieb zu ihr in mir fühlte. Auch besah ich die Steine so gut als nicht und erfreute mich nur an Werners klarem, ruhigem, anschaulichem Vortrage, besonders an seiner Darstellung von der Verwandtschaft der Farben und Krystalle. [1])

Von Steffens, wie ich erzählte, innerlichst aufgeregt, ja fast geblendet durch ein glänzendes Feuerwerk von bunten Naturbildern und großen Ahndungen, wirkte Werners geognostische Darstellung wie ein mildes Licht, beruhigend stillend. Nicht so geheimnißvoll, nicht so dichterisch umschweifend, wie Steffens, gab er mir Halt, Richtung und das Gefühl einer Wahrheit, die unmittelbar auf ein Gebirge gegründet war, welches ein klarer verständiger Sinn aufgefaßt. Doch war ich weit entfernt, mich durch das geognostische Collegium zu einem thätigen Gebirgsforscher bilden zu wollen. Mit dem zweifellosesten Glauben suchte ich vielmehr einzig die Ergebnisse der Wernerschen Gebirgsforschung für die Erdgeschichte kennen zu lernen, um diese

[1]) Ich entsinne mich, daß ich mir damals ein paar Stufen geliehen, welche mir gewissermaßen das Steinreich repräsentirten. Es waren Flußspathe von Gersdorf in Sachsen. Folgendes Bruchstück (vom 22. November 1805) bezieht sich auf diese Stufen. „Man kann nicht ohne Ehrfurcht für das standhafte Gesetz der Naturen diese Krystalle ansehn. Wie die Quarzsäulen auf dem Würfel des Flußspaths aufsitzen, wie die Tafel des Schwerspaths sich zwischen hervordrängt; jedes seine eigene Gestalt behauptend, ungeirrt durch den Nachbar."

wo möglich mit der menſchlichen Geſchichte, oder vielmehr mit den früheſten Sagen in Einklang zu bringen. Ich hatte meinen Blick von Neuem auf Indien gewendet als auf die Wiege des Menſchengeſchlechts. Sollten die Indier, dieſe erſten Rieſenkinder der Erde, nicht um ihre Vorzeit wiſſen — ſollten ihre, auf flüchtigen Hinblick abſchreckenden Sagen, nur wüſte Ausgeburten der Phantaſie ſein, denen ſo viele Millionen Menſchen, wie bezaubert, Glauben ſchenken? Sollten dieſe Sagen nicht vielmehr tiefen ſinnbildlichen Sinn haben, wahre Geſchichten der Erde und der Geſtirne ſein,[1]) die wir noch nicht zu deuten vermögen, deren Enträthſelung aber durch vereinten Fleiß der Sternkundigen und Gebirgsforſcher einerſeits, der Sprach-, Gedicht- und Geſchichtsforſcher andrerſeits möglich werden könnte? —

Bei einer ſolchen Anſicht beſchäftigte mich in jenem Winter 1805—6 die Mineralogie nur nebenbei, dagegen hauptſächlich das Leſen von Werken, welche auf Indien und auf andere

[1]) Es ſcheint mir ein großer Mißgriff zu ſein, wenn man Indien mit griechiſchem Maaßſtabe meſſen will. Der alte Inder war ein Organ des Erdgeiſtes, daher mächtig in Sternkunde, ſinnbildlich in Baukunſt (nach Weltgegenden), in Muſik (nach Jahres- und Tageszeiten), in Bildſäulen. Der Grieche iſt der Erde nicht eigen, rein menſchlicher, freier Selbſtſtändigkeit, chriſtlicher Zeit näher. Das Werk des griechiſchen Künſtlers bedeutet das, was es iſt. Wird der Grieche, beſonders ſeine Sternkunde mit dem Maaße jener gewaltigen planetariſchen indiſchen Sonnambulen gemeſſen, ſo erſcheint er beſchränkt, oberflächlich und unſicher — mißt man den Inder mit griechiſchem Maaßſtabe, ohne Hinſicht auf Sinnbildnerei, ſo erſcheint vieles wüſt und unſinnig. Was iſt die Magnetnadel für den, welcher nicht an die Erde denkt? — Die Chriſten haben Brot und Wein im Abendmahl, und zugleich Chriſtusköpfe von Dürer und Hemmelink. —

Theile von Aſien Bezug hatten. Werner, der in ſeinen letzten Lebensjahren mehr Freude an ſprachlichen und geſchichtlichen als an naturwiſſenſchaftlichen Studien hatte, zeigte freundliche Theilnahme für meine Arbeiten. Er beſaß eine treffliche Bücherſammlung, aus welcher er mir zuvorkommend lieh; wo es etwa fehlte, half die Dresdner Bibliothek aus.

Mineralogie und Geognoſie.

Ganz vertieft und verloren in hiſtoriſchen Studien ſollte ich auf's Unerwarteſte daran erinnert werden, daß ich doch nach Freiberg, dieſer Hauptſtadt der Mineralogie, gekommen ſei, um eben auch Mineralogie zu ſtudieren.

Es mochte um Weihnachten geweſen ſein, als ich einmal zu Werner gieng, mir Niebuhrs Beſchreibung von Arabien auszubitten. Man denke ſich meine Verwunderung, als der ſonſt ſo gefällige Mann mir erklärte: er würde mir das Buch nicht geben. Wie ſteht es denn mit der Oryktognoſie? fragte er. O weh! dachte ich. Darauf holte er eine Untertaſſe voll Steinchen und fragte nach den Namen derſelben. Ich wußte keinen einzigen. Nein, ſagte er, nun muß Ihr geſchichtliches Studium etwas ruhen, und das in der Mineralogie Verſäumte nachgeholt werden. Zur Aufmunterung ſchenkte er mir die kleinen Steine, die mich ſo geängſtet, und fuhr ſpäterhin fort, mir dergleichen zu ſchenken. Da meine Freiberger Freunde mir ebenfalls manchen ſchönen mineralogiſchen Abfall zukommen ließen, ſo erwuchs auf ſolche Weiſe eine ſaubere kleine oryktognoſtiſche Sammlung, ſo viel ich weiß, die erſte dieſer Art,

welche Veranlaſſung zum Anlegen ähnlicher gab, beſonders von Seiten ſolcher Studierenden, die, wie ich, unbemittelt waren.

Doch bei dem erſten Wernerſchen Geſchenk war mir gar nicht wohl zu Muthe. Ich klagte Engelhardt mein Leid. Dieſer hatte, wie ich, die Ueberzeugung, daß ich keineswegs zum Mineralogen beſtimmt ſei, ſondern vielmehr zum Geſchichtsforſcher. Da wir aber beide Wernern ſehr liebten und ihm nicht entgegen ſein wollten, ſo quälte ich mich — von Engelhardt unterſtützt — unmäßig, beſonders um die Kryſtallmodelle zu begreifen und dann Wernern ſagen zu können: nun hab' ich's begriffen, drauf aber wieder zu den lieben Geſchichtsbüchern zurückzukehren. Man kann jedoch denken, wie wenig es bei einer ſolchen Stimmung mit meinem Kryſtallſtudium von Statten gieng. Vergebens malte ich mir ſelbſt die Löſcher'ſchen Modellfolgen, jede Art Flächen mit einer eigenen Art Farbe an. Nachdem ich mich nun ſo 2 bis 3 Wochen fruchtlos abgemüht hatte und vor lauter unruhiger Sehnſucht nach aſiatiſcher Geſchichte zu nichts kam, ſo gieng ich höchſt unglücklich zu Werner und bat ihn dringend, mir nach wie vor Bücher zu geben, zum Mineralogen ſei ich verdorben. Sie haben Unrecht, ſagte Werner, Sie haben ein gutes Auge, aber ich will Ihnen den Willen thun. So kehrte ich denn mit neuem Eifer zu den geſchichtlichen Arbeiten zurück.

Es war nun mein Plan, Oſtern 1806 nach Rom zu reiſen, um dort Sanſkrit zu erlernen; Werner verſprach mir Empfehlungsſchreiben dahin. Aber, ſagte er, Sie glauben nicht, wie viel Ihnen, auch bei Ihren Studien, einige mineralogiſche Kenntniſſe von Nutzen ſein dürften. Denken Sie an die

Marmore, Porphyre und andere zu Kunſtarbeiten benutzte Steine. Mir zu Liebe, greifen Sie die Sache vor Ihrer Abreiſe noch einmal an. — Wie konnte ich dem väterlich freundlichen Rathe widerſtehen? Ich nahm mehrere Freiberger Mineraliensammlungen durch, und dießmal fühlte ich ſchon mehr Seelenverwandtſchaft mit den Steinen.

Auſterlitz. Vorzeichen des preußiſchen Krieges.

Von Ende 1805 bis September 1806.

Es war in den letzten Tagen des Novembers 1805, daß Kaiſer Alexander nach Dresden kam. Ich ſah ihn, als er mit dem alten König von Sachſen auf den Perron der Bildergallerie heraustrat. Er hatte ein einnehmendes jugendliches Geſicht. Wir hofften, daß er in Verbindung mit Oeſtreich unſer armes Vaterland aus der Napoleoniſchen Knechtſchaft befreien werde; aber unſere Gedanken waren nicht Gottes Gedanken. Die Schlacht von Auſterlitz zerſtörte alle unſere Hoffnungen. Gott meinte es beſſer mit uns als wir ſelbſt, da er erſt nach ſieben ſchweren Jahren der Prüfung und Erſtarkung uns unſere Wünſche erfüllte. 1813 und 1814 ſahe ich den Kaiſer wieder. Ernſte Jahre hatten die frühere Heiterkeit ſeines Geſichts getrübt, dem nun eine kaiſerliche Strenge aufgeprägt war.

Im Mai 1806 reiſte ich über Deſſau nach Giebichenſtein, wo ich bis zum September blieb.

Das traurige Jahr 1805 lag hinter uns, daß eine noch traurigere Zeit vor uns liege, darauf deutete nur zu vieles

hin. Unter Anderm die Ansichten und Reden so vieler preußischer zum Theil blutjunger Offiziere, welche wir fast täglich sahen. Sie sprachen, als hätten sie unter Friedrich bei Roßbach gedient und gesiegt, als commandire Soubise heute noch die Franzosen. Mit dem Sieger von Austerlitz gedachten sie leicht fertig zu werden, bis jetzt meinten sie, habe er noch keine Preußen gegen sich gehabt.

Die gewisse Ueberzeugung, daß die traurigste Zeit und wüste Verwirrung uns bevorstehe, bewog mich zu einem Schritt, von welchem Andere eben durch diese Ueberzeugung wohl zurückgehalten worden wären. Ich erklärte am 9. Juli Friederike meine Liebe. Wiewohl ich mich von da an als verlobt betrachtete und von den Eltern und Geschwistern, von Steffens und Schleiermacher so betrachtet wurde, so ward doch unsere Verlobung erst zwei Jahre später 1808, ehe ich nach Paris reiste, wirklich ausgesprochen. Der Ausbruch des Krieges trat immer näher. Da hielt Schleiermacher in der Ulrichskirche die eminente Predigt voll Muth und begeisterter Vaterlandsliebe. Am 15. September verließ ich tief betrübt Giebichenstein. Wann und wie werden wir uns wiedersehen, fragte ich.

Schlacht von Jena.

Den 14. October 1806.

Ich gieng nach Dresden, wo ich mit Oelenschläger zusammenzog. Mit ihm und Tieck war ich eines Mittags in den goldenen Engel zu Rumohr, dem feinsten Kenner der Kunst, die Kochkunst einbegriffen, geladen.

Dresden lag voll preußischer, von Hohenlohe befehligter Truppen; damals sahe ich auch zum letzten Male den ausgezeichneten Prinzen Louis Ferdinand, kurze Zeit, bevor er bei Saalfeld blieb. Der Krieg begann, wir waren in einer fieberhaften Spannung, da kam die Nachricht, es hätten die Preußen gesiegt, und so genau waren die Angaben, daß man danach einen leidlichen Schlachtplan hätte entwerfen können. Einige versprengte preußische blaue Husaren brachten nur zu bald entgegengesetzte Nachrichten — wir aber meinten, die Husaren seien feige davon gelaufen. Aber die Selbsttäuschung währte nicht lange und machte der größten Niedergeschlagenheit Platz. Die meinige nahm zu, da ich erfuhr, daß nach der Schlacht bei Jena ein Treffen bei Halle gewesen und das geschlagene preußische Heer über Dessau nach Berlin unaufhaltsam geflüchtet sei. Lange blieb ich aus einem eignen Grunde ohne Nachricht. Schleiermacher hatte mir nach Dresden geschrieben. hier las man auf der Adresse statt Raumer „Rumohr“ und schickte diesem den Brief nach Hamburg; von ihm erhielt ich denselben erst sehr spät, bei der damaligen langsamen Postbeförderung.

Das Hallische Treffen hatte sich auf dem linken Saaluser in die Nähe von Giebichenstein gezogen. Reichardt, als Verfasser von „Napoleon und das französische Volk“ war in größter Lebensgefahr, wenn er gefangen genommen wurde. Es ward daher die Reisekutsche sogleich angespannt, die flüchtende Familie konnte in aller Eile nur das Nothwendigste mitnehmen. Riekchen, schrieb mir Schleiermacher, habe bei der Flucht das Myrthenbäumchen (ich hatte es ihr früher geschenkt) auf dem

Schooß gehabt. Erſt ſpäter erfuhr ich, wie die Familie von Reichardts kräftigen Pferden raſch nach Deſſau gefördert wurde, wo die Straße von preußiſchen Flüchtlingen wimmelte. Alles eilte der Elbbrücke zu, die Familie kam im Moment an, wo die Elbbrücke abgebrannt werden ſollte, ſie waren die letzten Hinüberfahrenden. Nach kurzer Raſt in Roßlau gieng es weiter nach Berlin.

Mein ſeliger Vater hatte als Deſſauiſcher Kammer-Director amtlich eine faſt unerträgliche Laſt von Geſchäften in dieſer wüſten Zeit auf ſich. Ueberdieß erlitt er perſönlich viel Verluſt. Unter Anderm fand Marſchall Victor ſo großes Wohlgefallen an zwei ſeiner ſchönen Pferde, daß er ſich nicht von ihnen trennen konnte. Mein Vater ward aber ganz getröſtet über dieſen Verluſt, als die Nachricht kam, Schill habe den Marſchall in Pommern gefangen. Dem Schill gönnte mein Vater von Herzen die Pferde. Ein Brief meiner Mutter vom 4. November 1806 ſchildert die damalige Lage.

Sie ſchreibt: „Lieber Karl! Deine Briefe waren für uns eine neue Erſcheinung. Auf keine Zeile konnte man hoffen. Gott ſei Dank, daß Dein letzter Brief uns Freude machte. Deine frommen Geſinnungen, die Du bis jetzt auch mit Deinem Lebenswandel beſtätigt, waren uns in dieſer Zeit ſehr tröſtlich. Mehr als ich es mir ſelbſt zugetraut, hatte ich Muth in dieſer denkwürdigen Woche. Ich nahm es mir ernſtlich vor, meinem Mann und auch meinen Leuten durch mein Beiſpiel zu zeigen, daß chriſtlicher Muth der größte ſei, und ermahnte ſie dazu. Selbſt der franzöſiſche General wunderte ſich, daß ich nicht furchtſam ſei. Dir von Allem, was vorgefallen, eine Beſchreibung

zu machen, würde zu weitläufig sein. Nur so viel, daß der Vater mit unermüdeter Thätigkeit für das Beste der Stadt gesorgt hat. Tag und Nacht, ohne zu schlafen, gelaufen, geschrieben, gesprochen. Lieber Karl, hättest Du die entsetzliche Menge Menschen einpassiren seh'n und denken müssen, die Unterhaltung derselben hängt vom Vater ab, so hätte man wohl zittern mögen, und noch ist es mir unbegreiflich, wie es möglich gewesen; nie kann der Fürst und das Land es ihm verdanken. Sein und mein Leben war in Gefahr, denn er war wenig zu Hause. Wenn man ihn suchte und nicht fand, so gieng es auf mich los. Der eine Kommissär zog geradezu den Degen, da ich sagte, er sei nicht zu Hause. Glücklicher Weise hatte ich eine Wache hinten in der Stube, die ihn besänftigte. Deine Schwester Agnes betrug sich für ihr Alter musterhaft, sie besorgte still und fleißig mit die häufigen Geschäfte, welche die Einquartirung erforderte, und wenn ich mitten unter dem Tumult der Brüder gedenken wollte, legte sie mir die Hand auf den Mund: Jetzt nicht, liebe Mutter, Sie halten es sonst nicht aus. Schaden haben wir freilich leider am meisten mit in Dessau gehabt; denn wie Du sagst, wer nichts zu verlieren hat, ist in solcher Zeit besser daran. Unsere schöne Plantage gleicht einer Wüste; nicht finden kann man sich, von den Bergen sind die Bäume wie mit einer Sichel alle abgehauen. Die schönen Tannen und Birken von der Feldseite, die so schön war, weg, auch die Thüren aus dem Hause. Etliche Wispel Roggen vom Tennen herumgestreut, der Heutennen ganz herumgerissen, die Wände alle weg. Das schöne Wetter ist noch sehr gut; wir können das, was uns blieb, noch

einerndten. Die rothen Rüben, den übrigen Kohl, auch das Heu und alles, was auf dem Felde lag, zusammen bringen. Worüber ich lachte, als die Stubenrauch aus Berlin sagte: Hier müssen Sie doch Holz schlagen, das ist nun geschehn; wir können eine ganze Zeit davon brennen. Bei P—s haben sie uns 8 Hämmel und 12 Gänse genommen und des Vaters 2 schöne Reitpferde. Kühe und Ackerpferde haben wir noch.

„Von dem Wichtigsten, lieber Karl, möchte ich Dir wohl bestimmte Nachricht geben, aber mir fehlt sie selbst. Daß Deine beiden Brüder nach der Bataille bei Jena noch gesund gewesen, davon habe ich gewisse Nachricht, Franz hat sein Regiment mit der Fahne angeführt. Wahrscheinlich sind sie in Magdeburg, ich traue es ihnen zu, daß sie ihre Pflicht gethan, so gut als ob sie den glorreichsten Sieg erfochten, und damit müssen sie sich beruhigen. Ueber unsere Einschränkungen lachen wir zuweilen. Ich lache Agnes aus und sie mich, wenn wir in Gedanken die Zuckerdose holen wollen, die nicht mehr dasteht. Unsere Leute haben sich fast alle sehr gut benommen, nur P., der nicht zu rechter Zeit gerettet, was er konnte, auch den Verdacht des Stehlens auf sich geladen, wird wohl seiner Dienste entlassen werden. Lore heulte und schrie, ich sagte ihr aber, sie müsse zum Hause hinaus, wenn sie nicht aufhöre; so mäßigte sie sich und machte es dadurch doch wieder sehr gut, daß sie sagte, sie hätte schon die Ofengabel nehmen wollen und mich vertheidigen, da die Andern furchtsamer schienen. Der arme Bürgermeister Meyer ist ein Opfer dieser Zeit geworden, er hat sich den Hals abgeschnitten. Der arme Prediger in Alten ist ganz ausgeplündert, auf Pantoffeln ist er

nach Deſſau gekommen, da ſie ihm auch die Stiefel ausgezogen. Sobald ich etwas von Deinen Brüdern erfahre, ſchreibe ich es. Nun weißt Du, wie es jetzt mit uns ſteht. Heute habe ich wieder einen franzöſiſchen Offizier im Quartier; Tante Marie muß für mich ſprechen, auch ich papele etwas darunter. Lebe recht wohl, lieber Karl! Der Himmel ſtehe uns ferner bei! Deine Dich liebende Mutter."

Ich war vor der Hand genöthigt in Dresden zu bleiben, wohin auch Schubert gezogen war. Eines Tages kommt dieſer zu mir und erzählt, es habe ihn ein ruſſiſcher Hofrath aufgefordert, eine Hofmeiſterſtelle in Irkutzk beim Gouverneur des Gouvernements Irkutzk, Namens von Preſtel, anzunehmen. Die Bedingungen waren glänzend, 1500 Silberrubel jährlich, eine Summe zum Ankauf von Büchern, eigne Equipage (ob Pferde oder Hunde?), vor allem aber nach fünfjährigem Dienſt Entlaſſung mit lebenslänglicher, ſehr bedeutender Penſion. Ich mußte, fuhr Schubert fort, den Antrag ablehnen, da ich ja Frau und Kind habe.

Weil ich noch gar keine Nachricht von Reichardts, keine von meinem Vater hatte, war ich in ſo verzweifelter Stimmung, daß ich mich entſchloß, mit Schubert den Hofrath aufzuſuchen. Er war ein kleiner geputzter und geſchniegelter Mann, mit ſorgfältig eingeputerter Friſur. Er empfieng uns mit einer Protectormiene, die ihn wahrſcheinlich für die ſervile Miene gegen ſeinen eignen Protector entſchädigen mochte. Ich wäre am liebſten ſogleich umgekehrt. Der Mann theilte nun genauer die Bedingungen mit. Der Hofmeiſter ſollte von

Dresden nach Moskau, von da mit der Frau des Gouverneurs nach Irkutzk reisen, eine Reise, die bei der schnellen Beförderung einer so hochgestellten Dame nur zwei Monate dauern werde. Wie viel Zeit, dachte ich, braucht wohl ein armer Hofmeister zur Rückreise? — Bei weiterer Auseinandersetzung der Lage und Pflichten des Irkutzker Hofmeisters wurde auch die Forderung gestellt, nur französisch zu sprechen. Da riß meine Geduld. Was, sagte ich heftig, wenn ich einen Augenblick daran denken könnte, mein liebes Vaterland mit Sibirien zu vertauschen, so geschah es nur, um nicht auf deutschem Boden französisch sprechen zu hören und .... da unterbrach mich mein guter Schubert, besorgt, was ich alles noch sagen könnte, und schob mich fast zur Thüre hinaus. Es mochte zwei Jahre später sein, daß der Gouverneur in Ungnade fiel, wie mag es da seinem Hofstaat ergangen sein? Sehr wahrscheinlich war der Prestel, welcher bei der Thronbesteigung des Kaisers Nicolaus als Verschwörer gedenkt wurde, der mir ungedachte Zögling. — Wie ich, lehnten Wetzel, Krause (der Philosoph) und Andere das russische Anerbieten ab. Umstände nöthigten mich, den früheren Plan, nach Rom zu reisen, aufzugeben, dagegen erbot sich Fr. Schlegel in Cöln auf Schleiermachers Verwendung, mir Sanskrit zu lehren. Da Schlegel aber bald darauf von Cöln nach Frankfurt, dann nach Würzburg gieng, so zog sich meine Reise so lange hin, bis das große Kriegsungewitter im October ausbrach und den ganzen Plan vernichtete. Unterweilen war mein treuer Engelhardt von einer größern Reise zurückgekehrt. Der sibirische Antrag war ihm, der die russischen Verhältnisse genau kannte, so ent-

setzlich, daß er mich, sagte er, falls ich darauf eingegangen wäre, wo möglich von Moskau zurückgeholt hätte.

Engelhardt redete mir zu, in so wüster Zeit in Freiberg zu bleiben, da für den Augenblick an keine Reise zur Förderung meiner geschichtlichen Zwecke zu denken sei. Ich blieb, und nahm von Neuem Werners Collegia über Oryktognosie und Geognosie an. Am Scheidewege des geschichtlichen und mineralogischen Treibens hatte jener Krieg, welcher auf so manches Menschen Leben Einfluß geübt, über mich entschieden — aber ich ahndete dieß selbst noch nicht. — Ich wollte nun mehr Fleiß auf Oryktognosie wenden, nicht sowohl um ihrer selbst willen, sondern weil sie zum Verständniß der Geognosie, besonders der sogenannten Formationssuiten unumgänglich nöthig schien. Aber ich fühlte mich bald von den Steinen stärker und stärker angezogen: was zuerst nur Mittel sein sollte, ward unvermerkt Zweck, indem ich es selbst lieb gewann. Das tägliche Zusammenleben mit dem für Mineralogie rastlos thätigen Engelhardt hatte natürlich großen Einfluß auf mich.

Wie ich die Oryktognosie zum Verständniß der Geognosie kennen lernen wollte, so — wie erwähnt — die Geognosie zum Verständniß der Geschichte und Sagen. Besonders fesselte mich die Werner'sche Lehre von den Epochen der Gebirgsbildung. Ich hegte die Hoffnung, diese Epochen seien in Einklang mit den Zeitepochen der Inder, wie sie in den Erzählungen von den Inkarnationen des Wischnu bestimmt sind. — An der Wahrheit der Werner'schen Geognosie hegte ich nicht den leisesten Zweifel. Ich war so übergläubig, daß ich an Untersuchung der Gebirge zur kritischen Sichtung der Werner'schen Lehre gar

nicht dachte, und alle dergleichen Unterſuchungen mir nur dazu nothwendig ſchienen, um jene Lehre mehr und mehr durch Thatſachen zu belegen. Dieß wollte ich jedoch Andern überlaſſen und mich — wie geſagt — an das von Werner aufgeſtellte erdgeſchichtliche Reſultat halten. Nur das wünſchte ich ungefähr zu erfahren, wie Werner zu ſeinen Reſultaten gelangt ſei. Ich machte deßhalb (im Spätherbſt 1806) einige geognoſtiſche Excurſionen in den Gegenden zwiſchen Freiberg, Tharandt und Meiſſen. Die Berichte über jene erſten Bereiſungen, welche ich Werner übergab, beſitze ich noch, mit eigenhändigen Werner'ſchen Verbeſſerungen, welche die Form des Berichts betrafen.

In der Wiſſenſchaft heißt es wie vom Teufel: ergieb Dich ihr mit einem Haar, ſo gehörſt Du ihr auf immer. Ich ſträubte mich gegen alles fernere Geognoſiren und verſicherte an Engelhardt wiederholt, daß ich weder Luſt noch Geſchick dazu habe. Dieſer redete mir ſehr zu, doch erſt meine Kraft zu verſuchen, ehe ich mir dieſelbe ſo unbedingt abſpräche. Er veranlaßte mich deßhalb, mit ihm einige kleine Ausflüge in die Nähe von Freiberg zu machen. Mir giengen wirklich allmählich die Augen auf für das Gebirge.

Ein Brief, den ich im Februar 1807 von Freiberg aus an meinen treu beſorgten Vater ſchrieb, charakteriſirt meinen leichtſinnigen, doch gewiſſenhaften Lebensmuth in jener Zeit. „Sie erinnern mich immer, ſchrieb ich, von Zeit zu Zeit, an mein Auskommen zu denken, und ſo denke ich denn auch gerade ſo oft daran, als Sie mich erinnern. Kommt Ihr Brief, ſo recapitulire ich, was ich gearbeitet, und wenn ich darin mit

mir zufrieden bin, ſo mache ich mir weiter nicht den geringſten Kummer. Eben weil es, wie Sie ſelbſt ſchreiben, auch dem ſonſt Vorſichtigen für jetzt ſchlechthin unmöglich iſt, ſich ein Fundament für ſein Leben zu ſichern, laſſe ich mich gleichfalls gar nicht in unnützes Grübeln über die ferne Zukunft ein. Jetzt ſind Jahre hinreichend, Veränderungen hervorzubringen, an welchen ſonſt Jahrtauſende langſam zu arbeiten hatten, und in ſolcher Zeit iſt vor der Hand an keinen weitausſehenden Plan zu denken."

„Aber gerade ſolche Zeit iſt geeignet, mit recht friſchem Muthe immer das Nächſte anzugreifen, Tag für Tag treu zu benutzen, weil die Sorge für das Jahr keine Zeit raubt. Den Segen der Arbeit müſſen wir getroſt hoffen. Und dabei, lieber Vater, will ich beharren. Es iſt nicht möglich, ſich an den Staat anzuſchließen, wenn man einen Beruf hat, der vor der Hand ganz und gar nicht in's bürgerliche Leben eingreift Den Vorwurf einer unnützen Exiſtenz fürchte ich nicht mehr zu hören, da ſo vieles, was ſonſt als ſehr nutzbar erſchien, jetzt unnütz geworden. Vielleicht kommt nun die Reihe an die ſcheinbar Unnützen, Nutz und Frucht zu bringen."

„Ich weiß eigentlich nicht, in wiefern Sie für mein Leben beſorgt ſein können, da ich ſelbſt es ſo ganz und gar nicht bin. Leichtſinnig werden Sie mich wohl nicht mehr nennen, da ſich ja mein alter Calcul für das Leben jetzt ſo beſtätigt, und ein Leichtſinniger verſteht ſich nicht auf den Calcul."

„Aber melancholiſch bin ich auch nicht, denn ich calculire nicht mehr, da ich klare Ueberzeugung habe, es ſei vergebens. Und warum ſollte ich nicht Vertrauen auf die Vorſehung haben.

— Thue ich doch, was mein Beruf iſt, und in der Ausübung des Berufs ſchwindet alle Aengſtlichkeit und alle Furcht. Hätte ich mich in's bürgerliche Leben gedrängt, wohin ich nicht gehöre, ſo würde ich beſorgt ſein, und müßte mir den Vorwurf machen, aus verdammlicher Sorge für mein Auskommen meine Pflicht vernachläſſigt zu haben.“ —

„Ich habe im Monat October, da ich nicht wußte, ob Sie noch einen Heller im Vermögen hätten, in der gefahrvollen Zeit nach dem Treffen bei Halle, einen ſehr vortheilhaften Ruf ausgeſchlagen, weil ich ſah, daß er mit meiner Aufgabe nicht beſtehn konnte.“

„Und ſo will ich fernerhin gern genügſam und eingeſchränkt leben, fleißig und vertrauensvoll. Ich würde es für die erbärmlichſte Gewiſſenloſigkeit halten, aus Furcht zu verhungern, auch nur einen Schritt gegen den Beruf zu thun, den ich einmal in mir erkannt.“

„Dies, lieber Vater, iſt meine beſtimmte Antwort, und ich bin feſt überzeugt, daß Sie mir Ihre Zuſtimmung nicht verſagen würden, wenn Sie die Treue im wiſſenſchaftlichen Berufe ſo hoch anſchlügen als die Treue im bürgerlichen Berufe. Sie würden mir dann nicht Zumuthungen machen, denen ich nur nachkommen könnte, wenn ich untreu gegen meinen Beruf ſein wollte. Sie würden doch nie dem armen Kaſſenverwalter rathen, die Kaſſe zu beſtehlen, weil Sie für ſein Auskommen beſorgt wären.“

„Lieber Vater, ich weiß wohl, wie lieb Sie mich haben, und darum werden Sie mir gewiß wiſſentlich nichts ſchlechtes zumuthen. Sein Sie ja meinetwegen unbeſorgt, ich thue das

Meinige, und ſo lange ich das thue, kann ich muthig leben, vernachläſſigte ich es aber, ſo würde ich feigherzig und ängſtlich werden." —

Aehnliches ſchrieb ich im März 1807 der guten Mutter: „Unſer täglich Brot gieb uns heute, bei dieſem meinem ökonomiſchen Princip habe ich faſt 24 Jahre lang mein tägliches Auskommen gehabt und hoffe es auch fernerhin zu haben." Das gedruckte Lob einer meiner Arbeiten, welches von einem Freund meinen Eltern mitgetheilt wurde, ſtärkte ihr Vertrauen zu dem ſorgloſen Sohn.

Giebichenſtein.

Um Oſtern 1807 gieng ich nach Giebichenſtein, wohin die Reichardtſche Familie aus Berlin zurückgekehrt war. Wie hatte ſich in ſo kurzer Zeit Alles verwandelt! Der Vater Reichardt war nothgedrungen nach Königsberg und Memel geflüchtet, von Gehaltszahlung war nicht die Rede, die verlaſſenen lieben Mädchen mußten ſich und die gute Mutter durch feine Handarbeit erhalten; der Garten vom bisherigen Gärtner ſorgfältig beſtellt, lieferte für den eignen Tiſch und zum Verkauf.

Wenn damals Novalis Lied der Morgenländerin geſungen wurde:

Fern ſind jene Jugendträume,
Abwärts liegt das Vaterland! — —

und:

Fürchterlich wie Meereswogen
Kam ein rauhes Heer gezogen,
Und das Paradies verſchwand,

wenn ſie das ſangen, trat das Bild unſeres verſchwundenen wunderſchönen friedlichen Lebens vor die Seele, und Thränen traten in die Augen.

Das Familienunglück war innig verbunden mit dem entſetzlichen Leiden des Vaterlandes, dem gar kein Ende abzuſehn war. Wer ſollte nur der ſo übermäßig ſtarken, wohl organiſirten Soldatenherrſchaft Napoleons Widerſtand leiſten, nachdem Oeſtreich, Rußland und Preußen völlig beſiegt waren? Und Preußen war ſo ſchmachvoll gefallen. —

Ein liebevolles Zuſammenleben mit gleichgeſinnten, das Vaterland feſt und treu liebenden Freunden hielt uns in dieſer heilloſen Zeit aufrecht. Dann wurden wir in irdiſchen Leiden durch heiligen Geſang unausſprechlich getröſtet. — Louiſe hatte ein treffliches Sängerchor um ſich geſammelt; Kniewel gehörte dazu. Händels Meſſias, Bach'ſche Choräle, alte italieniſche Kirchenmuſik wurden ausgezeichnet geſungen. Im Garten ſangen ſie Volkslieder. Die von Reichardt und Louiſe componirten Lieder von Göthe, Tieck, Novalis wird man nie wieder ſo ſingen hören. Nie werde ich es vergeſſen, wie Louiſe zur Laute ſang, deren Töne einer reineren Welt anzugehören ſchienen und die Melodien heilig verklärten.

Napoleon. — Geognoſtiſche Reiſen 1807—8. — Syenit.

Ende Juni kehrte ich von Giebichenſtein nach Freiberg zurück. Im Juli nach Schließung des Tilſiter Friedens kam Napoleon nach Dresden. Hier ſah ich ihn zum erſtenmale; er ritt mit dem alten König von Sachſen über die Elbbrücke.

Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den der ſteinerne Gaſt auf mich machte. Dies bleiche knochenfeſte Geſicht mit den grauen unheimlichen Augen und der militäriſchen unbarmherzig harten Miene. In ſeinem großen Gefolge fiel der phantaſtiſch aufgeputzte Murat in die Augen.

Mit Engelhardt machte ich meine erſte größere geognoſtiſche Reiſe durch das nördliche Deutſchland und kehrte dann nach Freiberg zurück.

Mein Tagebuch über dieſe Reiſe zeugt von einer faſt gewaltſam angeſtrengten Aufmerkſamkeit auf Geſtein und Bau der Berge. Es enthält keinen einzigen Zweifel an Werners Lehre. Machten wir Erfahrungen, welche derſelben widerſprachen, ſo maßen wir den Widerſpruch entweder unſerer Ungeübtheit im Beobachten bei, oder, was ſehr gewöhnlich in der Wernerſchen Schule war, wir hielten jede widerſprechende Beobachtung nur für eine einzelne Ausnahme von der Wernerſchen unantaſtbaren Regel. Sonſt zeigt ſich in jenem Tagebuche ein unruhiges Anfängerſtreben, faſt aus jeder, auch noch ſo beſchränkten Beobachtung, ein allgemeines Geſetz herauszuziehen — zum Theil in recht großem Style.

So war ich denn durch äußere Umſtände, freundliches Zureden und allmählich erwachende eigne Luſt in das mineralogiſche Treiben hinein gekommen, ich wußte ſelbſt nicht wie. Sehnſuchtsvoll blickte ich nach den geſchichtlichen Arbeiten zurück, aber ich fühlte jetzt beſtimmt, ſie würden ſich mit den mineralogiſchen nicht vertragen. Dieſe nehmen den klarſten Sinn für die Gegenwart in vollen Anſpruch, die geſchichtliche Forſchung vereinſamte mich dagegen und vertiefte mich in die Ferne ver-

gangener Zeiten und weit entlegener Länder. In dem festen Glauben, ausdauernde Gebirgsforschung werde mir gegenwärtige Aufschlüsse über die geheimnißvollen Mythen des Orients liefern, wollte ich nun zuerst in den Gebirgen, später dann in den Bibliotheken die frühesten Urkunden der Erd- und Menschengeschichte studiren. Den Einklang der Periodenlehre der Indischen Mythologie und der Wernerschen Geognosie zu finden —, Gebirgsgeschichte in Mythen, Mythen in Gebirgsgeschichte zu übersetzen, beide in eine Gleichung zu bringen, blieb mein Ziel. — Im Winter 180$^{7}/_{8}$ besah ich mit Engelhardt die ganze Wernersche Sammlung ohne allen mündlichen Vortrag Werners. Zugleich beschäftigte uns die Anordnung der schönen Sammlung des Herrn Grafen Hopfgarten. Meine Liebe zur Oryktognosie wuchs täglich, und um so mehr, als ich jetzt nicht, wie sonst, zwischen geschichtlichen und naturgeschichtlichen Studien schwankte, sondern mich letzteren ganz ergab.

In diesem Winter kam Rudolf von Przystanowski nach Freiberg, den ich schon in Halle gekannt hatte. Wir drei, Engelhardt, Przystanowski und ich schlossen uns fest aneinander an, einer förderte das mineralogische Streben des Andern.

Im Frühling 1808 begannen Engelhardt und ich mit verstärktem Eifer geognostische Untersuchungen, zuerst die des erzgebirgischen Weißsteins, dann die des Syenits im östlichen Erzgebirge. Den Erfolg derselben habe ich in meinen geognostischen Fragmenten dargelegt — er bestimmte mich, forthin vorzüglich der Geognosie zu leben.

Es sei Gott geklagt, wie viel Kummer mir aus der Unter-

ſuchung des Syenits erwachſen iſt. Gewaltſam ward ich durch dieſelbe aus meinem ſchönen Glauben an die Unfehlbarkeit der Werner'ſchen Geognoſie geſtoßen. Ich war ja feſt überzeugt, Werner kenne das Erzgebirge auf's Genaueſte, aus dieſer genaueſten Kenntniß ſei ein geognoſtiſches Syſtem hervorgegangen, welches für die Gebirge der ganzen Erde gelte, weil alle Gebirge nach Ein und demſelben Urbilde gebaut ſeien. Darum hoffte ich ſo gewiß: Werners Lehre von den Epochen der Gebirgsbildung werde als eine, der ganzen Erde geltende Lehre mit den Epochen der Indiſchen Mythologie zuſammenſtimmen, und dieſe ſchöne Hoffnung war hin, ward im Erzgebirge ſelbſt zerſtört.

Leider zerfiel ich auch mit Werner über dieſe Unterſuchung, was mich tief ſchmerzte. Ich übergehe das Nähere unſeres perſönlichen Streites, von welchem das Publikum auch nie etwas erfahren hat. Das Unrecht von meiner Seite gegen Werner lag darin, daß ich aus wiſſenſchaftlichem Eifer von dem faſt 60jährigen Manne den wärmſten Antheil an unſern Arbeiten verlangte und den Mangel an Antheil übel deutete. Ich habe es an mir ſelbſt jetzt ſchon erfahren, wie nach mehrjährigem Gebirgsforſchen Sehnſucht nach menſchlicherem Treiben erwacht, und man ſich von der ſteinerbauten Welt wegwendet. — Dann war es ja auch meine eigene Schuld, daß ich abergläubig an Werner gehangen, wie man an keinen Menſchen ſich hängen ſoll, daß ich ihn überſchätzt hatte. Auf Aberglauben folgt Unglauben, auf Ueberſchätzen Unterſchätzen. Erſt nach mehreren Jahren erkannte ich meinen Irrthum, und ſühnte mich mit Werner (da ich ihn 1814 zum letztenmale ſahe) recht von

Herzen aus. Die frischen, unschuldigen, großen Jugendkeime deutscher Mineralogie, wie sie in Werner lebten, erfreuen mich jetzt in der Rückerinnerung doppelt, da diese Wissenschaft mit Ueberspringung männlicher Kraftzeit, so schnell gealtert zu sein scheint. —

Fanatische Anhänger Werners hatten gegen mich einen tiefen Groll gefaßt. Man erzählte sich, Werner habe mir die Vorlesungen frei gegeben, ich Undankbarer habe ihm mit den Resultaten meiner Syenitunterſuchung gelohnt, welche den Lehrer bitter betrübt hätten. Die Sache verhielt sich so: Die Honorare für die Freiberger Vorlesungen waren so hoch, daß wohl selten Zuhörer Freiberg verließen, ohne Honorarschulden zu hinterlassen. Kostete doch die Vorlesung über Oryktognosie 30 Thaler, die über Geognosie 20 Thaler. Beide Vorlesungen hatte ich zweimal gehört, macht 100 Thaler. Dazu kostete Engelhardt und mir das Durchnehmen der Werner'schen Sammlung ohne allen mündlichen Vortrag 100 Thaler. Als ich jene bösen Gerüchte meinem Vater schrieb, so gab mir dieser nach seiner treuen Liebe, was ich an Honorar schuldete, und ich beeilte mich, die Summen dem akademischen Diener zu übersenden und für ihn und Werners Bedienten 2 Louisd'or beizufügen. Ich kannte den gescheuten Diener genug, um zu wissen, daß er meine Gabe und zugleich meine Honorarzahlung nicht eben verheimlichen werde, sondern meine Sendung allen, besonders den Studirenden als Beispiel zur Nachahmung mittheilen würde. Daß ich mich nicht geirrt, beweist folgende Antwort, die ich vom Diener erhielt:

Hochwohlgeborner Herr,
gnädiger Herr,

Zuförderſt ſtatte ich und Schulze bey Ew. Hochwohlgeboren unſern unterthänigen Danck für das an uns überſchickte Geſchände ab. ob ich zwar ſchon 25 Jahre und Schulze 20 Jahre bey der Akademie und bei He. B. R. Werner bin ſo iſt uns diß doch noch nicht vorgekommen, wier dancken alſo viele mahle für die große Gnade welche Sie uns noch in Ihrer Abweſenheit wiederfahren laſſen und wünſchen Ihnen Geſundheit und alles gutes. Das die 120 Thaler in Golde richtig in des Herrn B. R. Werners Hände gekommen habe ich aus ſeinen eignen Munde er läßt ſich Ihnen Empfehlen und gehorſamſt Dancken das Sie vielleicht dieſen Semmer nach Freyberg kommen werden freiet ihm Sehr er wünſcht das es zu einer Zeit geſchicht wo er auch zugegen Sei. Verina iſt noch hier und läßet Sich Empfehlen des gleichen Hr. Actuar und D. Meuden wie auch die Mad. Klem. Heute iſt der W. in der Orictognoſie ſchon bis zu den Obſidian. Ich ſage nochmahls unterthänigen Danck und bin

Ew. Hochwohlgeboren
unterthänigſter Diener
Johann Ernſt Schalig.

Verlobung. — Nach Paris.

1808, 1809.

Ich beſchloß nun, mit Engelhardt nach Paris zu reiſen, dort unſere mineralogiſchen Studien fortzuſetzen und zu ergänzen.

Zunächst gieng ich nach Deſſau. Mein Vater fragte, was ich vorhätte. „Nach Paris will ich reiſen.“ Der Vater, an mein abnormes Leben gewöhnt, wunderte ſich kaum über meine Antwort, und bemerkte nur, er könne mir kein Reiſegeld geben. Hatte er mich doch ſchon 4 Jahre lang nach dem Schluß meiner Univerſitätsſtudien erhalten und mußte auch noch für meine Brüder ſorgen. Er fragte nur, woher ich das Reiſegeld nehmen werde. Ich antwortete getroſt: Es wird ſich ſchon finden. Darauf ſprachen wir weiter über die Reiſe, wie über eine unbedenkliche ausgemachte Sache. Der Vater bemerkte, ich könne mich wohl bei dem alten würdigen Herzog verabſchieden, der mir gewiß gern bedeutende Empfehlungen nach Paris, beſonders an den Grafen Rumford mitgeben würde.

So gieng ich denn zum Herzog, der ſich aufs Freundlichſte und Verſtändigſte über meinen Reiſeplan äußerte. Zuletzt ſagte er: Ich werde ihnen auch eine Unterſtützung zur Reiſe ſchicken.

Voller Freude kam ich nach Hauſe. Nun habe ich Reiſegeld, ſagte ich dem Vater und den beiden Schweſtern. Ich erzählte, was der Herzog mir geſagt, der Vater meinte aber, ich würde den Herzog mißverſtanden haben, da er, dem die Herzoglichen Geldangelegenheiten oblägen, keine Anzeige erhalten habe. Die Schweſtern zweifelten nicht. Ganz übermüthig opponirten wir dem Vater, ich fragte ihn ſcherzend, ob er nicht meine res sperata mir abkaufen, was er geben wolle? Keinen Pfennig gebe ich dafür, ſagte er lachend. Nach einigen Stunden, die mir doch etwas lang wurden, brachte mir eine Herzogliche Ordonnanz 400 Thaler. Nicht genug, meine guten Schweſtern

ſetzten es bei dem Vater durch, m.. von dem, was er für ſie beſtimmt, 200 Thaler zuzulegen. Dieſe 600 Thaler händigte ich hernach meinem treuen Engelhardt ein und überließ es ihm gänzlich, die Reiſerechnung zu führen, ich bekümmerte mich um nichts. Ehe wir aber die Reiſe antraten, gieng ich nach Giebichenſtein.

Hier hatte ſich ſeit dem Tilſiter Frieden Alles verändert. Reichardt, welcher für ſein bitterfeindſeliges Buch gegen Napoleon den Tod erwartet hatte, wenn er in franzöſiſche Gewalt fiel, er ward ganz unverhofft vom König Jerôme als Kapellmeiſter nach Kaſſel berufen. Ehe ich mich nun in ſo trauriger Zeit auf lange von Rikchen trennte, feierten wir unſere Verlobung, 53 Jahre vor unſerer goldenen Hochzeit. Geſegnet ſei der Verlobungstag in alle Ewigkeit.

Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang Du goldner Engel biſt,
In dieſem wüſten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es beſſer iſt.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in dieſem Leben,
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand:
Doch ich fand nicht, Gott hat Dich mir gegeben;
So ſegnet keine andre Hand.

Ich gieng nun mit Engelhardt durch Thüringen und Franken nach Mainz. Aus Ilmenau ſchrieb ich der Braut: „Wie iſt das Leben ſo ſchön! Erhalte mir der Himmel Deine Liebe, er ſchütze mein Herz vor Eitelkeit und gebe mir ausdauernden Muth, Wahrheit zu ſuchen, und Glück, ſie zu finden.“ — In

Meiningen nahm uns der Geognoſt Heim, der Bruder des Berliner Arztes, ſehr freundlich auf und gieng mit uns ſeine bedeutende Thüringer geognoſtiſche Sammlung aufs Genaueſte durch. Zum erſtenmale machte ich damals die wunderſchöne Fahrt auf dem Main von Wertheim nach Aſchaffenburg, Klein-Heubach vorüber. In Mainz wurde von der franzöſiſchen Douane unſer Koffer unterſucht. Ein franzöſiſcher Mineralog, der mit uns in Freiberg ſtudierte, hatte uns ſechs wohlverſiegelte Empfehlungsſchreiben für Paris gegeben. Glücklicherweiſe hatten wir ſie ganz tief in den Koffer gelegt, bis wohin die Unterſuchung nicht niedergieng. Erſt in Paris erfuhren wir, daß auf das Einbringen jedes verſiegelten Briefes 200 Franken Strafe geſetzt war.

In Mainz ſuchten wir den Präfekten des damaligen Departement Mont Tonnerre auf, an den wir vom franzöſiſchen Geſandten Bourgoing in Dresden ein recht kräftiges Empfehlungsſchreiben hatten. Wir baten ihn, unſeren geognoſtiſchen Unterſuchungen manche Erleichterung zu verſchaffen.

Der Präfect war ein merkwürdiger, dem Kenner der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte wohl bekannter Mann. Es war Jean Bon St. André, früher Genoſſe von Robespierre, Mitglied des comité du salut publique, dann franzöſiſcher Geſandter in Konſtantinopel, auch der franzöſiſchen Expedition beigegeben, welche Irland erobern ſollte. So merkwürdig ſein bewegtes Leben, eben ſo merkwürdig war ſein Geſicht, auf welchem dies Leben zu leſen war. Hager, todtenbleich, etwas ſchielend. Aber der ſeltſame Mann zeigte ſich aufs Freundlichſte gegen uns. Er nahm unſere Päſſe, um ſie nach Paris zu

ſenden, wo wir ſie ſpäter zurückerhielten. Statt ihnen gab er uns Päſſe zur Bereiſung der vier rheiniſchen Departements (von Cöln bis Straßburg), welche uns bei unſern Kreuz- und Querreiſen trefflich dienten, ſo daß wir nie Anfechtungen hatten. Er bot uns ſelbſt Ordres an alle Maires ſeines Departements an, damit ſie uns bei unſern Unterſuchungen auf alle Weiſe behülflich ſein ſollten. Ich erfuhr ſpäter, daß der Mann auf alle Weiſe für das Beſte ſeines Departements geſorgt hatte, vielleicht trieb es ihn, frühere Vergehen abzubüßen und wieder gut zu machen. Nach ſeinem Tode ſetzte ihm das Departement dankbar ein Monument.

Die Bereiſung der rheiniſchen Gegenden war uns von großem wiſſenſchaftlichen Nutzen.

Nachdem wir durch die Reſultate unſerer Erzgebirgiſchen Unterſuchungen größere Freiheit zum Beobachten gewonnen hatten, ſo wurden wir hierdurch fähiger aus der Natur ſelbſt richtigere Begriffe von mehreren Gebirgsbildungen zu ſchöpfen, beſonders von der des rothen Sandſteins. Dann entwöhnten wir uns in den ſchönen Rheinländern auch zuerſt von der unnatürlichen früheren Unterſuchungsweiſe, welche geſpannt einzig Gebirgsarten und Gebirgsbau verfolgte, und den Gegenden keine Aufmerkſamkeit ſchenkte. — Von Straßburg fuhren wir über Nancy und Chalons nach Paris. In Nancy wurden eben große Anſtalten gemacht, einen Theil der franzöſiſchen Armee, die Sieger von Jena, feſtlich zu empfangen auf ihrem Marſch nach Saumur. Und zugleich ſahen wir mit tiefem Bedauern preußiſche Offiziere in abgetragenen Uniformen, welche hier noch als Gefangene von Jena lebten, einige mit

dem Orden pour le mérite. In Paris fand ich alte Bekannte, zwei Gebrüder Olivier aus Deſſau und Dr. Koreff. Ich nahm mit Engelhardt zuerſt eine Wohnung in der Rue Thionville, die aber viel Unbequemes hatte; Koreff verhalf uns zu einer andern vortrefflichen. Er war ſchon längere Zeit in Paris, hatte eine bedeutende mediciniſche Praxis auch in vornehmen Häuſern, ſo beim Ruſſiſchen Geſandten, beim Marſchall Victor. Durch ihn bekamen wir eine ſchöne Stube im Hauſe des Schwagers jenes Daru, welcher Napoleon auf ſeinen Feldzügen begleitete und das Miniſterium des Departement des Annectirens, d. i. der Räubereien hatte. Das Haus lag in der Rue St. Florentin, nahe der Garde meubles und ihrem Telegraphen, deſſen unheimliches Geſticuliren mit ſeinen hölzernen Armen wir oft gar zu gern verſtanden hätten. Aus unſern Fenſtern im zweiten Stock ſahen wir auf den Tuilerien-Garten und die Tuilerien. Wir giengen täglich in den Jardin des plantes oder in die École des mines, wofern wir nicht in der Umgegend geognoſtiſche Excurſionen machten oder Pariſer Merkwürdigkeiten — vor Allen die Kunſtſammlungen beſuchten. Abends waren wir oft im Schauſpiel.

Die Zeit unſeres Pariſer Aufenthaltes währte vom Sept. 1808 bis zum Juni 1809, — welch' eine Zeit! Zuerſt ſahe ich Napoleon unmittelbar bevor er nach Erfurt zu dem ſchmählichen Congreß reiste, als er in den Palais du Corps législatif fuhr. Acht Iſabellen — aus Hannover! — zogen ſeinen Staatswagen, an welchem eine Menge von Pagen angebracht waren. Mit ihm fuhr ſeine Gemahlin und die Königin von Holland. Er trug den Bienenmantel und ein Barett. Wenn er in ſeiner

blauen Generalsuniform den imponirenden Eindruck machte, ſo erſchien er mir im Bienenmantel wie ein Schauſpieler. In jener Uniform ſah ich ihn aber bei Muſterung der Soldaten, welche vor den Tuilerien in Reih und Glied ſtanden. Wenn er da der Reihe entlang gieng, einen Soldaten nach dem andern anſahe oder auch anredete, da glänzte das Geſicht des Angeredeten wie im Abglanz ſeines Generals.

Auf den Tuilerien wehte eine mächtige Fahne, ſo lange Napoleon gegenwärtig war. Die Fahne verſchwand, als er nach Erfurt gieng. Nur kurze Zeit ſahen wir ſie nach ſeiner Rückkehr, eines Morgens war ſie wieder verſchwunden. Der Kaiſer war nach Spanien aufgebrochen, wo es den Franzoſen übel ergieng. Ein Corps von 20,000 Mann ward von den Spaniern gefangen. Damals berichteten die Bulletins, wie die Franzoſen in dem von Palafox vertheidigten Saragoſſa ein Haus nach dem andern belagerten und nahmen. Napoleon zog im December in Madrid ein und kehrte nach Paris zurück. Der Krieg mit Oeſterreich war vor der Thür, man kann denken, wie geſpannt wir Deutſchen waren. Jeden Morgen ſahen wir zuerſt, ob die Fahne noch auf den Tuilerien wehte, plötzlich verſchwand ſie, — es war im April, — in unerhörter Schnelligkeit kam der Kaiſer nach Baiern und lieferte die Schlachten von Regensburg und Eckmühl. Nach dieſen Schlachten hörten wir einige Zeit nichts Gewiſſes. Im Garten des Palais royal demonſtrirte ich eines Tages eben hoffnungsvoll einem Freunde, wie es wahrſcheinlich ſei, daß Davouſt am Böhmer Walde geſchlagen worden. Da ward meine Demonſtration plötzlich geſtört und zu Schanden durch den Kanonendonner am Dome

des Invalides, welcher die Eroberung von Wien anzeigte. Jemand, der meinen Freund und mich zufällig bei dem Gespräch geſehen, behauptete, für das Geſicht, was wir bei dem Kanonendonner geſchnitten, hätten wir können von der Polizei feſtgenommen werden. Neben unſerer Stube wohnte ein Mannheimer, deſſen Bekanntſchaft ich machte. Berthier, ſo erzählte er mir, habe ihn nach Oſtindien geſchickt, um die dortigen engliſchen Verhältniſſe zu erforſchen. Ich freute mich ſehr, einen Mann kennen zu lernen, von dem ich mündlich Nachrichten über Indien erhalten konnte; er aber gab ſie gern, da er ſahe, daß ich mit dem Lande leidlich bekannt ſei. — Eines Tages erzählte er mir: Talleyrand habe Briefe, daß Napoleon bei Wien eine Brücke über die Donau geſchlagen und eine Hauptſchlacht zu erwarten ſei. Es giengen aber Tage hin, ohne daß etwas von einer Schlacht verlautete: dann kam die Nachricht, ſie ſei geſchlagen, die Franzoſen hätten große Verluſte erlitten. Es war der Sieg der öſterreichiſchen Armee bei Aſpern. Unbegreiflicher Weiſe gieng dieſe Nachricht dem Bulletin im Moniteur voran, was ſonſt nie geſchah. Es erwachten in uns die größten Hoffnungen, welche leider ſpäter durch die dann folgende Schlacht bei Wagram vernichtet wurden.

Ich lernte in Paris einen trefflichen Mann kennen, den Oldenburgiſchen Geſandten, Freiherrn von Lützow. Er nahm ſich ſeiner deutſchen Landsleute auf's Freundlichſte an. Bei ihm konnten wir unſer beſchwertes Herz frei ausſchütten. Er wohnte auf dem Boulevard parterre, einmal erklärte er aber: ihr jungen Freunde ſprecht ſo laut und heftig, daß jeder Mouchard (Polizeiſpion) alle eure patriotiſchen franzoſenfeindlichen Ergießungen

hören kann. Ich will drum auf's Land nach Chaillot ziehen, da könnt ihr euch nach Gefallen auslaſſen. Er zog nach Chaillot. Als wir zum erſtenmal bei ihm waren, tractirte er uns mit norddeutſchem Backobſt und Klößen.

Napoleon, als König von Italien, ließ in ſeinem Namen durch den Miniſter Mareſchalchi in den Champs elysées eine große Maskerade geben. Das ganze diplomatiſche Corps war eingeladen, Lützow war ſo gütig, mich mitzunehmen. Alle erſchienen maskirt, nur Einer nicht — Talleyrand. Ich ſah ihn mir ſehr genau an, im Masken-Incognito konnte ich es ganz bequem. Es war der leibhaftige Mephiſtopheles, mit der höhniſchſten Miene ſahe er auf alle herab.

Was hinkt der Kerl auf einem Fuß?

fiel mir ſogleich ein, da ich ihn mit ſeinen Klumpfüßen watſcheln ſahe. Nach und nach demaskirten ſich alle. Bei trefflicher Muſik tanzte die Königin von Holland mit ſieben andern Damen in ruſſiſcher Bauerntracht eine Quadrille.

Ich ſagte, daß wir das Theater fleißig beſuchten, auch deßhalb, um uns mit der franzöſiſchen Converſation vertrauter zu machen. Im théâtre français ſahen wir Stücke von Molière, Racine, Shakeſpeare. Komödien wurden vortrefflich gegeben, man konnte glauben, man befinde ſich in der feinſten Geſellſchaft.

Als ich aber die erſte Tragödie ſah, da meinte ich, die Schauſpieler ſeien toll. Solch Schreien und Brüllen, ſolche wüthende Geſtikulationen. Der berühmte Talma mäßigte ſich etwas, und weil er ein ſchöner Mann war, ſo entſtellte ihn die

Art Affect nicht ſo ſehr; deſto mehr entfiellte ſie eine häßliche Schauſpielerin Mademoiſelle Duchesnois, die im Schweiß des Angeſichts Applaus erarbeitete mit angeſtrengtem, unaufhörlichem, gewaltſamem Armewerfen.

Ich ſah Hamlet und Macbeth ſo, wie ſie ein gewiſſer Ducis den Franzoſen mundgerecht gemacht hatte. Talma ſpielte den Hamlet, unter anderm deklamirte er, indem er den Aſchenkrug ſeines Vaters umarmt hielt, einen überſchwenglich ſentimentalen Monolog. Das Original war faſt nur nach den Namen der Perſonen zu errathen. Von dem ebenfalls durch Ducis verunſtalteten Macbeth galt, was Macbeth ſelbſt ſagte: je ne me reconnais plus moi même. Bei der Aufführung des Stücks ward am Schluß des erſten Actes der Vorhang gegen die Gewohnheit herab gelaſſen. Als er wieder aufgieng, ſah das gebildete Publikum zum größten Erſtaunen die Scene verändert und gerieth über dieſe Verletzung der Einheit des Orts ganz außer ſich und ſchrie und brüllte à bas les coulisses. Lady Macbeth trat mit großem Gefolge auf die Bühne, ſie wartete und wartete, daß der Lärm aufhören ſollte, da er aber immer fortdauerte, zog ſie ſich mit dem Gefolge zurück. Das Theater war nun leer, man ſchien ſich zu beruhigen. Als aber Lady Macbeth wieder auftrat und das Geſchrei von Neuem begann, ſo erklärte ein Schauſpieler dem Publikum, die Veränderung der Scene ſei nothwendig, wolle man ſie durchaus nicht, ſo bliebe nichts übrig, als nach Hauſe zu gehen, ein anderes Stück zu geben, ſei heute unmöglich. Man beruhigte ſich und blieb. In der großen Oper herrſchte derſelbe Charakter, wie in der Tragödie des théâtre français. Der am meiſten bewun-

derte Sänger erwüthigte ſich in Glucks Alceſte dermaßen, daß man ihm hätte mit Tiecks Kapitän zurufen mögen: Willſt du denn gern die Schwerenoth kriegen, Kerl? — Im Theater Feydeau ſah ich die liebenswürdigen Opern von Méhul, Boyeldieu und andern. Zwei Sänger — Elleviou und Martin ſpielten und ſangen vortrefflich: Elleviou, Tenoriſt, machte den Eindruck eines ſchönen gebildeten Mannes von Stande, Martin war ein jovialer Baryton. Beide giengen einſt auf dem von Spaziergängern wimmelnden Boulevard. Ein Armer bat ſie um ein Almoſen. Sie ſagten ihm, er ſolle warten, und ſangen dann ein Duett. Eine Unzahl Menſchen wurden von dem trefflichen Geſang angezogen, Theaterfreunde erkannten ſogleich die Sänger. Nach geendetem Duett ſammelte Elleviou im Hut von den Umſtehenden überaus reiche Gaben für den Armen.

Ich könnte noch manches vom Theater erzählen, ſo vom théâtre des variétés, wo der ausgezeichnete Komiker Brunet ſpielte. Es iſt derſelbe, dem ein Arzt, der ihn nicht erkannte und gegen welchen er über Hypochondrie klagte, rieth, er ſolle ſtatt alles Medicinirens Brunet ſehen, der werde ihm alle Hypochondrie vertreiben. Leider, ſagte der Conſultirende, bin ich ſelbſt der Brunet.

Als man im théâtre français Kotzebues Menſchenhaß und Reue gab, floſſen in den Logen Thränen der Rührung. Ein junger Menſch, der *unter* dem überfließend gerührten Perſonal einer Loge ſtand, ſpannte ſeinen Regenſchirm über ſich aus, und im Moment waren alle Rührungsthränen getrocknet.

Doch ich muß abbrechen, unwillkührlich verrathe und bekenne ich wieder meine frühere Leidenſchaft für das Theater.

Dagegen will ich von meinem wiederholten Beſuch des Nationalinſtituts ſprechen. Wie viele eminente Männer waren hier verſammelt! Laplace, Haüy, Cuvier, Thénard, Fourcroi, Vauquelin, Montgolfier, Gay-Luſſac — und unter allen dieſen Ein Deutſcher, Alexander Humboldt. Dieſer und Laplace nahmen bei ihrer Univerſalität an den verſchiedenſten Discuſſionen Theil. Laplace, ein großer imponirender Mann, der ſich fühlte und in die Bruſt warf; Haüy, ein kleiner alter beſcheidener Abbé, Montgolfier mit ſchlichtem ehrlichem geſcheutem Geſicht; Cuvier edel, ſehr bedeutend, er machte mir den Eindruck eines Deutſchen, ſtammte er doch aus Mömpelgard, und ward auf der Karlsſchule in Stuttgart gebildet.

Ich erinnere mich beſonders zweier Sitzungen des Inſtituts, in der einen gieng eine Druckſchrift von Dalberg herum, welche das von ihm zu ſtiftende Regensburger Monument Keplers betraf. Gegen dies Monument hatte ich vergebens geſchrieben und nachgewieſen, wie viel beſſer es ſei, das dazu geſammelte Geld zu einer Ausgabe der Kepler'ſchen Schriften — gedruckter und ungedruckter — zu verwenden. Später drang ich in der A. Allgem. Zeitung noch einmal auf eine ſolche Ausgabe, indem ich auf die wiederholten italieniſchen Editionen von Galileis Werken zur Beſchämung der Deutſchen hinwies. Seit vier Jahren endlich erſcheinen die ſo lange erſehnten Werke des unſterblichen Mannes, und zugleich ſetzt ihm ſeine Vaterſtadt Weil ein würdiges Denkmal.

Einer zweiten merkwürdigen Sitzung des Inſtituts erinnere ich mich. Napoleon hatte ſich für Chladnis Klangfiguren ſehr intereſſirt und einen Preis für die beſte Bearbeitung dieſer

merkwürdigen Entdeckung ausgesetzt. Das Institut besprach die Sache. Chladni war in der Sitzung, man nöthigte den kleinen unscheinbaren Mann nicht einmal zum Sitzen, er schlich hinter den Stühlen herum!

Durch einen Freund, Maler Hummel aus Kassel, erhielt ich den Zutritt zur Gemäldegallerie, leider waren aber wegen eines Baues die meisten Gemälde abgenommen oder umgekehrt. 1814 erst sahe ich die ganze Bildergallerie. Ein Bild Rafaels aus seiner Jugendzeit zog mich sehr an, es ist Maria, welche von Christus gekrönt wird, Engel in regenbogenfarbigen zarten Gewändern spielen Violinen, Engelkinder sehen aus allen Wolken. Um den Sarg Marias, auf welchem blühende Rosen und Lilien, stehn die Apostel und sehen zum Himmel Maria nach. Wie sich der siebzehnjährige Maler durch dies Bild an seinen Lehrer Perugino anschließt, so durch sein spätestes von jenem höchst verschiedenes Bild die Transfiguration an seinen Schüler Giulio Romano.

Was meine Arbeiten in Paris betrifft, so beschäftigte mich zuerst die Darstellung unserer bisherigen geognostischen Erfahrungen, verbunden mit einer scharfen kritischen Scheidung dessen, was wir bestimmt wußten, von dem, worüber wir nur halb klar oder ganz im Dunkeln waren. Ich entwarf hier zuerst den späterhin herausgegebenen Aufsatz über den Syenit im Erzgebirge, und einen zweiten über das Flötzgebirge, aus welchem ich dem Publikum nur Bruchstücke mitgetheilt. Ich schloß mit einer Reihe Fragmente über Gebirgskunde und Gebirgsforschungen. Der Leser, welcher vielleicht über meine geschichtlichen Schwärmereien mitleidig gelächelt hat, mag aus einigen

jener Fragmente und einer an Engelhardt und Przyſtanowski gerichteten Nachſchrift, die ich hier mittheilen will, erſehen, wie ich durch die Erfahrungen des letzten Jahres ſchmerzlich gewitzigt worden war. Ich fühlte es tief, daß ich aus dem Paradieſe kindlicher Ahndungen vertrieben; nur durch männliche Arbeit im Schweiß des Angeſichts ein neues Paradies erkämpfen kann. Ja, wie es zu gehen pflegt, aus übermäßigem Glauben war ich, wie ich ſchon bekannte, zum Theil in verwerflichen Unglauben verfallen.

Fragmente. 1809.

1.

Der erſte Erwerb iſt überall der ſchwerſte, der redlichſte Fleiß wird blind geboren, und alle kindiſchen Anfänge ſtehn unter Leitung des Glücks. Wenn wir uns reifer fühlen, möchten wir gerne das Kindiſche ablegen, dem Glücke nichts mehr verdanken, ſondern mit feſtem wachen Willen ſelbſt erwerben. Es iſt nicht frech, ſich vom Gängelbande losmachen und mit verſtändigem Operationsplane ſelbſtſtändig handeln zu wollen.

2.

Richtige Würdigung ſeiner Kräfte iſt die Baſis jedes guten Operationsplans. Darum bemühte ich mich, den Grad der Klarheit und die Gränzen unſerer geognoſtiſchen Kenntniſſe darzulegen, damit wir einſähen, was durch künftige Unterſuchung aufgehellt und erweitert werden müſſe.

3.

Mit wenigen Mitteln viel zu gewinnen, muß das Wesentliche, das Gesetzliche, das Einfache ins Auge gefaßt werden.

4.

Die Unendlichkeit der Dinge verfolgen wollen, statt ihr Gesetz zu suchen, ist unergründlicher Wahnsinn; den Dingen Gesetze aufdringen wollen, ist Narrheit.

5.

Hypothesen sind die Brücken aus dem Chaos der Kenntnisse in die gebildete Welt der Erkenntniß, Versuche, zu organisiren, unumgänglich bei allen Anfängen der Wissenschaft.

6.

Warnend ist das Irren so vieler Gebirgsforscher. Einige durchschweifen die Gebirge großer Erdstriche, ohne ein einziges genau zu kennen, andere dagegen an eine Gegend von geringem Umfange gefesselt, untersuchen in dieser mikrologisch jedes Steinchen. Jene sprechen in großen unbestimmten Worten von großen Verhältnissen, die meist bei genauerer Untersuchung ungültig erfunden werden; diese beschreiben mit der langweiligsten Genauigkeit jede Thon- und Mergelart, und erlangen bei einer solchen mißschaffenen Genauigkeit nicht einmal einen geognostischen Ueberblick ihrer beschränkten Gegend.

7.

Wenige Gattungen — Quarz, Feldspath, Glimmer, Hornblende, Schillerstein, Augit, Kalkspath, Gyps, Steinsalz —

bilden einzeln oder mehrere verbunden faſt die ganze Mannigfaltigkeit der Gebirgsarten. Dieſe Gattungen ſind die Elemente des Geognoſten, auf dieſe müſſen, ſo viel möglich, faſt alle Gebirgsarten zurückgeführt werden. Aus dichtem, ſchiefrigem, porphyrartigem Geſtein müſſen Folgen dieſe oryktognoſtiſchen Elemente entwickeln. Z. B. Folgen aus Feldſpathporphyr in Granit und Syenit, aus Serpentin in Schillerfels u. ſ. w. Verwittertes Geſtein führe man durch Folgen auf friſches zurück.

8.

Nach dem Gebirge, welches jeder unterſucht hatte, urtheilte er kühn über andere Gebirge. Mußte man nicht ahnden, ein allgemeines Maaß und Geſetz gefunden zu haben, einen Prototypus der Gebirge gleich den Prototypen in der Thier- und Pflanzenwelt? Mußte man nicht das unterſuchte Gebirge nur als eine individuelle Erſcheinung jenes allgemeinen Geſetzes anſehen? an Gebirgsindividuen glauben, an geſchloſſene Gebirgsganze mit eigenthümlichen feſten inneren Verhältniſſen, in denen ſich ein Geſetz offenbart, welches ihnen, wie anderen ihrer Art, zum Grunde liegt?

9.

Was beſtimmt ein Gebirge als Individuum? Als eine Tradition erſcheint die Bezeichnung der Gebirge mit Eigennamen — Harz, Schwarzwald, Rieſengebirge.

Nachschrift an Engelhardt und Przystanowski.

Es war eine schöne Zeit, da ich zuerst von den Gebirgen, den stummen schlafenden Zeugen früher Geschichten der Erde träumte. Zuweilen könnte ich wünschen, nie aus dem Traum erwacht zu sein. Weil ich es aber bin, will ich lieber die schwerste Morgenarbeit thun, als mich dem Schlafe wieder hingeben, der mich nie zurück in eine Welt ahndungsvoller Träume führt. Denn die verworrenen Gestalten, welche ich beim ersten Aufschlagen der Augen erblickt, würden, wenn ich sie wieder schlösse, wie dämmernde feindselige Riesengespenster um mich schwärmen.

Doch vergebt mir um der Ahndungen, in denen ich glücklich war und die ich aufgab, als ich zuerst Hand ans Werk legte, wenn die Sehnsucht mich zuweilen verführte, den frühern Glauben in Schauen verwandeln zu wollen, da ich doch noch unreif und in Stückwerk der Erfahrung befangen bin. Ich fühle wohl, wie weit diese Versuche entfernt sind, die erste Freude wieder zu erwecken. — Aber die Erfahrung wird wachsen und mit ihr das Wort. Und wenn einst die Riesenglieder in Einem Planetenbilde klar vor des Geistes Auge treten und in dem Bilde vergangene Zeiten der Erde und Ahndungen ihrer Zukunft — dann werden die Schmerzen des Erwachens gesegnet werden.

* * *

Außer dieser schriftlichen Arbeit beschäftigte mich in Paris — und zwar gemeinschaftlich mit Engelhardt — Folgendes. Erst-

lich nahmen wir die Conchylienſammlung im Pflanzengarten (Jardin des plantes) durch. Zweitens unterſuchten wir die Gebirgsbildungen der Pariſer Gegend. Wenn wir bei früheren Unterſuchungen, vornämlich im Erzgebirge, oft mühſam entblößtes Geſtein aufſuchen mußten, ſo ſind die Pariſer Gebirgsbildungen durch eine Unzahl Steinbrüche ſo aufgeſchloſſen, daß der Beobachter den Wald kaum vor Bäumen ſieht. Wir haben das Ergebniß dieſer Arbeit in unſern geognoſtiſchen Verſuchen bekannt gemacht. Sie hatte für uns einen ernſten Reiz, weil ſie uns in eine Zeit zurückverſetzte, da die ſteinbildenden Kräfte ermatteten, thierbildende erſtarkten, ſüßes Luftgewäſſer mit ſteinſchwangerem ſich miſchte, — an die Grenzſcheide ungeheurer menſchenloſer und menſchlicher Zeiten. — Eine dritte Arbeit war die Katalogirung der geographiſch-mineralogiſchen Sammlung in der Bergſchule (école des Mines), von welcher ich weiter unten ſprechen werde. —

Uebrigens lebten wir in Paris ſehr eingezogen. Haüy beſuchte ich nur einmal. Ich war ſo ganz in Gebirgsforſchung vertieft, daß ich mich unmöglich mit Kryſtallkunde hätte befaſſen können; um ſo weniger, weil mich bei der größten Achtung für Haüys Verdienſte doch mein ganzes Weſen zu der Wernerſchen Art, ihre Entwicklungsfähigkeit inbegriffen, hinzog und noch hinzieht.

Hier in Paris gieng in mir eine große Umwandlung vor, welche von zweien Seiten vorbereitet war. Einmal hatte ich aus Erfahrung gelernt, wie wenig der Einzelne auch beim beſten Willen und mühſamſten Fleiße für die Gebirgsforſchung zu wirken im Stande ſei, daß es vielmehr der vereinigten,

verſtändigen, ausdauernden Arbeit vieler bedürfe, um aus dem Glauben zum Schauen der Gebirgsgeſetze durchzudringen. So überzeugte ich mich, man müſſe nicht bloß ſelbſt für die Wiſſenſchaft arbeiten, ſondern nach zurückgelegten Lehrjahren Andere unterrichten und für die Wiſſenſchaft erziehn. Wie viel mehr, dachte ich, iſt es nicht, Einen neuen Arbeiter als Eine einzelne neue Arbeit zu liefern, da jener ja viele Arbeiten ausführen, ja ſelbſt wieder Arbeiter erziehen kann. Wenn mich dieſe Ueberlegung auf das Erziehungs- und Unterrichtsweſen hinwies, ſo noch mehr ein Zweites. Die traurige Zeit ſeit 1806 hatte mich krampfhaft ergriffen, menſchenſcheu gemacht und ganz geſtimmt, mich der einſamſten Gebirgsforſchung zu ergeben. In Paris ſteigerte ſich dieſe Stimmung unter den übermüthigen Verächtern des deutſchen Vaterlandes. Aber hier war es auch, wo mir zuerſt eine Hoffnung aufgieng, ein einſames Licht in der finſtern Nacht entgegen leuchtete. Ich las Peſtalozzi und das, was Fichte in ſeinen Reden an die deutſche Nation über Erziehung und Peſtalozzi ſagt. Der Gedanke: es müſſe ein neues beſſeres Deutſchland auf den Trümmern des alten emporwachſen, reine Jugendblüten auf verwitterter Pflanzenerde, ergriff mich mächtig. So erwachte der Entſchluß, nach Iferten zu Peſtalozzi zu gehen.

Fichtes Reden [1]) hatten auf mich den größten Einfluß. Von Franzoſen umgeben, zeigte der tapfere Mann ſeinen Berliner Zuhörern, auf welche Weiſe ſie das franzöſiſche Joch abſchütteln und ihre Nationalität erneuen und ſtark machen könnten.

[1]) Reden an die deutſche Nation. 1808.

Beſonders verſprach er Rettung durch eine Nationalerziehung der Deutſchen, welche er als den Anfang einer gänzlichen Umſchaffung des Menſchengeſchlechts bezeichnete, durch welche der Geiſt die volle Herrſchaft über das Fleiſch erringen ſollte. Auf die Frage: „an welches in der wirklichen Welt ſchon vorliegende Glied die Ausführung der neuen Erziehung ſich anknüpfen ſolle?“ antwortete Fichte: „an den von Heinrich Peſtalozzi erfundenen, vorgeſchlagenen und unter deſſen Augen ſchon in glücklicher Ausführung begriffenen Unterrichtsgang.“

Er charakteriſirt nun Peſtalozzi, vergleicht ihn mit Luther, beſonders in ſeiner Liebe zum armen verwahrloſten Volke. Dem habe er zunächſt durch Erziehung helfen wollen, aber ſtatt Volkserziehung habe er etwas Größeres, eine alle umfaſſende Nationalerziehung gegeben.

Weiterhin äußert er ſich auf ſeine eigenthümliche Weiſe über Peſtalozzis Methode, und kritiſirt ſie. Er ſpricht gegen deſſen irrige Anſicht der Sprache, „als eines Mittels unſer Geſchlecht von dunkler Anſchauung zu deutlichen Begriffen zu erheben“; auch gegen das Buch der Mütter. Dringend empfiehlt er dagegen die von Peſtalozzi in Anregung gebrachte Entwicklung der körperlichen Fertigkeiten [1]); auch um die ganze Nation kriegsfertig zu machen und dadurch die ſtehenden Heere zu beſeitigen. Das Geſchick, ſich ſein Brot zu verdienen, ſtellt er, wie

[1]) Ich will hier nicht auf Beſtreitung der Fichteſchen Anſicht von der urſprünglichen ſittlichen Güte der Menſchennatur eingehen, während er mehr als irgend einer von dem gänzlichen Verderben der Erwachſenen überzeugt iſt. Ich verweiſe auf das, was ich hierüber in meiner Geſchichte der Pädagogik gegen Rouſſeau geſagt.

Peſtalozzi, hoch als Bedingung eines ehrenfeſten bürgerlichen Daſeins.

Beſonders legt er dem Staate die Verpflichtung auf, ſich der Erziehung anzunehmen. Er ſprach im Jahre 1808; er ſprach in der, durch den unglücklichen Krieg der vorangehenden Jahre tief gedemüthigten Hauptſtadt Preußens, in der hoffnungsloſeſten Zeit Deutſchlands.

„Möchte der Staat, ſprach er zu preußiſchen Zuhörern, unter denen ſich hohe Staatsbeamte befanden, möchte der Staat und alle, die denſelben berathen, es wagen, ſeine eigentliche, dermalige Lage ins Auge zu faſſen und ſie ſich zu geſtehen; möchte er lebendig einſehen, daß ihm durchaus kein anderer Wirkungskreis übrig gelaſſen iſt, in welchem er als ein wirklicher Staat, urſprünglich und ſelbſtſtändig, ſich bewegen und etwas beſchließen könne, außer dieſem, der Erziehung der kommenden Geſchlechter; daß, wenn er nicht überhaupt nichts thun will, er nur noch dieſes thun kann; daß man aber auch dieſes Verdienſt ihm ungeſchmälert und unbeneidet überlaſſen werde. Daß wir es nicht mehr vermögen, thätigen Widerſtand zu leiſten, iſt, als in die Augen ſpringend und von jedermann zugeſtanden, ſchon früher von uns vorausgeſetzt worden. Wie können wir nun die Fortdauer unſers dadurch verwirkten Daſeins gegen den Vorwurf der Feigheit und einer unwürdigen Liebe zum Leben rechtfertigen? Auf keine andere Weiſe, als wenn wir uns entſchließen, nicht für uns ſelbſt zu leben, und dieſes durch die That darthun; wenn wir uns zum Samenkorne einer würdigen Nachkommenſchaft machen, und lediglich um dieſer willen uns ſo lange erhalten wollen, bis wir ſie hin-

geſtellt haben. Jenes erſten Lebenszwecks verluſtig, was könnten wir dennoch anders thun? Unſere Verfaſſungen wird man uns machen, unſere Bedürfniſſe und die Anwendungen unſerer Streitkräfte wird man uns anzeigen, ein Geſetzbuch wird man uns leihen, ſelbſt Gericht und Urtheilsſpruch und Ausübung derſelben wird man uns bisweilen abnehmen; mit dieſen Sorgen werden wir auf die nächſte Zukunft verſchont bleiben. Bloß an die Erziehung hat man nicht gedacht; ſuchen wir ein Geſchäft, ſo laßt uns dieſes ergreifen! Es iſt zu erwarten, daß man in demſelben uns ungeſtört laſſen werde. Ich hoffe — vielleicht täuſche ich mich ſelbſt darin, aber da ich nur um dieſer Hoffnung willen noch leben mag, ſo kann ich es nicht laſſen, zu hoffen — ich hoffe, daß ich einige Deutſche überzeuge und ſie zur Einſicht bringen werde, daß es allein die Erziehung ſei, die uns retten könne von allen Uebeln, die uns drücken. Ich rechne beſonders darauf, daß die Noth uns zum Aufmerken und zum ernſten Nachdenken geneigter gemacht habe. Das Ausland hat andern Troſt und andere Mittel: es iſt nicht zu erwarten, daß es dieſem Gedanken, falls er je an daſſelbe kommen ſollte, einige Aufmerkſamkeit ſchenken, oder einigen Glauben beimeſſen werde; ich hoffe vielmehr, daß es zu einer reichen Quelle von Beluſtigung für die Leſer ihrer Journale gedeihen werde, wenn ſie je erfahren, daß ſich jemand von der Erziehung ſo große Dinge verſpreche."

Man kann ſich denken, welch tiefen Eindruck ſolche Worte auf mich machten, als ich ſie, tief melancholiſch über die ſchmähliche Knechtſchaft meines geliebten armen Vaterlandes, in Paris,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

im Kaiſerſitz der Tyrannei las. Dort auch vertiefte ich mich in Peſtalozzis: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“ Die tiefgemüthlichen Stellen des Buchs ergriffen mich gewaltig, die neuen großen Gedanken erregten große Hoffnungen, auf ihren Flügeln ſchwebte ich damals über Peſtalozzis Mißgriffe und Irrthümer hinweg, auch mangelte es mir an Erfahrung, um dieſe leicht herauszufinden und kritiſch zu würdigen.

Um dieſelbe Zeit las ich den erwähnten Bericht an die Eltern über den Zuſtand der Peſtalozziſchen Anſtalt; er benahm mir jeden Zweifel an der Möglichkeit, meine kühnſten Hoffnungen realiſirt zu ſehen. Darauf hin entſchloß ich mich ſogleich, nach Iferten zu gehen, das mir als eine grüne Oaſe voll friſcher lebendiger Quellen mitten in der großen, unter dem Fluche Napoleons liegenden Wüſte meines theuren Vaterlandes erſchien.

Mein treuer Engelhardt, welcher die edelſte Theilnahme für alles, was nur immer aus der elenden Knechtſchaft zu erretten und eine ſchöne Zeit Gott gefälliger Freiheit herbeizuführen verſprach, er billigte ganz meinen neuen Lebensplan, wiewohl er mich von Mineralogie und Geognoſie abzubringen ſchien.

Ich war des Aufenthalts in der Napoleoniſchen Capitale längſt ſatt. Bei dem drückenden Gefühl, unter ſtolzen Verächtern meines Vaterlandes zu leben, ergriff mich das heftigſte Heimweh. Seltſamer Weiſe ward ich zum Franzöſiſchſprechen mit jedem Tage unfähiger, es war und iſt meiner Natur zuwider, franzöſiſch zu denken. Schon früher ſchrieb ich aus

Paris: Amuſement genug, aber Freude, reine herzliche Freude habe ich hier noch nie gehabt, — in den einſamſten Thälern des Erzgebirges hatte ich mehr wahre Freude als hier.

Das damalige kleine Paris — Kaſſel — machte denſelben Eindruck auf meine Braut. Es kommt mir vor, ſchrieb ſie mir, als wenn wir in einer Wüſte lebten, und nie iſt mir ein Ort, der doch ſo freundliches Ausſehn hat, ſo kalt und unfreundlich erſchienen.

Im Juni 1809 verließ ich mit Engelhardt Paris und eilte nach Deutſchland. In den Ardennen wurden wir von Gensdarmen angehalten, wir ſeien Conſcribirte, welche deſertiren wollten. Kaum erkannten ſie unſere Päſſe an.

In der Nähe von Aachen hörten wir zu unſerer Freude zuerſt wieder deutſch ſprechen. Wie ward aber dieſe Freude getrübt, als wir in Aachen Schills Tod erfuhren. Eine Harfeniſtin ſang bei der table d'hôte: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben," aber die entſetzliche Gegenwart benahm alle Hoffnung auf eine beſſere Zukunft.

Am 25. Juni, an Rikchens Geburtstage kam ich nach Giebichenſtein. Wie ſchwere Zeit hatte die Reichardt'ſche Familie im letzten Jahre erlebt! Ich kann es hier nur kurz andeuten. Reichardt war natürlich der franzöſiſchen Regierung in Kaſſel verdächtig. Bei ſeiner innigen Vaterlandsliebe und großen Freimüthigkeit konnte es nicht fehlen, daß er den Franzoſen Anſtoß gab. Er machte eine Reiſe nach Wien, während ſeiner Abweſenheit verfiel die gute Mutter in ein heftiges Nervenfieber. Nicht genug, als die Töchter, welche die Mutter aufs Treuſte pflegten, am beſtimmten Tage nach dem Gehalt ſchick-

ten, bekamen ſie zur Antwort, Reichardt ſei ſeines Amts entſetzt, mithin falle der Gehalt weg. Man denke ſich in die Lage der Familie. Doch ward es ihnen möglich, nach Wiederherſtellung der Mutter nach Giebichenſtein zurückzukehren, wohin dann auch Reichardt kam. Die Gebrüder Grimm, ihre nächſten und liebſten Freunde, welche ſie in Kaſſel gewonnen hatten, ſtanden der Mutter bei wie treue Söhne, und Wilhelm Grimm begleitete ſie nach Giebichenſtein.

Ich theilte nun der Familie mit Begeiſterung meinen Plan mit, zu Peſtalozzi zu gehn und Lehrer in ſeiner Anſtalt zu werden. Meine Braut erſchrack zuerſt über den Plan, doch widerſprach ſie nicht. Zugleich ward beſchloſſen, mir den achtjährigen Fritz, den Bruder meiner Braut, anzuvertrauen und mir denſelben unter Aufſicht des Herren Dreiſt, welcher von der preußiſchen Regierung nach Iferten beſtimmt war, nachzuſenden.

Ich gieng nämlich nicht direct zu Peſtalozzi, ſondern unterſuchte vorher noch einmal mit Engelhardt, Przyſtanowski und Schenk, dem nachmaligen Chef des bayeriſchen Bergweſens, das Syenitgebirge. Wir ſuchten unſere früheren Beobachtungen zur vollſten Klarheit und Darſtellbarkeit zu ſteigern.

Dresden bis Iferten 1810.

In Dresden trennte ich mich von meinem lieben, wahrhaft väterlichen Freunde Engelhardt, mit welchem ich vier Jahre aufs Treueſte vereinigt gelebt und gearbeitet hatte. Seitdem trat ich Przyſtanowski immer näher und lebte mit ihm Jahre

lang brüderlich verbunden. Ich gieng mit ihm zuerſt nach Nürnberg, wo wir einige Tage bei dem treuen Schubert blieben. Dieſen drückte damals ein Mißverſtändniß mit dem Phyſiker Ritter, er bat mich, in München die Sache friedlich beizulegen. Ich kannte Ritter aus ſeinen genialen Schriften voll großer Ahnungen und war geſpannt, ihn perſönlich kennen zu lernen. Aber es ſchaudert mich heute noch, denke ich an dieſen Beſuch zurück. Ich traf Ritter in einem wüſten düſtern Zimmer, in welchem alles mögliche: Bücher, Inſtrumente, Weinflaſchen — durch einander lag. Er ſelbſt war in einer unbeſchreiblich aufgeregten Stimmung voll verbiſſener Feindſeligkeit. Hinter einander ſtürzte er, ja ſtürzte er Wein, Kaffee, Bier und was alles für Getränke in ſich, als wenn er in ſeinem Innern ein Feuer löſchen wollte. In dieſem Zuſtande theilte er mir Stücke aus ſeiner letzten eben erſchienenen bittern Schrift mit. Dieſer betrübende Beſuch fällt kurze Zeit vor Ritters Tode. Ich fühlte das tiefſte Mitleid, den einſt ſo reich begabten Mann in ſolcher Qual, in ſolchem Leib- und Seelenleiden zu ſehen. Nach Ritters Tode nahm der treue Schubert aus großer Liebe deſſen Tochter Adeline zu ſich, die ſpäter den berühmten Theologen Winer heirathete, jetzt aber Wittwe iſt.

Da der Tyroler Krieg von 1809 ſich bis in die Nähe von München zog, ſo waren die Kunſtſammlungen nicht zu ſehen. Damals ſahe ich in München meinen redlichen Freund Gehlen zum letztenmal. Es war nahe daran, daß ich nach München gerufen wurde, man hatte ſchon eine Arbeit im Auge, die ich gemeinſchaftlich mit Gehlen übernehmen ſollte. Wir

giengen nun über Augsburg, Konſtanz, Zürich, den Rigi, Luzern, Bern, Murten nach Iferten.

Es war am Abend eines kalten Regentages, wir traten im rothen Hauſe ab. Am andern Morgen giengen wir in das alte von Karl dem Kühnen erbaute Schloß, das mit ſeinen vier großen runden Thürmen einen Hof einſchließt. Hier trafen wir eine Menge Knaben; man führte uns zu Peſtalozzi. Er war im nachläſſigſten Aufzuge, im alten grauen Ueberrock, ohne Weſte, kurze Beinkleider, bis auf die Pantoffeln herabhängende Strümpfe; das ſchwarze, ſtarke, ſtruppige Haar ungekämmt und wüſt. Seine Stirn tief gefurcht, dunkelbraune Augen, bald ſanft und mild blickend, bald voll Feuer. Man merkte es kaum, daß der von Genialität ſtrotzende Mann häßlich ſei; lange Leiden und große Hoffnungen las man in ſeinen ſeltſamen Geſichtszügen. — Bald darauf ſahen wir Niederer, der mir den Eindruck eines jungen katholiſchen Geiſtlichen machte; Krüſi etwas beleibt, blond, blauäugig, mild und wohlwollend; Schmid, wo möglich noch cyniſcher als Peſtalozzi im Anzug, mit ſcharfen Zügen und Augen eines Raubvogels.

Damals wohnten 137 Zöglinge von 6 bis 17 Jahren im Schloſſe, 28 außerhalb deſſelben in der Stadt, die aber auch zu Mittag im Schloß aßen, zuſammen alſo 165. Unter ihnen waren 78 aus der Schweiz, die übrigen aus Deutſchland, Frankreich, Rußland, Italien, Spanien und Nordamerika. Im Schloſſe wohnten 15 Lehrer, worunter 9 Schweizer, welche in der Anſtalt gebildet waren. Dazu kamen 32 Erwachſene, welche die Methode ſtudierten; 7 davon waren Schweizer. Das Innere des Schloſſes machte einen düſtern Eindruck, deſto ſchöner

war die Lage. Eine große Wiese trennt es von dem Südende des herrlichen Neuenburger Sees, an deſſen Abendſeite ſich der mit Weingeländen bedeckte Bergzug des Jura erhebt. Auf den Jurahöhen, über dem durch Karl des Kühnen Niederlage berühmten Granſon, überblickt man die ganze Alpenkette vom Pilatus bei Luzern bis zum Montblanc, auch ſieht man weit weit in Frankreich hinein. —

Kurze Zeit nach meiner Ankunft zog ich in das Schloß, ſchlief und aß mit den Kindern. Wollte ich für mich arbeiten, ſo geſchah es an einem Stehpult mitten im Getümmel einer Klaſſe. Kein Lehrer hatte eine eigene Wohnſtube. Ich war nun feſt willens, forthin alle meine Kräfte der Anſtalt zu widmen, weßhalb ich auch, wie erwähnt, Fritz Reichardt, den Bruder meiner Braut, einen Knaben von 8 Jahren, mit mir genommen hatte und der Anſtalt übergab. Meine Lage war ganz geeignet, um den Bericht über das Inſtitut mit dem zu vergleichen, was ich täglich ſah und erlebte. Je höher meine Erwartungen durch jenen Bericht geſteigert waren, um ſo tiefer war freilich der Schmerz, als ich allmählich enttäuſcht wurde; ich wähnte ja, die letzten Hoffnungen meines Vaterlandes ſchwinden zu ſehen. —

Kaum brauche ich dieſe Enttäuſchungen näher zu charakteriſiren; ergeben ſie ſich doch aus Peſtalozzis Anmerkungen zum ſpätern Abdruck ſeines Berichts, vornehmlich aber aus dem Buche: „Meine Lebensſchickſale“. Doch will ich einige Hauptpunkte herausheben.

Vor Allem das, was im Bericht über den innerſten Geiſt der Anſtalt geſagt iſt, der ein Geiſt der reinſten Familienliebe

ſel. [1]) „Wir dürfen, heißt es, öffentlich mit gutem Gewiſſen es ſagen: die Kinder unſerer Anſtalt ſind froh und glücklich, ihre Unſchuld wird bewahrt, ihre Religioſität genährt, ihr Geiſt gebildet, ihr Wiſſen vermehrt, ihr Herz erhoben. Die Einrichtungen, welche hiefür beſtehen, haben eine ſtille, innere Kraft. Sie ruhen vorzüglich auf dem liebreichen und wohlwollenden Charakter, der die Lehrer unſeres Hauſes auszeichnet, und der durch eine kraftvolle Thätigkeit unterſtützt iſt. Im Ganzen herrſcht der Geiſt eines großen häuslichen Vereins, in welchem nach dem Bedürfniß eines ſolchen ein reiner, väterlicher und brüderlicher Sinn überall hervorleuchtet. Die Kinder fühlen ſich frei, ihre Thätigkeit findet in ihren Beſchäftigungen ſelbſt einen lebendigen Reiz; Anhänglichkeit und Vertrauen erhebt ihr Gemüth." „Das Leben des Hauſes iſt Schule der häuslichen Anhänglichkeit und des häuslichen Zuſammenhangs in einem ſeltenen Umfange." [2]) „Alle Lehrer gemeinſam als ein organiſirtes Ganzes, thun das an allen Kindern, was die ſorgfältige Mutter allein an ihren wenigen Kindern thut." [3]) Die Maſſe der Lehrer „erhebt ſich zur vollkommenſten Einheit des Sinns und Thuns und erſcheint den Kindern nur als eine Perſon." [4])

„Im Allgemeinen iſt zu bemerken, daß wir allenthalben den Geiſt des Friedens, der Liebe und gegenſeitiger brüderlicher Handbietung zu wecken und zu nähren ſuchen. Die Maſſe unſeres Hauſes iſt gut. Ein Geiſt der Kraft, der Ruhe und der

---

[1]) Bericht 138. 139. In Peſtalozzis Werken. Th. 11.
[2]) Ebend. — [3]) Ebend. 140. — [4]) Ebend. 142.

Anſtrengung weht über das Ganze. Vieles zeichnet ſich in unſerer Mitte ſehr aus. Einige Zöglinge zeigen Engelherzen, voll Liebe und Ahndung eines höhern Sinns und Lebens. Die Schlechtheit fühlt ſich im Ganzen unſers Thuns und unſers Seins nicht behaglich; hingegen findet jeder Funke des Edeln und Guten, das auch im Schlechten noch da iſt, in unſerer Mitte Nahrung und Belebung. Das Gemüth der Kinder wird im Allgemeinen weder durch Strafen verhärtet, noch durch Belohnungen veroberflächlicht und vereitelt. Das ſanftſchonende der liebevollſten Haushaltung hat in unſerer Mitte den ungeſtörteſten Spielraum. Die Kinder werden nicht leicht gekränkt. Der Schwache wird nicht dahingelenkt, ſich mit den Stärkern, ſondern mit ſich ſelbſt zu vergleichen. Wir fragen den Zögling niemals: kannſt du was ein Anderer? Wir fragen ihn nur: kannſt du die Sache? Aber wir fragen ihn immer: kannſt du ſie vollkommen? Zwiſchen Zögling und Zögling findet ſo wenig Colliſionsſtreit ſtatt, als zwiſchen liebreichen Geſchwiſtern, die in einer glücklichen Lage mit einer liebevollen Mutter leben." [1])

„Wir leben brüderlich vereinigt, frei und froh nebeneinander und ſind für das, was wir für das einzige Nothwendige erkennen, Ein Herz und Eine Seele. Auch dürfen wir es ſagen: Unſere Zöglinge ſind mit uns Ein Herz und Eine Seele. Sie fühlen, daß wir väterlich an ihnen handeln; ſie fühlen, daß wir ihnen dienen, und daß wir froh ſind, ihnen zu dienen; ſie fühlen, daß wir ſie nicht bloß unterrichten; ſie fühlen, daß wir alles, was in ihnen Menſch iſt, zu ihrer Bildung in

[1]) Ebend. 149. 150.

Bewegung und ins Leben setzen. Auch hangen sie mit ganzem Herzen an unserm Thun. Sie leben in stetem Bewußtsein ihrer Kraft." [1])

Mußte nicht selbst ein nüchterner Leser der mitgetheilten Stellen glauben, daß in der Pestalozzischen Anstalt auf seine Weise ein Geist der herzlichsten Liebe und Eintracht walte? Wie viel mehr mußte ich dieß glauben, der ich tief betrübt vom Unglück jener Tage, durch Fichte begeistert, in Iferten die in Liebe starken Anfänge einer bessern Zeit erblickte und zu erblicken mich sehnte. Wer jene Schmerzensjahre, in denen die Ungerechtigkeit zunahm und die Liebe in Vielen erkaltete, wer sie nicht mit durchlebt hat, der mag vielleicht über den Enthusiasmus der Verzweiflung spotten.

Pestalozzi selbst sagt von der Anstalt, sie habe schon, als sie von Buchsee nach Iferten verlegt ward, „die Keime ihres innern Verderbens — es sind seine Worte — [2]) in der Ungleichheit und im Widerspruche der Neigungen, Gesinnungen, Kräfte und Ansprüche ihrer Glieder in sich selbst getragen; obgleich diese Entzweiung sich noch nichts weniger als allgemein frei und grell ausgesprochen." Viele Glieder seien jedoch noch für den Frieden, andere gemäßigt gewesen. „Doch die Keime unseres Verderbens waren gelegt und hatten, wenn auch vielseitig noch unsichtbar, tief gewurzelt. Von der Reinheit, Einfachheit und Unschuld unserer ersten Bestrebungen durch Zeitverführung und Scheinglück im Innersten unserer Gefühle ab-

[1]) Ebend. 188.
[2]) Meine Lebensschicksale, 28.

gelenkt, unter uns ſelbſt in unſerm Innerſten getrennt und durch die Heterogenität unſerer Eigenheiten zum Voraus unfähig gemacht, jemals im Geiſt und in der Wahrheit für unſere Zwecke ein Herz und eine Seele zu werden, ſtanden wir äußerlich vereinigt und zwar in Rückſicht auf die innere Wahrheit der Neigung zu dieſer Vereinigung uns ſelbſt täuſchend, nebeneinander und wandelten unglücklicherweiſe, und zwar jeder Einzelne nach ſeiner Art, mit feſten und zum Theil gewaltſamen Schritten auf einer Bahn, die uns, ohne daß wir uns deſſen eigentlich bewußt waren, mit jedem Tage mehr von der Fähigkeit, jemals für unſere Zwecke in Einfachheit, Wahrheit und Unſchuld wirklich einig zu werden, entfernten.“ [1])

Hiemit ſtimmt Ramſauer ganz überein. In Burgdorf, ſagt er, habe ein gemüthliches Leben geherrſcht. „Dieß hörte auf, als das Familienleben ſich mehr in ein verfaſſungsmäßiges Staatsleben im Inſtitut ausbildete. Nun konnte der Einzelne leichter in der Menge ſich verlieren: dadurch entſtand denn der Eifer, ſich geltend und bemerkbar zu machen. Der Egoismus trat in immer ſchrofferen Formen hervor. Neid und Mißgunſt wucherten in vielen Herzen.“ [2])

„Man ſprach zwar viel von einem ‚Familienleben‘, das in einer Erziehungsanſtalt vorherrſchen müſſe, wie man ſtets gar viel von ‚einer harmoniſchen Entwicklung aller Kräfte der Zöglinge‘ ſprach und ſchrieb, — beide exiſtirten aber mehr in der Theorie, als in der Ausführung. Es war zwar im Allgemeinen viel gemeinſchaftliche Theilnahme, den Einzelnen ließ man aber

[1]) Ebend. 28, 29. — [2]) Ramſauer 22.

doch ziemlich gehen und ſtehen, wie er eben gerade ſtehen und gehen konnte, und der ganze Ton des Hauſes war mehr ein Ton des Haſchens und Treibens, als ein häuslicher Ton.“ [1])

Im Bericht heißt es: [2]) „In Rückſicht der Ausübung der Sache, in Rückſicht auf das Inſtitut, dürfen wir beſtimmt ſagen: ſie hat die Feuerprobe 8 ſtrenger Jahre beſtanden und iſt darin bewährt erfunden worden.“

Hierzu bemerkt Peſtalozzi im Jahr 1823: [3]) „Das was zur Beſtätigung dieſer Anſicht (das Inſtitut ſei in der Feuerprobe 8 ſtrenger Jahre bewährt erfunden worden) hier geſagt wird, iſt allgemein eine Folge der in dieſem Zeitpunkt ſtattgefundenen großen Täuſchung, daß alles das, wozu wir freilich einen ſehr belebten Willen und einige klare Anſichten in uns ſelbſt trugen und was durch äußere glückliche Umſtände uns noch doppelt irre führte, wirklich ſo ſei, wie es hätte ſein ſollen und wie wir es auch gerne gemacht hätten. Aber die Folgen der einſeitigen Wahrheit, die wir diesfalls in uns ſelbſt trugen, wurden durch Mangel an genugſamen Kräften, Kenntniſſen und Fertigkeiten zu ihrer Ausführung in unſerer Mitte allgemein ſtille geſtellt, verwirrt und zum Samen eines vielſeitigen Unkrautes, das die guten Körner, die in unſerm Boden lagen, von allen Seiten drängte, beengte und hie und da erſtickte. Auch haben wir es in dieſem Zeitpunkt nicht erkannt, und konnten es, wie wir in demſelben lebten, dachten, handelten und träumten, nicht erkennen.“

---

[1]) Ebend. 25, 26. — [2]) Seite 137—139.
[3]) Seite 137.

Ich weiß wohl, daß man dieſe ſpätern Aeußerungen Peſtalozzis theils ſeiner Altersſchwäche, theils dem Einfluſſe Schmids hat beimeſſen wollen. Dem kann ich nicht beipflichten. Sagte Peſtalozzi ja ſchon am Neujahrstage 1808, zu derſelben Zeit, als jener Bericht erſchien, zu ſeinen Lehrern: „Mein Werk war durch Liebe gegründet; die Liebe ſchwand in unſerer Mitte; ſie mußte ſchwinden. Wir täuſchten uns über die Kraft, die dieſe Liebe fordert; ſie mußte ſchwinden.[1]) — Ich bin nicht mehr im Stande zu helfen. Das Gift, das am Herzen unſres Werkes nagt, häuft ſich in unſrer Mitte. Die Weltehre wird dieſes Gift ſtärken. O Gott! gib, daß wir unſerer Täuſchung nicht länger unterliegen. Ich achte die Lorbeeren, die man uns ſtreut, für Lorbeeren, die man einem Todtengerippe aufſetzt. Ich ſehe das Todtengerippe meines Werks, in ſofern es mein Werk iſt, vor meinen Augen. Ich habe es Euch vor die Eurigen ſtellen wollen. Ich habe das Todtengerippe, das in meinem Haus iſt, belorbeert vor meinen Augen erſcheinen und den Lorbeer plötzlich in Feuer aufgehen ſehen. Er mag das Feuer der Trübſale, die über mein Haus kommen werden und kommen müſſen, nicht ertragen; er wird verſchwinden; er muß verſchwinden. Mein Werk wird beſtehen. Aber die Folgen meiner Fehler werden nicht vergehen. Ich werde ihnen unterliegen. Meine Rettung iſt mein Grab. Ich gehe hin, Ihr aber bleibet. Möchten dieſe Worte jetzt mit Feuerflammen vor Euern Augen ſtehn! — Freunde! werdet beſſer, als ich war, damit Gott ſein Werk durch Euch vollende, da er es durch

[1]) Peſtalozzis Werke 11, 257.

mich nicht vollendet. Werdet besser, als ich war. Bringt Euch durch Eure Fehler nicht eben die Hindernisse in den Weg, die ich mir durch die meinigen in den Weg gelegt habe. Laßt Euch vom Schein des Erfolgs nicht täuschen, wie ich mich davon täuschen ließ. Ihr seid zu hoher, Ihr seid zu allgemeiner Aufopferung berufen, oder auch Ihr rettet mein Werk nicht. Genießet der heutigen Tage, genießet der Fülle der Weltlehre, deren Maß für uns auf die oberste Höhe gestiegen; aber gedenket, daß sie verschwindet wie die Blume des Feldes, die eine kleine Zeit blühet, bald aber verschwindet." [1])

Welche Widersprüche! Quillet auch aus einem Brunnen süß und bitter? Wollte man durch den Bericht die Welt geradezu täuschen? —

Nimmermehr, war auch Pestalozzi nicht ganz frei von einer unglücklichen berechnenden, meist aber sich verrechnenden Weltklugheit. Immer voll von Gedanken, durch seine Erziehungs- und Unterrichtsweisen in kürzester Zeit über viele Länder Glück zu verbreiten, lag ihm Alles daran, daß man vom Institut die beste Meinung hegen solle. Das Institut erschien ja dem größern Publicum als der faktische Beweis für oder gegen die Güte und Ausführbarkeit seiner pädagogischen Ideen, diese standen und fielen ihm mit demselben. — Wie viel Pestalozzi nun am Rufe seiner Anstalt gelegen war, das trat vorzüglich hervor, wenn Fremde, besonders Hochgestellte, nach Iferten kamen. „So viele hundert Fremde jährlich, erzählt Ramsauer,[2]) das Pestalozzische Institut besuchten, so viele hundertmale ließ

[1]) Ebend. 258, 259. — [2]) S. 42, 43.

ſich Peſtalozzi in ſeiner Begeiſterung von denſelben täuſchen. Bei jedem neuen Beſucher der Anſtalt gieng er zu den vertrauteſten Lehrern und ſagte: ‚das iſt eine wichtige Perſon, die Alles kennen lernen will. Zeige ihr, was wir leiſten, nimm deine beſten Schüler, nimm deine ‚Cahiers‘ (über die Fächer ausgearbeiteten Hefte) und zeige ihr, was wir können und wollen u. ſ. w.‘ Hundert und hundertmal kamen neugierige, alberne, oft ganz ungebildete Perſonen, die nun einmal kamen, weil es ‚Mode‘ war. Dieſer wegen mußten wir gewöhnlich den Klaſſen-Unterricht unterbrechen und eine Art von Examen halten. 1814 kam der alte Fürſt Eſterhazi; Peſtalozzi rannte im ganzen Haus herum und ſchrie: Ramſauer, Ramſauer, wo biſt du? Komm ſchnell mit deinen beſten Schülern (in der Gymnaſtik, im Zeichnen, Rechnen und in der Größenlehre) ins rothe Haus (das Abſteigequartier des Fürſten), das iſt eine höchſt wichtige, unendlich reiche Perſon, hat tauſende von Leibeigenen in Ungarn und Oeſtreich, der wird gewiß Schulen errichten und Leibeigene frei geben, wenn er für die Sache eingenommen wird ꝛc.“ Ich nahm etwa 15 Schüler in den Gaſthof, Peſtalozzi ſtellte mich dem Fürſten vor mit den Worten: „Das iſt der Lehrer dieſer Zöglinge, ein junger Mann, der vor 15 Jahren mit andern Armen aus dem Kanton Appenzell auswanderte und zu mir kam, er wurde aber frei und ungehindert nach ſeinen individuellen Kräften elementariſch geführt. Jetzt iſt er ſelbſtändiger Lehrer, hier ſehen Sie, wie in Armen ebenſoviel, oft noch mehr Kräfte liegen, als im Reichſten, bei erſteren werden ſie aber ſelten und dann auch nicht methodiſch entfaltet. Daher iſt das Verbeſſern der

Volksſchulen ſo ſehr wichtig. Er wird Ihnen aber alles beſſer zeigen, als wie ich es könnte, was wir leiſten, ich empfehle mich daher unterdeſſen.“ Nun examinirte ich die Schüler, ſprach, erklärte, und ſchrie mich im Eifer ganz heiſer, glaubend, daß der Fürſt von Allem vollkommen überzeugt ſei. Nach einer Stunde kam Peſtalozzi wieder, der Fürſt bezeugte ihm ſeine Freude über das Geſehene ꝛc. Wir verabſchiedeten uns und Peſtalozzi ſagte auf der Treppe: „Er iſt ganz überzeugt, ganz überzeugt und wird gewiß Schulen auf ſeinen ungariſchen Gütern einrichten.“ Unten am Hauſe ſagte Peſtalozzi: „Donnerwetter! Donnerwetter! was hab ich am Arm, er thut mir ſo weh, ja ſieh! er iſt ja ganz geſchwollen, ich kann ihn nicht mehr biegen,“ und wirklich war ihm der weite Rock viel zu enge geworden. Ich ſahe den ½ Zoll dicken Hausthürſchlüſſel der Maison rouge an und ſagte zu Peſtalozzi: ‚Ja ſeht, Ihr habt Euch, als wir vor einer Stunde zum Fürſten giengen, an dieſen Schlüſſel angeſchlagen‘, — und bei näherer Beſichtigung hatte Peſtalozzi denſelben mit dem Ellbogen wirklich krumm geſchlagen und es in der erſten Stunde im Eifer und vor Freude nicht gemerkt. So feurig und eifrig war der damals ſchon 70jährige Mann, wenn er glaubte, Gutes wirken zu können. Und ſolche Beiſpiele könnte ich viele anführen. — Es war im Sommer nichts Seltenes, daß an demſelben Tage 4—5mal Fremde ins Schloß kamen, und daß wir dieſerwegen 2—3—4mal den Unterricht unterbrechen mußten.“

Ich theile dieſe höchſt charakteriſtiſche Erzählung mit, und frage nun den Leſer: ob er gegen den liebenswürdigen enthuſiaſtiſchen Greis einen Stein aufheben will? Ich will es gewiß

nicht, wenn ich auch herzlich wünſchte, daß er, im Kleinen getreu, des Senfkorns eingedenk, ſein Werk ſtill gepflanzt hätte und daß es kerngeſund langſam, wenn auch nur von Wenigen beachtet, gewachſen wäre. —

Die Quelle des innern Widerſpruchs, welche durch das ganze Leben Peſtalozzis geht, war, wie wir aus ſeinen eigenen Bekenntniſſen erſahen, daß er, trotz ſeiner großen, die ganze Menſchheit umfaſſenden Ideale, nicht Fähigkeit und Geſchick beſaß, um nur der kleinſten Dorfſchule vorzuſtehen. Bei einer höchſt regen Phantaſie ward von ihm das, wonach er ſich ſehnte, was er auch über kurz oder lang realiſirt zu ſehen hoffte, als in der Anſtalt ſchon exiſtirend gedacht und beſchrieben. Im gegenwärtig Geleiſteten ſah ſeine ahnende und hoffende Seele künftige Entwicklungen voraus und muthete auch Andern zu, ſolche Entwicklungen wohlwollend ſchon im Gegebenen zu ſchauen. Die kühne Zumuthung wirkte auf Viele, beſonders auf die Lehrer des Inſtituts. Dieß ſcheint es zu erklären, wie in dem Bericht über die Anſtalt bona fide ſo Manches geſagt werden konnte, was ein nüchterner Beobachter geradezu unwahr nennen mußte. [1])

Aber dieſe Selbſttäuſchung des Enthuſiasmus iſt nie auf die Dauer; der überſchwenglichen Stimmung folgt eine hoffnungsloſe, verzagende. Iſt das Herz des Menſchen ja ein trotzig und verzagt Ding! Solch eine wechſelnde Ebbe und Fluth von hoher Begeiſterung und verzweifelter Verſtimmung

[1]) Man vergleiche die ſchon mitgetheilte Bemerkung Peſtalozzis über die große Selbſttäuſchung, in welcher er und ſeine Lehrer in Iferten gelebt.

nicht durch Peſtalozzis ganzes Leben, und die deſperate Bußrede, welche er im Jahre 1808 an ſeinem Sarge hielt, erſcheint faſt als das caput mortuum des ſublimirenden Berichts, als nothwendige Ergänzung deſſelben; die im Bericht verſchwiegene Wahrheit macht ſich reuevoll Luft. Ruhiger beichtet Peſtalozzi ſpäter in ſeinen „Lebensſchickſalen“ über die erſte Zeit in Iferten. Mehr als 16 Jahre ſind verfloſſen, die Leidenſchaft hat ſich abgekühlt; er erkennt nüchtern, was er in der frühern Zeit gewaltſam enthuſiaſtiſch ſehen und durchſetzen wollte, erkennt, wie er ſich ſelbſt getäuſcht und kann daher nun ſo wahr und klar die Geſchichte des Inſtituts erzählen, ſo treffend urtheilen. Die ihm näher ſtehende Zeit wirkt dagegen noch zu gegenwärtig auf ſein Gemüth, iſt ſeinem leidenſchaftlich afficirten Auge noch zu nahe, als daß er ſie in jenem Werke mit derſelben hiſtoriſchen Klarheit ſchildern könnte. —

Ueber den Unterricht im Inſtitut wird im „Bericht“ auf eine Weiſe geſprochen, daß Leſer, welche nicht enthuſiaſtiſch für Peſtalozzi eingenommen waren, entſchieden hätten Anſtoß nehmen müſſen. Man höre:[1]) „Was ſich in Hinſicht auf die Gegenſtände des Unterrichts im Allgemeinen ſagen läßt, iſt Folgendes: Das Kind lernt ſich ſelbſt, d. h. ſeine körperlichen, intellektuellen, äſthetiſchen, ſittlichen und religiöſen Anlagen, Kräfte und Thätigkeiten fühlen und anſchauen, kennen und üben. Dieſem Anſchauungsunterrichte an und über ſich ſelbſt ſteht der Anſchauungsunterricht an und über die Natur gegenüber, und hält mit dem erſten gleichen Schritt. Von ſich ſelbſt

[1]) Peſtalozzis Werke Th. 2. S. 162, 163.

und ſeinen häuslichen Umgebungen aus erweitert ſich dieſer Unterricht auf die menſchliche Natur nach allen obigen Rückſichten überhaupt. Und ebenſo erweitert er ſich von ſeinem ſinnlichen Erfahrungskreiſe aus über die ganze äußere Natur. Vom erſten Punkt aus wird es zur Einſicht der weſentlichen, geſellſchaftlichen und menſchlichen Verhältniſſe; vom zweiten aus zur Einſicht der Verhältniſſe, in denen es und das Menſchengeſchlecht zur äußern Natur und dieſe zu jenem ſteht, geführt. Der Menſch, die Natur, das gegenſeitige Verhältniß beider zu einander, und was aus ihrer Betrachtung und Erkenntniß für die Bildung und Veredlung der Kinder in jeder Hinſicht hervorgeht, machen alſo die Grundanſicht und den Urſtoff des Unterrichts aus, und aus ihnen entwickeln ſich alle einzelnen Kenntniſſe und Bildungsfächer. Allein es muß hier als die Hauptſache und als die durchaus weſentliche Grundlage unſers Unterrichts bemerkt werden, daß hiebei gar nicht davon die Rede iſt, die Natur, den Menſchen und ihre gegenſeitigen Verhältniſſe bloß äußerlich und ſinnlich aufzufaſſen, d. h. bloß in ſoferne ſie abgeriſſene empiriſche Merkmale darbieten, die man nach der erſten beſten Reihenfolge, oder nach einer vereinzelten, logiſchen Verknüpfung zuſammenſtellte. Die Rede iſt davon, die Dinge und ihre Erkenntniß ſelbſt als ein lebendiges und organiſches, nach nothwendigen und ewigen Geſetzen harmoniſch in einander greifendes, und als ſolches von etwas Einfachem und Urſprünglichem aus ſich darſtellendes und entwickelndes Ganzes anzuſchauen, um aus dieſer Anſchauung ſo zu entwickeln, wie eines im andern und durch das andere gegründet iſt und beſteht. Nicht von irgend einer Form,

ſondern vom Weſen und Leben ſelbſt geht das Ganze aus, und jede Form erſcheint bloß als der Ausdruck und die Darſtellung dieſes angeſchauten Weſens und Lebens."

Eine Anmerkung, welche Peſtalozzi 15 Jahre ſpäter zu dieſer Stelle ſchrieb, überhebt mich jeder Kritik derſelben. [1]) „In dieſen und mehrern andern Stellen, ſagt der Greis, ſpreche ich mich nicht ſowohl in der urſprünglichen Einfachheit meiner mir eigenen Anſichten des Erziehungsweſens als in mir unreifen und weſentlich fremden und unverſtändlichen philoſophiſchen Anſichten aus, bei denen damals, aller unſerer guten Abſichten ungeachtet, die Köpfe der meiſten Glieder unſeres Hauſes und auch der meinige ſchwindeln mußten, und welche mich perſönlich im Weſen meiner Beſtrebungen verwirrten und ſtille ſtellten, auch den Flor des Hauſes und der Anſtalt, die in dieſem Zeitpunkt zu einer glänzenden Scheinhöhe gelangten, in ſeinen Wurzeln verfaulen machten und eigentlich als die verborgene Quelle alles Unglücks, das ſeit dieſem Zeitpunkt in der Anſtalt über mein Haupt zuſammengefloßen, anzuſehen ſind."

Es würde mich zu weit führen, wollte ich dem Bericht in der Charakteriſtik der einzelnen Unterrichtsfächer folgen. Ueberall will man ſich ganz neu zeigen, und eben dadurch verſieht man es. Als Beiſpiel folgendes über den Unterricht [2]) in der Erdbeſchreibung. „Die Behandlung derſelben, heißt es, geht von der Anſchauung und Auffaſſung des Geſichtskreiſes und ſeiner geographiſchen Verhältniſſe, oder deſſen, was die Erdoberfläche darbietet, aus, und theilt ſich dann 1) in den Ele-

[1]) Ebend. 163. — [2]) S. 167.

mentarunterricht, der für einmal in die physische, mathematische, physikalische, klimatische und politische Ansicht zerfällt wird, und 2) in den topographischen Theil, in welchem jede einzelne Ansicht der geographischen Auffassung des Gesichtskreises in geordneter Stufenfolge und in systematischem Zusammenhang durchgeführt, ihre gegenseitigen Verhältnisse entwickelt, und die Zöglinge durch dieses Fundament zu einer reinen und umfassenden Ansicht der Erd- und Menschengeschichte und ihres gegenseitigen Einflusses auf einander, der Menschen-, der Staats- und Völkerverhältnisse, des Culturganges unsers Geschlechts, und endlich der Naturwissenschaft in ihren größern Umrissen und Beziehungen vorbereitet werden. Der statistische Theil, d. h. die Producte, Einwohnerzahl, Verfassung u. s. w. werden tabellarisch in Uebersichten den Kindern bekannt gemacht."

Ist es nach dem Mitgetheilten irgend zu verwundern, wenn Pestalozzi in seinen „Lebensschicksalen" über die frühere Zeit in Iferten so urtheilt: „Die an sich unnatürlichen Gelüste zum Regieren wurden in diesem Zeitpunkte in unserer Mitte, einerseits durch den noch nach unserer Rückkunft in Iferten allgemein sich immer vermehrenden Ruf unserer Unterrichtsmittel und das unsinnige Taumelglück, das in diesem Zeitpunkte bald jedem Thoren zuströmte, der den Wortschild einer, in der Realität noch gar nicht existirenden Elementar-Methode aushängte, andrerseits durch die Frechheit unsers Benehmens gegen alle Welt und gegen alles, was in der Erziehung geschah, und nicht in unser Modell passen wollte, belebt. — Die Sache ist traurig; aber sie ist wahr. Wir armen Nestvögel maßten uns beim Brüten unsrer unausgeschlossenen Eier Hochflüge an, die die

ſtärkſten Vögel nur mit gereiften und ausgewachſenen Jungen verſuchen. Wir kündigten öffentlich Dinge an, wozu wir weder Kraft noch Mittel, ſie zu vollbringen, in unſern Händen hatten. Ich mag von hundert und hundert dieſer Großſprechereien nicht reden." [1])

Kein Wunder, daß ſich bei dieſer Sachlage eine entſchiedene Oppoſition gegen das Inſtitut bildete. Beſonders in der Schweiz, erzählt Peſtalozzi, [2]) fiengen Journale an, „entſchieden gegen unſere Anmaßungen zu ſprechen, unſer Thun ſei durchaus nicht das, was wir davon halten und davon vorgeben. — Aber anſtatt in uns ſelbſt gehend zur Beſcheidenheit zurückzukehren, ſetzten wir uns dieſen Oppoſitionen mit Derbheit entgegen. Ich ſelbſt fieng mitten in der Theilnahme an dieſen, mir jetzt unbegreiflichen, Kühnheiten dennoch an zu fühlen, daß wir auf Wegen wandeln, die fehlen könnten, und daß Vieles in unſerer Mitte in der Wahrheit nicht ſo ſei, wie es ſein ſollte und wie wir ſuchten, es der Welt in die Augen fallen zu machen."

Andere Glieder des Inſtituts dachten ganz anders; ſie drangen voll Selbſtvertrauen auf eine feierliche Prüfung des Inſtituts; man wandte ſich deßhalb im Mai 1809 an die in Freiburg verſammelte ſchweizeriſche Tagſatzung. Die Bitte ward gewährt und der Land-Ammann d'Affry beauftragte die Herren Merian, Mitglied des kleinen Raths in Baſel, Trechſel, Profeſſor der Mathematik in Bern und Pater Girard in Freiburg mit der Unterſuchung. —

Im November 1809, als ich eben in Iferten angekommen

[1]) Meine Lebensſchickſale S. 37, 38. — [2]) Ebend. 39—41.

war, traf diese Untersuchungscommission ein und blieb fünf Tage. Es waren fünf schwüle Tage für Pestalozzi und seine Lehrer; man fühlte durch, daß die Commission, welche sich einzig an das wirklich Geleistete hielt, keinen enthusiastischen Bericht erstatten werde. Pater Girard schrieb den Bericht französisch. Professor Trechsel übersetzte ihn in's Deutsche, am 12. Mai 1810 ward er der zu Solothurn versammelten Tagsatzung übergeben. Im folgenden Jahre 1811 wurde Pestalozzi von der Tagsatzung der Dank des Vaterlandes zuerkannt, damit hatte die Sache ihr Bewenden. [1])

Ich glaube, daß die Commission unparteiisch geurtheilt hat, der Schluß des Berichts spricht dafür. „Die Bildungsmittel der Anstalt, heißt es, stehen nur in sehr unvollständiger Verbindung mit unsern Stiftungen für den öffentlichen Unterricht. Das Institut hat es überhaupt nicht darauf angelegt, mit diesen öffentlichen Schulen in Harmonie zu kommen. Entschieden um jeden Preis alle Anlagen der Kindheit anzusprechen, um ihre Entwicklung nach seinen Grundsätzen zu leiten, hat es nur seine eigenen Ansichten zu Rathe gezogen, und verräth die unwiderstehliche Begierde, sich neue Bahnen zu öffnen, sollte es auch nie diejenigen betreten, welche der Gebrauch nun einmal eingeführt hat. Dieß war vielleicht das rechte Mittel, zu nützlichen Entdeckungen zu gelangen, aber auch ein Vorsatz, der die Uebereinstimmung unmöglich machte. Das Institut schreitet auf seinem Wege fort; die öffentlichen Anstalten verfolgen den

[1]) Nach Henning (S. 64 ꝛc.), welcher auch den Schluß des Commissionsberichts mittheilt.

ihrigen und es iſt keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß beide ſobald zuſammentreffen werden. Schade, daß die Gewalt der Umſtände Herrn Peſtalozzi immer über die Laufbahn hinaustrieb, die ihm ſein reiner Eifer und ſeine innige Liebe vorgezeichnet hatten. Der guten Abſicht, den edlen Anſtrengungen, der unerſchütterlichen Beharrlichkeit ſoll und wird ſtets Gerechtigkeit widerfahren. Benutzen wir die trefflichen Ideen, die der ganzen Unternehmung zum Grunde liegen, befolgen wir lehrreiche Beiſpiele, aber bedauern wir auch, daß ein widerwärtiges Verhängniß über einem Manne ſchweben muß, der durch die Gewalt der Umſtände ſtets gehindert wird, gerade das zu thun, was er eigentlich will." [1])

Nach Publikation des Berichts entſpann ſich eine lange, literariſche, widerlich heftige Fehde, durch welche das Anſehen des Inſtituts nichts weniger als gewinnen konnte. [2]) Zu dieſem Kriege gegen äußere Feinde geſellte ſich leider ein innerer Krieg, welcher damit endete, daß Schmid und einige andere Lehrer das Inſtitut verließen.

Ein Biograph Peſtalozzis erzählt: Schmids Stolz und

---

[1]) Ebend. 65—67.

[2]) Der bekannte K. L. von Haller zeigte nämlich den Commiſſionsbericht in den göttingiſchen gelehrten Anzeigen vom 13. April 1811 ſehr lobend an, indem er zugleich das Peſtalozziſche Inſtitut anklagte, daß es den Zöglingen Abneigung gegen Religion, Obrigkeit und Ariſtokratie einflöße. Dagegen ſchrieb Niederer: „Das Peſtalozziſche Inſtitut an das Publikum." Neu bearbeitet erſchien dieſe Schrift 1812 unter dem Titel: „Peſtalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitkultur." Gegen erſtere Schrift ſchrieb Bremi in Zürich; gegen Bremi wiederum Peſtalozzi und Niederer. Letzterer will dem Bremi 92 Lügen, 36 Verfälſchungen und 20 Verleumdungen nachgewieſen haben.

Anmaßung ſeien gewachſen, ſo daß er gegen Peſtalozzi, Niederer und Krüſi mit der größten Härte aufgetreten ſei. „Veranlaſſung dazu," fährt der Biograph fort, „gaben ihm einige Ideen, die er von zwei wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, die ſich damals bei Peſtalozzi aufhielten (einer von ihnen lebt jetzt als ein angeſehener Mann in Schleſien) einſeitig aufgefaßt hatte. Vielleicht hatten jene Männer dieſe Ideen damals ſelbſt in keiner Klarheit." [1])

Der Biograph meint mich und meinen Freund [2]); es werde mir deßhalb nicht mißgedeutet, wenn ich in der Kürze das Betreffende mittheile.

Ich war gekommen, um zu lernen und zu dienen. Deßhalb zog ich ganz in das alte Inſtitutsgebäude, ſchlief in einem der großen Schlafſäle, aß mit den Kindern, beſuchte die Lehrſtunden, das Morgen- und Abendgebet und die Lehrerconferenzen. Schweigend ſah ich und hörte ich aufmerkſam, war aber weit entfernt daran zu denken, ſogleich ſelbſt lehren zu wollen. Mein Urtheil über Alles, was ich ſah und hörte, ward ſehr durch die Rückſicht auf den mir anvertrauten achtjährigen Knaben beſtimmt, nach dem, was ihm zum Frieden diente oder nicht. Mehrere Wochen verfloſſen ſo, als ich eines Abends mit Peſtalozzi und den übrigen Lehrern im Gaſthof zum wilden Manne war, wo man ſich, ich meine alle 14 Tage verſammelte. Nach dem Eſſen rief mich Peſtalozzi in ein Nebenzimmer, wir waren ganz allein. Meine Lehrer ſcheuen dich, ſagte er, weil du

[1]) Henning im Schulrath. S. 71. Vgl. Männich S. 63.
[2]) Rudolf von Przyſtanowski. Er ſtarb in Mexiko.

ſchweigend nur zuhörſt und zuſchauſt, warum unterrichteſt du nicht? ich antwortete: vor allem Lehren wolle ich lernen, ſchweigend lernen. Nachdem das Geſpräch noch dieß und jenes berührt, ſprach er ſich gegen mich mit einer Offenheit über mehrere ſeiner Lehrer aus, die mich in Erſtaunen ſetzte, und mit dem, was ich im Bericht geleſen, in ſchroffem Widerſpruch ſtand, nicht aber mit dem, was ich ſelbſt ſchon beobachtet oder geahnet hatte. Dieſen Eröffnungen ſchloß Peſtalozzi den Antrag an: ich und mein Freund ſolle in Gemeinſchaft mit Schmid, den er, beſonders in Bezug auf ſeine praktiſche Tüchtigkeit und Thätigkeit ſehr lobte, zur Erneuung des Inſtituts Hand anlegen.

Der Antrag kam mir ſo unerwartet, daß ich mir Bedenkzeit ausbat und die Angelegenheit mit meinem Freunde beſprach, der eben ſo ſehr überraſcht war, wie ich. Natürlich traten wir beide hierdurch in ein näheres Verhältniß mit Schmid, lernten die arcana imperii in kurzer Zeit kennen, und überlegten redlich: was dem Gedeihen der Anſtalt im Wege ſtehe und wie geholfen werden könne.

Zuvörderſt war es die Vermengung deutſcher und franzöſiſcher Knaben, welche mir doppelt wehe that, da ich ja von Paris kam. Anders dachten die Eltern der Kinder, welche eben in dieſer Vermengung ein glückliches Zuſammentreffen erblickten, um ihre Kinder auf die leichteſte Weiſe zur Zweizüngigkeit zu bilden, während dieſe zuletzt weder deutſch noch franzöſiſch konnten. Das Inſtitut war bei ſolchem Kindermang ohne herrſchende Mutterſprache und nahm die Charakterloſigkeit zwitterhafter Grenzprovinzen an. Hielt doch Peſtalozzi jedes Morgen- und Abendgebet zuerſt deutſch dann franzöſiſch! Ich fand franzö-

ſiſche Kinder in den auf deutſche berechneten deutſchen Sprachſtunden, welche die gewöhnlichſten deutſchen Worte nicht verſtanden. Dieß und ſo vieles, was ſich ſonſt noch gegen dieſe Vermengung ſagen ließ, ward nun mit Peſtalozzi beſprochen und darauf der Antrag gegründet: nicht etwa die franzöſiſchen Kinder aufzugeben, ſondern die eine Anſtalt in zwei, eine deutſche und eine franzöſiſche zu trennen. Nur auf ſolche Weiſe könne jede gedeihen. — Der Vorſchlag gieng nicht durch, vorzüglich äußerer Hinderniſſe wegen, die jedoch zu überwinden geweſen wären. Daß Peſtalozzi ſpäterhin mit uns ganz harmonirte, bezeugt eine Stelle in ſeinen „Lebensſchickſalen“. Er nennt es dort [1]) einen unnatürlichen Umſtand, daß die Anſtalt von Burgdorf nach Iferten „von deutſchem auf franzöſiſchen Boden“ verſetzt ward. „Im Anfang unſeres Hierherkommens, fährt er fort, waren unſere Zöglinge faſt insgeſammt nur Deutſche; jetzt aber kam ſehr bald eine faſt eben ſo große Anzahl franzöſiſcher Zöglinge hinzu. Die meiſten deutſchen wurden jetzt ohne bedeutende Rückſicht auf elementariſche oder unelementariſche Erziehung uns übergeben, um in einem deutſchen Hauſe franzöſiſch zu lernen, und das war eigentlich das, was wir am wenigſten gut konnten; ebenſo thaten es die meiſten der franzöſiſchen Eltern, die uns ihre Kinder übergaben, ohne Rückſicht auf elementariſche oder unelementariſche Erziehung, um ſie in unſerem deutſchen Hauſe deutſch lernen zu laſſen: und wir ſtanden in der Mitte dieſer beiden Anſprüche, gleich unfähig ſie genugthuend zu befriedigen, da. Indeß waren diejenigen Per-

[1]) S. 17.

ſonen, die uns von beiden Seiten ihre Kinder anvertrauten, ſo wenig bei ſich ſelbſt klar, was ſie eigentlich in der Wahrheit bei uns ſuchten und wollten, als wir auch über den Grad unſerer Unfähigkeit, ſowohl die einen als die andern in dem, was ſie eigentlich von uns wünſchten, zu befriedigen, in uns ſelbſt heiter dachten. Aber da es nun einmal auf deutſchem und franzöſiſchem Boden Mode war, uns Kinder von allen Seiten zuzuſchicken, ſo gieng es eine beträchtliche Zeit in Rückſicht auf Geldreſourcen und ehrenhaftes Lobgeſchwätz forthin ſeinen alten Schein- und Trug- und Glanzweg." [1])

Ein zweiter Uebelſtand war dieſer. So viel auch im Bericht davon die Rede iſt, das Leben in der Anſtalt habe ganz den Charakter eines gemüthlichen Familienlebens, ja übertreffe dieſes in vieler Hinſicht, ſo war doch nichts ungemüthlicher als dieß Leben. Abgeſehen von Peſtalozzis Wohnung, gab es in dem alten Schloſſe wohl Schlafſäle, Eßſäle, Lehrſäle, aber die von Peſtalozzi mit Recht geprieſene Wohnſtube fehlte den Kindern durchaus. Größere Knaben, welche, wie man es unzart ausdrückt, ſchon in den Schlingeljahren waren, mochten dieſen Mangel weniger empfinden, deſto mehr aber war dieß bei den jüngſten, bei Kindern von 6—10 Jahren der Fall. Ich fühlte dieß tief in die Seele meines achtjährigen Fritz hinein, der, bis er in die Anſtalt kam, unter der Pflege einer höchſt ſorgſamen Mutter im ſchönen Familienkreiſe aufwuchs. Seine jetzige unheimliche, ja wüſte Exiſtenz bekümmerte mich ſehr und beunruhigte mein Gewiſſen. Für ihn und zugleich für die

[1]) Ebend. 17. 18.

übrigen Kleinen baten wir Peſtalozzi eine ſchöne Wohnung in der Nähe von Iferten zu miethen, wo die Kinder einen freundlichen Erſatz für die verlorene häusliche Lebensweiſe im Familienkreiſe fänden. Wir erboten uns, bei ihnen zu bleiben.

Auch dieſer Vorſchlag gieng nicht durch. Man kann denken, daß bei Berathung deſſelben die ſchwache Seite des Inſtituts, die mangelnde Wohnſtube, ja die Unerſetzlichkeit des Familienlebens ſehr zur Sprache kam. [1])

Unvergeßlich bleiben mir viele Unterredungen, welche ich mit Peſtalozzi hatte. Eine betraf die Lehrer des Inſtituts, beſonders die Unterlehrer. Ich ſah, wie viele unter ihnen mit größter Treue und Gewiſſenhaftigkeit arbeiteten, ja ſich wahrhaft für die Anſtalt aufopferten. Ich brauche in dieſer Hinſicht nur auf die Selbſtbiographie des redlichen tüchtigen Ramſauer zu verweiſen. Aber etwas fehlte den meiſten Lehrern, Peſtalozzi ſelbſt mußte das fühlen. In der Neujahrsrede von 1811 [2]) ſprach er zu ihnen: „Gebet der Kraft, wohl unterrichten zu können, keinen größern Werth, als ſie im Ganzen der Erziehung gewiß hat. Ihr habt vielleicht zu viel und zu früh Steine und Laſten getragen, das hat die Lieblichkeit eurer jugendlichen Blüthe vielleicht etwas gemindert; aber ihr bedürfet ihrer als Erzieher nothwendig. Ihr müßt ſie in Euch

[1]) Einen dritten Vorſchlag thaten wir, weil es uns unmöglich ſchien, daß Peſtalozzis Ideen in Iferten unter den obwaltenden Umſtänden realiſirt werden könnten. Wir forderten ihn auf, im Aargau die längſt verſprochene Armenanſtalt zu ſtiften und erboten uns, nach Kräften Hand anzulegen. Als er auch hierauf nicht einging, ſo hielt ich es, beſonders um des mir anvertrauten Knaben willen, für Pflicht, die Anſtalt zu verlaſſen.

[2]) Werke 11, 322.

wieder herſtellen. Ich verkenne Eure Kraft, Euren Verdienſt nicht, aber eben darum, weil ich ſie erkenne, möchte ich ihnen die Krone des lieblichen Weſens aufſetzen, das Euren Werth erhöhen und Eure Kraft ſelber zum Segen machen wird."

Wo fehlte es nun bei den Lehrern? Eins bezeichnet Peſtalozzi: viele im Inſtitut aufgewachſen, hatten zu früh Steine und Laſten getragen und waren in ununterbrochener Anſpannung geblieben. „Beſonders ſtreng," [1]) erzählt Ramſauer, „hatten es diejenigen Lehrer, welche Zöglinge Peſtalozzis geweſen waren; denn von dieſen forderte er zu jeder Zeit viel mehr, als von den andern Lehrern; ſie ſollten ganz dem Hauſe leben, Tag und Nacht für das Wohl des Hauſes und der Zöglinge beſorgt ſein. Alle Laſten, alle Unannehmlichkeiten, alle häuslichen Sorgen ſollten ſie tragen helfen, für Alles verantwortlich ſein. So mußten ſie z. B. in freien Stunden (d. h. wenn ſie keinen Unterricht zu ertheilen hatten) bald täglich einige Stunden im Garten arbeiten, bald Brennholz ſpalten, ja einige Zeit des Morgens früh die Stuben heizen, oder auch abſchreiben u. ſ. w." „Es [2]) gab Jahre, in denen Keiner von uns nach 3 Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von 3—6 Uhr." [1]) Faſt alle Arbeit war für das Lehramt, es blieb weder Muße noch friſche Kraft, einigermaßen an die eigene Ausbildung zu denken. Ein zweites kam hinzu. Die meiſten Lehrer des Inſtituts konnte man als Autodidakten betrachten, welche zwar den erſten

[1]) Ramſauer 26, 27. — [1]) Ebend. 29.

[2]) Man vergleiche ebend. S. 35 den Stundenzettel Ramſauers: von Morgens 2—3 Uhr bis Abends 9 Uhr hatte er faſt nur Amtsgeſchäfte.

Unterricht dort empfangen hatten, aber allzufrüh vom Lernen zum Lehren übergiengen und ſehen mochten, wie ſie ſich durchſchlugen. Von eigentlichen pädagogiſchen Vorleſungen war nie die Rede. Bei einem ſolchen Bildungsgange der Lehrer konnte es nicht fehlen, daß nicht eigenthümliche Wege hier und da eingeſchlagen worden wären, wovon Schmid ein Beiſpiel gab. Allein eben ſo nothwendig mußte ſich die gewöhnliche Beſchränktheit der Autodidakten geltend machen: ein großer Mangel an Selbſterkenntniß und richtiger beſcheidener Würdigung deſſen, was man geleiſtet.

Der Menſch erkennt ſich nur im Menſchen;

ich muß wiſſen, was Andere in meiner Wiſſenſchaft geleiſtet, um meinen Leiſtungen den rechten Platz und Rang anzuweiſen. Es iſt unglaublich, wie viele Mißgriffe und Mißurtheile Peſtalozzis und ſeiner Lehrer aus dieſer Quelle floſſen.

Es war aber ein Drittes, was ich gegen Peſtalozzi hervorhob: ſeine Anſicht von den Lehrern und ihrem Verhältniß zur Methode und den methodiſchen Lehrbüchern. Sollten doch, wie erwähnt, die Lehrbücher alle Lehrgabe und alle Lehrfertigkeit ſo gut als entbehrlich machen. Dieſe methodiſchen Lehrbücher glichen Dreſſirmaſchinen, welche unglücklicher Weiſe ihren Platz nicht ganz ausfüllten, doch noch einen Menſchen brauchten, wie etwa auch bei der vollkommenſten Druckerpreſſe immer ein Menſch angeſtellt werden muß, der freilich kaum den gewöhnlichſten Menſchenverſtand nöthig hat.

Nicht viel beſſer war Peſtalozzis Ideal eines Lehrers; ein ſolcher hatte nach ihm nichts zu thun, als pedantiſch genau

das Lehrbuch mit ſeinen Schülern der Gebrauchsvorſchrift gemäß durchzugeben, ohne etwas davon noch dazu zu thun. Er brauchte den Schülern immer nur um einen Schritt voraus zu ſein. Wie wenn dem zur Nachtzeit Reiſenden ein Führer mit einer Laterne zugegeben würde, der aber nicht bloß dem Reiſenden leuchten, ſondern mit Hilfe der Laterne ſelbſt erſt den Weg auskundſchaften müßte. Dem rechten Lehrer muß Ziel und Weg ſo lebendig vor der Seele ſtehen, daß er ohne Laterne — ohne Methodenbuch — die Schüler führen kann. La méthode c'est moi, ſpricht er. [1]) — Kann man ſich aber eine elendere Sklavenarbeit erſinnen, als die eines Lehrers, der ſtreng an ein Peſtalozziſches Lehrbuch gebunden iſt? Iſt nicht damit jede eigenthümliche, freie Lehrgabe durchaus gefeſſelt, jede friſche, lebendige, geiſtesgegenwärtige, entſchloſſene Bewegung und Verſtändigung abgewieſen, jedes liebevolle Verhältniß zwiſchen Lehrer und Schüler unmöglich gemacht? [2]) — In trüben Augenblicken erſchien mir damals das Inſtitut wie eine große lärmende Bildungsfabrik; den hölzernen Maſchinenlärm nahmen viele für eine Aeußerung der jugendlichen Freudigkeit beim Lernen. —

Die Anſicht von der Aufgabe der Lehrer gieng zu ſehr aus der pädagogiſchen Totalanſicht Peſtalozzis hervor, ſie war im Inſtitut zu ſehr realiſirt, als daß an eine Aenderung zu

[1]) „Jeder Lehrer, ſagt Herder, muß ſeine eigene Methode haben, er muß ſie ſich mit Verſtande erſchaffen haben, ſonſt frommt er nicht." Herders Werke. Philoſophie und Geſchichte 10, 254.

[2]) Als ich Iferten 1810 verließ und nach Berlin kam, wohnte ich in der Plamannſchen Anſtalt einem Examen bei. Wie ſtach das freie, ſelbſtändige und ſelbſtbewegliche Lehren von Frieſen und Harniſch gegen das kalte, methodiſch gemeſſene vieler Peſtalozziſcher Lehrer ab! —

denken geweſen wäre, wiewohl der Greis ſchmerzlich fühlte, daß meine Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen ſei. — Späterhin, als der Glanz des Inſtituts mehr und mehr abnahm, mußte Peſtalozzi es erleben, daß ſeine Unterlehrer, wie er erzählt, im Jahre 1817 „plötzlich wie inſurgirende engliſche Fabrikarbeiter zuſammen ſtanden, allgemein aufhörten, ihre Pflichten zu erfüllen und ſich in Maſſe erklärten, keine Unterrichtsſtunden mehr zu geben, ſondern in vollem Inſurrektionsmüſſiggang zu bleiben, bis einem jedem ſein Sold verdoppelt werde.“

Peſtalozzi drang in mich, Mineralogie zu lehren und dabei eine kleine Steinſammlung, welche die Anſtalt beſaß, zu benutzen. Ich wandte ein, daß ich, wenn ich es thäte, ganz von der Lehrweiſe des Inſtituts abgehen müſſe. Wie ſo? fragte Peſtalozzi. — Nach jener Lehrweiſe, erwiderte ich, müßte ich nichts thun, als eine Stufe der mineralogiſchen Sammlung nach der andern den Knaben hinhalten, bei jeder den Namen nennen, z. B. das iſt Kalkſtein, und hierauf unisono von der ganzen Klaſſe dreimal nachſprechen laſſen: das iſt Kalkſtein. — So glaube man zugleich für reale Anſchauung und Sprachbildung zu ſorgen. — Ich ſuchte nun klar zu machen, daß eine ſolche Weiſe nur auf den Schein arbeite, Worte gebe, ehe die Bilder der Steine eingebildet ſeien; daß dieſer Einbildungsprozeß, dieſes ſinnlich-geiſtige Concipiren überdieß durch Hineinreden der Lehrer und Redenlaſſen der Schüler nur geſtört werde, daher am beſten ſchweigend geſchehe. — Als Peſtalozzi dagegen ſprach, fragte ich ihn: warum die Kinder doch ſprachlos geboren würden, erſt etwa nach $^3/_4$ Jahren reden lernten;

warum man dem 8 Tage alten Kinde ein Licht hinhalten und nicht dreimal, ſondern hundertmal vergeblich „Licht“ vorſagen würde, weil es gewiß nicht verſuchen werde, das Wort nachzuſprechen. Ob wir hierdurch nicht von hoher Hand den Fingerzeig erhielten, daß Zeit nöthig ſei, wenn die äußere, ſinnliche Anſchauung innerlich angeeignet werden ſolle, ſo daß das Wort erſt als eine reife Frucht der ausgetragenen innern Anſchauung hervortrete? — Was ich vom Schweigen der Kinder ſagte, frappirte Peſtalozzi. —

So weit meine Erinnerung reicht, habe ich nun das Wichtigſte mitgetheilt, was zwiſchen Peſtalozzi, Schmid und mir verhandelt wurde. Ich möchte heute noch meine damaligen Anſichten vertreten, aber, durch ſo manche Erfahrungen belehrt, vielleicht mit größerer „Klarheit“ als damals.

Hier will ich aber keineswegs mich als rein hinſtellen, andere anklagen. Wenn ich ſachlich Recht zu haben meine, ſo fehlte ich perſönlich in mehrerer Hinſicht, was nur durch die unglücklichen Verhältniſſe im Inſtitut einigermaßen entſchuldigt wird. Ich will nur dieß andeuten. Leider fanden ſchon damals Niederer und Schmid durch Gaben, Leiſtungen, Richtung in völliger Oppoſition; beim beſten Willen war eine Vermittlung zwiſchen beiden unmöglich, man mußte ſich dem einen oder dem andern anſchließen. Peſtalozzi ſelbſt verband mich mit Schmid, deſſen entſchloſſene, raſtloſe Thätigkeit mir Bürge war, daß er bei Reformen kräftig helfen würde. — So kam ich faſt unwillkürlich mit Niederer in Oppoſition. Wenn ich auch ſeinen Anſichten nicht überall beipflichtete, ſo hätte ich doch ſeinen aufopfernden Enthuſiasmus entſchieden anerkennen ſollen. Zu Krüſi

mildem Weſen fühlte ich mich hingezogen, allein auch er ſtand gegen Schmid.

Den jüngern Lehrern war mein ſchweigendes Beobachten unheimlich: kann ich es ihnen verdenken? Während ſie mit unerhörter Anſtrengung vom Morgen bis zum Abend arbeiteten, auf ſolche Weiſe ſchon Jahre lang gearbeitet hatten, ſah ich ihrem mühſamen Leben mit kritiſchem Blick zu. Ich erſchien ihnen als ein fremder, recenſirender, unthätiger Eindringling und mußte ihnen ſo erſcheinen. Sie wußten ja nicht, daß ich mit einer ſo hohen Meinung von den Leiſtungen des Inſtituts gekommen war, daß ich zuerſt nur zuſehen, nur lernen wollte, um ſpäter zu lehren und zu helfen, wo ich könnte.

Jene hohe Meinung hatte ich beſonders durch den Bericht eingeſogen. Er verführte mich, das Inſtitut zu überſchätzen, und dieß Ueberſchätzen verführte mich wiederum in Iferten, die Leiſtungen in der Anſtalt zu gering zu achten. Ich hätte den redlichen, gewiſſenhaften, mühſamen Fleiß mehrerer Lehrer z. B. Ramſauers auch dann anerkennen ſollen, wenn ſie gleich nicht immer lauter Neues zu Tage förderten; durch den Bericht mißleitet, hoffte ich freilich nur Neues zu finden.

Aller Uebelſtände ungeachtet wäre ich aber gewiß länger in Iferten geblieben und hätte ausdauernd geduldig in Hoffnung gearbeitet, wofern ich es nicht für Pflicht gehalten, den mir anvertrauten Knaben zu entfernen. Ich verließ mit ihm im Mai 1810 Iferten.

Iferten zum Rigi. Wechsel. 1810.

Meine Lage war unbeschreiblich drückend und traurig. Hatte ich doch geglaubt, Iferten sei eine grüne Oase voll frischer lebendiger Quellen mitten in der großen unter dem Fluche Napoleons liegenden Wüste meines theuren Vaterlandes. Ist denn auch hier kein Grün, keine frische Quelle, schwindet so meine letzte Hoffnung? — In dieser trüben Stimmung erhielt ich einen Brief meiner lieben Mutter, welche bis dahin wohlwollend und vertrauensvoll meine Kreuz- und Querzüge bei meinem Vater vertreten. Sie schrieb: Pfarrer Häfeli — (ein Freund Lavaters und Hamanns) 9 Jahre lang Prediger in Wörlitz, — dieser habe den Vater besucht. — Unglücklicher Weise erkundigte sich der Mann nach mir, da er mich als Knaben gekannt und ich ihn im Herbst 1801 in Bremen besucht hatte. Der Vater sagte ihm, ich sei bei Pestalozzi, und erschrack nicht wenig, als Häfeli erwiederte: „Was? bei dem alten Narren? Will er auch auf neue Weis. rechnen und lesen lernen?“ Der Vater, schrieb die Mutter, sei sehr unzufrieden mit mir, seit er das gehört, und sie selbst wisse auch nicht, wo hinaus es wolle mit mir, da ich wieder zur Elementarschule zurückgekehrt sei.

Das Zusammensein mit den Lehrern in Iferten war höchst peinlich, sahen sie doch in mir einen Feind des Instituts, — Pestalozzi selbst war natürlich verletzt.

Um mich der traurigen Gedanken zu entschlagen und still zu werden, ergriff ich ein seltsames Mittel: ich begab mich bei

einem Drechsler in die Lehre und brachte es auch so weit, daß ich für die Knaben Kegel und Kugeln drehte. Wirklich that es mir wohl, beim Drechsler die fort und fort quälenden Gedanken los zu werden und mich ganz in meine Arbeit zu verlieren.

Eine Frage drängt sich dem Leser auf, warum ich mich doch nicht ganz einfach aus der drückenden Lage riß, indem ich abreiste? Der Grund lag in einem Wechsel, der eine große Rolle in meinem Leben spielt.

Mein treuer väterlicher Freund Engelhardt sagte mir beim Abschied, er werde mir einen Wechsel nach Iferten senden, damit ich im Stande sei, meinen Lebensplan auszuführen. Diesen Wechsel erwartete ich. Mein Geld gieng auf die Neige, ebenso Przystanowskis, da hielten wir es fürs Beste, daß Przystanowski im Februar nach Graubünden gieng; ihn begleitete Sigrist aus Luzern, welcher ebenfalls das Institut verließ. Ich aber wartete und wartete vergebens, wiewohl die Absendung des Wechsels von Riga mir berichtet war. Endlich machte ich mich doch mit dem noch übrigen Gelde auf den Weg, etwas hatte ich aus dem Verkauf der Betten gelöst. Ich nahm für mich und Fritz Reichardt Plätze auf einem Wagen, der nach Luzern fuhr. Ein lieber Luzerner Freund, Fluri, der sich mir anschloß, war schon vorausgegangen, um uns ein gutes, vor Allem ein wohlfeiles Unterkommen zu besorgen.

Wir fuhren nach Bern zu. Der Kutscher hatte den Koffer, welcher mein und des Knaben Habe und Gut enthielt, sicher untergebracht, wie er mir versicherte. Ich hatte keinen geringen Schreck, als sichs beim Stillhalten unterwegs ergab, daß der

Koffer verloren sei. Ich gieng in Bern sogleich zu einem Bekannten, Herrn von Tscharner, mit dem ich zusammen in Freiberg war, und erzählte ihm mein Unglück. Er versprach, alle Maßregeln zu treffen, um den Koffer wieder zu erhalten. Er hielt Wort, aber erst nach vier Monaten bekam ich denselben, es fehlte nichts vom Inhalt, aber desto mehr fehlte dieser Inhalt uns während der vier Monate.

Fluri hatte uns in Wäggis am Fuß des Rigi am Ufer des Vierwaldstädter Sees eingemiethet. Es war ein reinliches Landhäuschen, das zu einem Bauergute gehörte, bei dessen Besitzer wir uns in Kost gaben, so daß wir mit ihm und seiner Familie aßen. Unterweilen war Przystanowski mit Sigrist gekommen, sie hatten sich auf dem Rigi — beim kalten Bade — im grünen Baum eingemiethet. Von da an kamen die Beiden bald zu uns und wir machten zusammen Wasserfahrten auf dem See, bald besuchten wir sie auf dem Berge. Es war das in der zweiten Hälfte des Mai und im Juni. Das Wetter war sehr schön, der Reichthum an Blumen unaussprechlich. Und welche Blumen! Was in der Ebene niedrig und kümmerlich, das war hier hoch aufgeschossen und frisch mit prächtigen Blumen. Besonders erinnere ich mich der schönen Saxifragen, des Trollius europaeus.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Juni war Schnee gefallen, wir bestiegen früh den Kulm. Auf der ganzen Alpenkette, vom Sentis bis zu den Berner Alpen, zur Jungfrau und dem Finster-Aarhorn waren alle hohen Spitzen blendend weiß vom nächtlichen Schneefall. Auch der Kulm war schwach beschneit; als die Sonne aufstieg, schmolz die leichte Schnee-

decke und wunderfrisch kamen die schönsten blühenden Blumen hervor: so die Soldanella alpina.

Ein andermal erblickten wir in der Frühe vom Kulm ein breites, weites, herwandelndes Wolkenmeer, aus welchem die höchsten Alpenspitzen herausragten. Erst gegen Mittag kam das Meer in Bewegung, durch große Wolkenrisse hindurch sahen wir in der Tiefe den Vierwaldstädter See.

In dieser Gottesherrlichkeit ward unser Herz fast frei von der Qual drückender Gedanken. Die Menschen, bei denen wir bald oben, bald unten wohnten, waren auch freundlich gegen uns, wir lebten ganz mit ihnen, aufs Einfachste, so daß unser weniges Geld noch ausreichte. Aber der Wechsel kam nicht und kam nicht. Doch hatten wir den Muth, einen kleinen Ausflug zu machen. Wir giengen über Einsiedeln, wo zu Pfingsten eine Unzahl Wallfahrer zusammen waren, weiter auf Mollis in Glarus. Regenwetter nöthigte uns, hier zwei Tage zu bleiben. Wir baten den Wirth um Bücher, da brachte er uns zu unserer nicht geringen Verwunderung einige Bände der Eschenburgischen Uebersetzung des Shakespeare. Als sich das Wetter aufheiterte, giengen wir das Glarner Thal hinauf bis Partenbruck am Fuß des mächtigen Dödi, dann über den Urner Boden nach dem Tellschen Bürgel und Altorf, von da zurück nach unserm Wäggis, aber kein Wechsel fand sich hier vor, dagegen kam eine Antwort vom Riga'schen Banquier, bei dem ich vor einigen Wochen wegen des ausbleibenden Wechsels angefragt. Dieser, war die Antwort, sei längst an Bethmann in Frankfurt geschickt. Ich schrieb sogleich an Bethmann; man antwortete, der Wechsel sei nach Neufchatel an Francson

gesandt, und dieser erklärte, er habe denselben nach Iferten übermacht. Von hier aus aber kam die trostlose Nachricht, sie hätten den Wechsel zurückgehen lassen. Wir standen ganz rathlos. Ein Brief aus Frankfurt a. M. meldete mir auch, daß das Geld nach Livland zurückgeschickt sei. Erst im September klärte sich die Sache ganz auf durch einen Brief vom Bureau in Iferten und einen zweiten von Pestalozzi, der sich entschuldigte, wiewohl er gewiß unschuldig war. Sie mußten, durch die Ausweise der Banquiers genöthigt, zugeben, daß sie den Wechsel schon am 30. März in Händen gehabt, und dieß mir trotz mündlicher Anfragen (im April war ich ja noch in Iferten) und schriftlicher verheimlicht. Erst da von Riga aus Lärm geschlagen wurde und der Banquier in Neufchatel das Geld zurückforderte, erst da bekannte der Rechnungsführer in Iferten den schlechten Streich, und das Geld ward nach Riga zurückgeschickt. Nun ward aber unsere Lage verzweifelt, unser weniges Geld war zu Ende. Der gute Fluri verschaffte uns glücklicher Weise ein Anlehen von einigen Louisd'or. Ich berieth mich mit Przystanowski. Da eine weite Fußreise mit dem neunjährigen Fritz nicht zu unternehmen, jedenfalls auch durch ihre lange Dauer kostspielig war, so beschlossen wir, Tag und Nacht zunächst eiligst über Zürich und Schaffhausen nach Nürnberg zu unserm lieben Schubert zu fahren, wo wir den 2. Juli 1810 ankamen.

Nürnberg. Druck. Reise nach Giebichenstein.

Wir schieden von den lieben Reisegefährten, die ich nie wieder gesehen. Von Sigrist hörte ich, er lebe in Luzern als sehr geachteter Geistlicher, von Fluri vernahm ich, daß er nach Wien gegangen, später nie wieder etwas. Eine solche Entfremdung ist recht traurig.

Der treue liebevolle Schubert nahm uns sehr freundlich in sein Haus hinter der Aegidienkirche auf. Wir bildeten eine eigne Gesellschaft. Schuberts vortreffliche Frau, ihre Selma, Adeline Ritter das Adoptivkind, Wilhelm Wesselhöft aus Jena, der vor einiger Zeit in Nordamerika starb, endlich mein Fritz Reichardt. Es war ein lustiges Treiben der vier Kinder.

Aber sehr ernsthaft war die Ueberlegung, was ich anfangen sollte. Schubert drang ernstlich in mich, ich solle meine geognostischen Resultate drucken lassen, und ich hatte doch einen so großen Widerwillen gegen das Druckenlassen! Aber Noth hat kein Gebot. Das in Luzern geborgte Geld mußte dankbar zurückgezahlt werden, es war nichts davon übrig, zugleich aber bedurften wir Geld zur weitern Reise. So entschloß ich mich denn, zu schreiben. In etwa fünf Wochen beendete ich meine „Geognostische Fragmente". Schubert erwirkte mir als Honorar 1 Louisd'or für den Bogen. Przystanowski reiste nun zu Fuß voran, später fuhr ich mit Fritz nach Jena. In einer Vollmondsnacht kamen wir durch den Thüringer Wald, unsere beiden Postillone bliesen so schön auf ihren Posthörnern.

Giebichenstein 1810.

Ich kann nicht beschreiben, wie mir zu Muthe war, — eben so wie dem Don Quixote, als er ganz zerschlagen von seinem Heldenabenteuer nach Hause kam. Es waren etwa 9 Monate verflossen, seit ich von Giebichenstein auszog, voll Enthusiasmus die Meinigen für Pestalozzi enthusiasmirt hatte, so daß man mir Fritz anvertraute. Statt in Ifferten, als Lehrer zeitlebens zu bleiben, kam ich nach kurzer Zeit ganz abgekühlt und verzweifelt zurück.

Aber wie ward ich Armer aufgenommen! Kein leisestes Wort des Vorwurfs, geschweige denn des Spottes bekam ich zu hören, nur das herzlichste Bedauern über meine bittern Erlebnisse. Auch keinen Zweifel an der Richtigkeit meiner Ansicht vom Institut, wiewohl dies damals hochberühmt war. Was ich hier sage, gilt vorzüglich von meiner Braut, aber auch Louise und die Eltern trösteten mich nur. Das Schlimmste, was ich zu hören bekam, war, daß die gute Mutter einmal ganz freundlich fallen ließ, es sei doch Schade, daß ich das schöne Bett von Fritz habe verkaufen müssen. Meine Rückkehr machte einiges Aufsehen. Niemeyer kam, um von mir Näheres über die Mängel des Instituts zu erfahren, das er nicht liebte. Ich schwieg aber möglichst und ließ mich gegen ihn nicht aus über die Gebrechen der Anstalt. Allein nach Verfluß kurzer Zeit wurden ja diese Gebrechen in aller Welt bekannt.

So tröstlich mir nun einerseits das edle und liebevolle Benehmen der ganzen Familie war, so mußte es andererseits

in mir recht traurige Betrachtungen wecken. Ich fühlte mich ganz ohne Hoffnung, nicht die kleinste Aussicht auf irgend einen Wirkungskreis; keine Anstellung zeigte sich, und ich hatte eine so herzlich geliebte Braut, welche mit mir litt.

Nach Berlin. Anstellung.

Da erhielt ich einen Brief von meinem Bruder Friedrich, welcher damals in Berlin beim Staatskanzler Hardenberg arbeitete; er lud mich freundlich ein, zu ihm zu kommen und bei ihm zu wohnen, ich nahm es herzlich dankbar an.

In jenem für Preußens innere Organisation so wichtigen und so schweren Jahre 1810 ward auch das Bergwesen umgestaltet. An die Spitze desselben berief man den Berghauptmann Gerhardt aus Rothenburg. Diesen hatte ich vor meiner Reise nach Paris kennen gelernt, und er hatte mir eine Anstellung an einer Bergschule angeboten. Ich schlug seinen Antrag jedoch aus, weil mir zu meiner mineralogischen Ausbildung die Reise nach Paris durchaus nöthig sei.

Ich hatte die Sache fast vergessen, Gerhardt nicht (er hatte mich auch später zu einer Anstellung dem Könige empfohlen). Wie groß war mein Erstaunen, als er mir eines Tages den Posten eines geheimen expedirenden Sekretärs anbot. Der Antrag versetzte mich in die größte Unruhe. Ich hatte ja keine Ahnung, welche Gaben und Leistungen das angebotene Amt verlange; je mehr ich mir die Sache überlegte, um so mehr wuchs meine Angst und Scheu, gewissenlos etwas

zu übernehmen, dem ich nicht ganz gewachsen wäre. Kurz, ich schrieb dem Oberberghauptmann, dankte ihm von Herzen für das mir geschenkte Vertrauen, fügte aber hinzu, daß und warum ich das Amt nicht annehmen könne. Der Oberberghauptmann Gerhardt gieng darauf zu meinem Bruder, dem ich von der Sache nichts gesagt, und erzählte ihm, was er mir geschrieben und wie ich so unbegreiflich darauf geantwortet. Meinem Bruder, der selbst mit der größten Leichtigkeit und Fertigkeit seine Amtsarbeiten machte, erschien meine Antwort als das Resultat einer thörichten hypochondrischen Anwandlung. Er schalt mich ernstlich deshalb, machte mir klar, daß die Aufgabe zunächst nur verlange, die kurz gefaßten Gedanken meines Chefs in guten Geschäftsstil zu übertragen. Ich hätte mich doch mehrere Jahre mit dem Bergwesen beschäftigt, könne auch deutsch schreiben und daher sachlich und formell (sprachlich) das mir angebotene Amt versehen. Auf das derbe brüderliche Zureden hin, das ich sehr dankbar erwähne, erklärte ich dem Oberberghauptmann die Annahme seines freundlichen Anerbietens. Im December 1810 erhielt ich das königliche Bestallungsdecret als geheimer expedirender Secretär mit 600 Thaler Besoldung. In meiner großen Freude schrieb ich meinem guten Vater den folgenden übermüthigen Brief, dem ich die so sehr freundliche väterliche Antwort beifüge.

Berlin, den 26. November 1810.

Ich hatte mir vorgenommen, Ihnen, lieber Vater, nicht eher Nachricht von mir zu geben, bis etwas bestimmtes über mein Schicksal entschieden wäre. Jetzt bin ich so weit. — Schon

vor 3 Jahren that mir der Berghauptmann Gerhardt den Antrag, in westphälische Dienste zu treten. Ich lehnte dieß damals ab, weil ich es für unumgänglich nothwendig hielt, mich erst noch durch mehrere Reisen zu bilden. Unterweilen ist Gerhardt hieher als Chef des ganzen Salz-, Berg- und Hüttenwesens berufen worden. Als ich ihm bei meiner Hierherkunft den Besuch machte, erklärte er mir sogleich, daß er einen Plan, mich hier fest zu halten, habe. Nach mehreren Erwägungen von meiner Seite bin ich nun zum „Geheimen Sekretär des Berg- und Hütten-Departements" mit 600 Thaler fixum ernannt worden. Zudem ist mir baldige Zulage und Diäten, wenn es auf Reisen geht, versprochen worden.

So sehen Sie denn, lieber Vater, Ihren verlornen Vagabunden in der Uniform des Bergdepartements, und ich dürfte nun wohl fragen, ob ich, wenn ich Ihrem Rathe vor 4 Jahren gefolgt wäre und mich hätte anstellen lassen, schon jetzt so weit gediehen wäre. Wenigstens kann ich Ihnen versichern, daß von meiner ausgebreiteten Universitäts-Bekanntschaft keiner von allen, die selbst seit 6 und 7 Jahren hier arbeiten, so weit gediehen ist, daß vielmehr die meisten noch ganz umsonst dienen.

Nun, ich will nicht im Geringsten groß thun. Weil ich so lange bürgerlich betrachtet ganz unterdrückt und verstoßen gelebt habe, kann ich es kaum lassen, bei dieser Gelegenheit etwas aufzutrucken.

Nun aber erlauben Sie mir eine kleine Nachschrift. Da ich seit dem Monat Juni so ziemlich von nichts gelebt habe und zudem auf Reisen war, da ich zweitens keinen rothen Heller habe und hier zur Equipirung, noch dazu für eine Uniform,

Moeublirung u. s. w. große Ausgaben machen muß, da ich drittens, fürs erste Quartal des Dienstes, wegen Chargegebühren u. s. w. auf soviel als nichts rechnen kann, und endlich viertens, da Sie mir zwar, so lange ich ohne Dienst blieb, nichts weiter geben wollten und ich auch standhaft nichts von Ihnen gefordert, mit meinem Bruder Fritz aber ausgemacht, daß Sie mich, sobald ich einen Dienst erhalten, wie es erforderlich wäre, für die erste Einrichtung unterstützen würden, — so bin ich so frei, Sie, weil es wirklich dringend nothwendig ist und Fritz bei seiner sonstigen Liberalität gegen seine Geschwister nicht von mir behelligt werden kann, um eine Unterstützung, — wenn es sein könnte, von 200 Thaler zu bitten. Sie sehen selbst, daß ich in meinem jetzigen Verhältniß die frühere Studentenwirthschaft nicht mehr führen kann, daß ich leidlich wohnen und gut gekleidet sein muß. Unter 50 Thaler werde ich auf keinen Fall die Uniform anschaffen können. Meine Stelle bringt es mit sich, daß ich einzig für den Chef arbeite und diesen auf allen seinen Reisen begleite. In ein paar Monaten brechen wir nach Preußen auf, von wo wir vermuthlich über Warschau und Krakau nach Oberschlesien gehen werden.

Leben Sie recht wohl, ich bitte alle zu grüßen, und wenn ich Ihnen endlich einmal eine kleine Freude habe machen können, soll es mir die größte Freude sein. Von Ihnen aber bitte ich mir nur als eine kleine Wiedervergeltung aus, daß Sie mir's in Bausch und Bogen vergeben, wenn ich oft entsetzlich böse auf Sie gewesen bin, — wozu ich freilich meine Ursachen hatte.

Ihr Karl.

Mein Vater antwortete:

„Lieber Karl! Tausend Dank zu Gott und eben so viel Glück zu der Anstellung, der Himmel gebe ferner seinen Segen dazu. Da ich versichert bin, der gute, rechtschaffene, auch kluge Mann, wie Du bist, wird es am Uebrigen nicht fehlen lassen. Lieber Karl, Du thust dem Vater unrecht, wenn Du glaubst, er habe Dich nicht leiden können oder hege Groll gegen Dich; nein bei Gott nicht. Ich habe Dich jederzeit während dieser Krisis so lieb gehabt wie eins meiner Kinder; aber ich gestehe es, ich hielt eine gewisse Bestimmtheit, ein Beharren für unumgänglich nothwendig, um Dich auf der Bahn des Lebens dergestalt zu erhalten, daß Du lernen solltest, mit Wenigem auszukommen, nicht im Punkt des Geldes in die Welt hinein zu leben, so daß Du Dein Verderben herbeigeführt hättest, wenn der Vater dem lieben Sohn immer mit Geld beigestanden hätte. Ich kann und darf nicht sagen, Du habest das Geld auf liederliche, unnütze Weise durchgebracht, nein, immer war ich überzeugt, daß dieß der Fall nie war; aber immer und immer wollte es nicht zulangen, und Alles war vorgegessenes Brot. Wer noch nie durch eignen Fleiß sich sein Brot erwerben mußte, dem kann man freilich nicht verdenken, wenn er dieß von einer andern Seite betrachtet, wenn Jemand zu ihm sagt, dieß will sich nicht thun lassen. Denn er sieht das Geld nur als eine Nebensache an. Tritt aber erst der Fall ein, daß die Pflichten kommen, wo der Hausvater für sich selbst und für seine Familie sorgen muß, nun dann geht dem jungen Mann ein Licht auf und er sieht, daß, wenn er jenes Nebenwerk nicht in Ehren hält, er dann um Ehre und guten Ruf kommen kann. Daher,

lieber Sohn, bitte ich Dich um alles, was Dir lieb iſt, lerne mit dem, was Du einnimmſt, eine gute Einrichtung machen; denn der Menſch mag auch wiſſen, was er will, ſo iſt er verloren, wenn er durch Vernachläſſigung des Innern ſeines Hausweſens dahin kommt, daß er ſich und Andere betrügt und unerachtet alles Wiſſens am Ende guten Namen, Ehre und Glückſeligkeit verliert und dadurch ganz gegen die Pflichten eines guten Ehegatten und Vaters handeln muß. Folge nun und glaube, daß 600 Thaler nicht viel iſt, daß dieſe nicht zureichen, wenn Du, wie faſt immer, das Quartal ſchon verzehrt hätteſt, wenn es zahlbar wäre. Alles dieß aus wahrer treuer Liebe gegen Dich und ohne Groll.

Damit Du aber auch in Stand geſetzt werdeſt, in der Art anzufangen, ſo habe ich die Tante Gerlach gebeten, Dir 150 Thaler zu zahlen. Sei in Kleidern ordentlich, aber im Mobilier nicht brillant, denn das iſt unnütz. Haſt Du noch Schulden, ſo ſammle und ſuche ſie vor der Verheirathung los zu werden; denn geſchieht das nicht vorher, ſo geſchieht es nie. Folge hierin des Bruders Beiſpiel und Rath, ſonſt biſt Du verloren; denn wenn es noch einen Platz gäbe, wo Kollegia darüber geleſen und die Hörer es ſich recht angelegen ſein ließen, zu folgen, ſo erlaubte ich noch einen Kreuzzug auf ein halbes Jahr und zahlte willig Geld, weil dieß reichliche Zinſen tragen könnte.

Nun, lieber Sohn, Gott ſegne Dich und ſtehe Dir bei, ſei Mann und tritt als Mann auf, doch tritt der Beſcheidenheit nicht zu nahe gegen Obere und Vorgeſetzte. Laß die Zuvorkommenheit, womit Du jederzeit ausgerüſtet warſt, ſtets

Deine Begleiterin sein; ehre Gott und weiche nicht von seinen Geboten. Ist dieß, so bleibt Jeder, auch Du, auf geradem Wege. Vergiß alles Vergangene, wie ich auch das, was vielleicht gegen mich nicht recht war, lange vergessen habe.

Alles grüßt und freut sich über Dein Glück. Lebe wohl!

Dein treuester Freund:

Dessau, den 6. December 1810. G. F. v. Raumer.

Ich möchte hier still stehen und einen Rückblick thun, doch ich will dieß anstehn lassen, bis meine Erzählung zum 26. September vorgeschritten sein wird.

Meine Anstellung verband mich nun genau mit Gerhardt, täglich war ich in seinem Hause. Sitzungen, denen ich beiwohnte, wurden durch öftere Geschäftsreisen unterbrochen, auf denen ich Gerhardt begleitete. Es war ihm vorzüglich daran gelegen, sich in sein neues, das Berg- und Hüttenwesen von ganz Preußen umfassendes Amt einzuleben, durch Selbstsehen der ihm untergebenen Menschen und Dinge.

Das Bergdepartement stand in vielen Beziehungen zur Artillerie. Beim Probiren einer andern Art Achsen, bei dem ich zugegen sein mußte, lernte ich den General Scharnhorst kennen, dieses Muster eines deutschen Mannes von imponirendem Ernst, wenigen Worten: er machte den Eindruck der muthigsten zuverlässigsten Ehrenhaftigkeit.

Der Kreis meines damaligen Umgangs war nicht klein, schon durch die Menge der Verwandten. Bei meinem spätern Schwager Pistor war ich Abends oft mit Arnim und Brentano

zusammen. Dann kam ich zu Schleiermacher, Savigny, Reimer. Die Noth des Vaterlandes erweckte das tiefste Bedürfniß, sich untereinander zu besprechen, zu trösten und zu stärken.

Breslau. Das Riesengebirge.

1811.

Im Mai 1811 begleitete ich den Oberberghauptmann nach Breslau, wo es genug Arbeit und übergenug Schmausereien gab, bei denen viel Ungarwein floß. Man feierte ja den ersten Besuch des neuen Chefs. Mir lagen dabei eine Menge Adjutantendienste ob. So mußte ich z. B. Massen von Besuchenden unterhalten, bis sie bei Gerhardt nach einander vorgelassen werden konnten. — Eines Morgens trug er mir auf, eine Instruction für einen Geognosten zu schreiben, welcher das Riesengebirge untersuchen sollte. Ich nahm es sehr genau mit solcher Untersuchung und machte daher in der Instruction strenge Anforderungen an den designirten Geognosten. Gerhardt las meine Schrift, äußerte sich zufrieden und gab sie mir dann zurück. „Die Instruction ist für Sie," sagte er, „Sie sollen das Riesengebirge untersuchen." Wer war froher als ich, daß ich vom Aktenlesen, Protokolliren, officiellen Briefschreiben u. s. w. befreit wieder in die Berge zurückkehren konnte. Mein gütiger Chef hatte wohl bemerkt, daß das Secretariat mir nicht zusagte und ich eine wahre Sehnsucht nach dem Gebirgsleben hatte, wie ich das ja selbst gegen ihn äußerte. Nun gewährte er meinen Wunsch und auf der Stelle reiste ich von Breslau ins Gebirge.

Es war der heiße Kometenſommer 1811, aber trotz aller Hitze trieb ich mich raſtlos in den Bergen herum. Eines Tages traf ich in Waldenburg mit Gerhardt zuſammen, dem mein ausdauerndes Fußreiſen unbegreiflich war, er könne kaum im Wagen die Hitze aushalten.

Bergrath und Profeſſor.

In meiner Gebirgseinſamkeit erhielt ich die gewiſſe Nachricht, daß ich zum Profeſſor der Mineralogie an der erneuten Univerſität Breslau und zum Bergrath beim dortigen Oberbergamt mit einem Gehalt von c. 1300 Thalern beſtimmt ſei. Ich konnte mich kaum hinein finden, daß mir nach ſo entſetzlich drückenden Erlebniſſen ganz unverhofft ſo großes Glück werden ſollte; mir wars wie einem Träumenden.

Hier will ich einen Augenblick ruhen und ſtill auf die letzte Zeit meines ſo bewegten Lebens zurückblicken, auf das ſchwere Jahr, welches zwiſchen meiner Abreiſe von Iſerten und meiner Ankunft in Berlin liegt. In Armuth war ich geſunken und gedemüthigt, wie tief gedemüthigt! Das Ausbleiben jenes Wechſels war Quelle meines Unglücks, und o! der Wunderwege Gottes, es ward die Quelle meines Glücks. Es nöthigte mich, die Schweiz zu verlaſſen, alles weitere Reiſen aufzugeben, nach Nürnberg zu gehen und da die „Geognoſtiſchen Fragmente" zu ſchreiben. Ich wollte nach Italien reiſen. Geſchah dieß, ſo ſchrieb ich mein Buch nicht, wenigſtens nicht zur rechten Zeit. Ueberdies hätte ich bei meiner Rückkehr nach Deutſchland die Stellen, welche ich beim Oberbergamt und der Uni-

versität erhielt, gewiß schon besetzt gefunden. Aber auf den Grund dieser in so großer Noth verfaßten Schrift ward ich zum Professor und Bergrath ernannt und dadurch in eine Lage gesetzt, daß ich am 26. September 1811 meine Hochzeit feiern konnte. Wie soll ich dem treuen Gott danken, der mich auf dem so ganz dunkeln Lebenswege mit Mutterhänden leitete und zuletzt zu einem Ziele führte, von dem ich keine Ahnung hatte. Lobe den Herren, meine Seele, und was in mir ist Seinen heiligen Namen, lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat. — Ihm allein die Ehre!

Tod der lieben Mutter.

Im August war ich aus dem Riesengebirge nach Breslau zurückgekehrt. Hier erhielt ich brieflich die erschütternde Nachricht, daß meine herzlich geliebte treue Mutter gestorben sei. Ich kann nicht sagen, was ich der frommen Mutter verdanke seit meiner früh sten Kindheit, da sie Morgens und Abends, beim Aufstehen und Zubettegehen, mit mir betete, bis an ihr seliges Ende. Wie treu und verständig ermahnte sie mich zu allem Guten, warnte vor Sünden, sorgte thätig für leibliche Bedürfnisse und vertrat mich bei meinem Vater, wenn dieser an meinem Treiben irre werden wollte. Fern von der thörichten Mutterliebe, welche die Kinder blind vergöttert, hatte sie doch ein großes Vertrauen zu mir, da sie den Ernst meiner Arbeit sahe. Dafür ward ihr auf dem Sterbebette die große Freude, zu erfahren, daß ich zum Bergrath und Professor bestimmt sei.

Wäre ich versucht gewesen, mich thöricht meines Glücks zu überheben, statt dem treuen Gott allein die Ehre zu geben, so würde mich der tiefe Schmerz über den Tod der geliebten Mutter vor der undankbaren verblendeten Eitelkeit bewahrt und den heiligen Ernst des Lebens und Sterbens gepredigt haben.

Breslau.

1811—1813.

Ich stehe hier am Wendepunkt meines Lebens, am Anfang meiner Ehe, beim Eintritt in zwei Aemter und in völlig neue Lebensverhältnisse. —

Zuerst muß ich von meinem Amte als Professor der Mineralogie sprechen, da es nur zu sehr in meine häusliche Einrichtung eingriff.

Behufs meiner Vorlesungen waren mir Mineralien zugewiesen, welche in einem kalten feuchten Gartensaal des Oberbergamts standen. Es war der Rest von Stufen, welche der Minister Graf Reden in England gesammelt, der Rest, sage ich, da Karsten, der Mineralog, die besten Stücke für das Mineraliencabinet der Berliner Akademie ausgesucht hatte; die zurückgebliebenen waren zudem ganz eingestaubt und eingeschmutzt.

Man dachte nicht entfernt daran, anderweitig Mineralien für die Universität zu kaufen, ebenso wenig ein geeignetes Lokal für eine Sammlung anzuweisen. Zudem konnte ich nicht auf Abwendung dieser Uebelstände hoffen, weil der Mann, in dessen Händen vorzüglich die Organisirung der Universität lag — Geheimerrath Schulz — mir ganz abgeneigt war, weshalb? weil ich gegen Werner geschrieben.

Der Winter war vor der Thür; es war nicht möglich, die eingestäubten Steine in dem kalten Gartensaale zu reinigen, noch viel weniger, in demselben Vorlesungen zu halten. Ich war durchaus an mich selbst gewiesen, ich selbst mußte Hilfe schaffen, wollte ich nicht den Winter ganz müßig sein und mir und meinem Amte Schande machen.

Dieß abzuwenden, entschloß ich mich, eine Wohnung zu miethen, in welcher ein bedeutender Saal sich befand; in diesem wollte ich die zugewiesenen Mineralien reinigen und aufstellen.

Die Miethe war im Verhältniß zu meiner Einnahme viel zu hoch.

Und als ich nun meiner lieben jungen Frau die schönen Zimmer und den Saal zuerst zeigte, so war nur eins an der trefflichen Wohnung auszusetzen; es fand sich kein Tisch, kein Stuhl ..., gar kein Hausrath in derselben. Da ich mich auf diese Dinge nicht verstand, so wollte ich der Einsicht und dem Geschmack meiner Frau durch unverständigen Ankauf nicht vorgreifen.

Aber wir hatten dem Ankauf auf andere Weise vorgegriffen. Mein lieber Vater gab uns zu demselben eine Summe, wir gaben sie guten Theils einem Freunde, der in großer Geldverlegenheit war. —

So ward denn der in die Augen fallende Uebermuth der vornehmen Wohnung durch höchst einfache Meubel, die fast zu wenig in die Augen fielen, ausgeglichen.

Auch konnte ein Professor schwerlich bescheidener seine Amtsthätigkeit beginnen, wie ich. Steine abstäuben, bürsten, abwaschen nahm mich ganz in Anspruch, ich hatte keinen Gehilfen

bei meiner Arbeit, der ich mütterliche Sorgfalt widmete. Dafür ward mir aber die Freude, daß nach sorgfältigster Säuberung oft die schönsten Krystalle mir entgegen lachten. Ueberstäubt waren sie dem Blick Karstens entgangen.

Da die Säuberung erst mit dem Wintersemester zu Ende kam, so konnte ich, weil mir ein nur einigermaßen ausreichender Lehrapparat fehlte, natürlich nicht lesen. Im Sommersemester ebenso wenig, da ich durch meine Stellung als Bergrath verpflichtet war, die Untersuchung des schlesischen Gebirgs fortzusetzen.

Das Personal der radical erneuten Universität war seltsam zusammengesetzt aus drei sehr von einander verschiedenen Gruppen. Die erste bestand aus den katholischen Professoren der alten Breslauer Universität. Die gehörten zum Theil dem aufgehobenen Jesuitenorden an. Die zweite Gruppe bildeten die nach Breslau übergesiedelten protestantischen Professoren der aufgehobenen Frankfurter Universität. Zu ihnen gehörten der berühmte Philolog Schneider (Saxo), der Verfasser des griechischen Lexikons, dann der Theolog David Schulz, der tüchtige Mediciner Behrend. Die dritte bunteste Gruppe bestand meist aus jungen Professoren, die von den verschiedensten Gegenden Deutschlands in Breslau zusammentrafen. Zu ihnen gehörten Passow, Bartels (der Mediciner), Hagen (der Altdeutsche), Wachler, Steffens, Link, endlich die zwei Brüder Raumer. Diese dritte Gruppe bildete im besten Sinne — die Fortschrittspartei; der vollkommenste Gegensatz war die höchst reactionäre katholische Gruppe.

Von den Breslauer Honoratioren — den Beamteten,

adlichen Gutsbeſitzern und Kaufleuten — wurden die Profeſſoren mit einer Zuvorkommenheit aufgenommen, die manches Bedenkliche hatte. Wir waren willkommen, weil man in uns ein belebendes Element des geſelligen Lebens erblickte. Auch erhielten wir Einladungen über Einladungen. Da ergab es ſich aber bald, daß der Adel einen für uns nicht ſchmeichelhaften Begriff vom Amte eines Profeſſors hatte. Erlebten wir es doch, daß ein alter katholiſcher Prof. ordinarius an der Tafel des Grafen S. abgeſondert unter den Kindern ſaß, ihnen die Servietten umband, das Fleiſch zerſchnitt, als wäre er ihr ſerviler Hofmeiſter. Dies veranlaßte Steffens und mich, der gräflichen Familie aufs Unzweideutigſte zu erkennen zu geben, wie weit wir entfernt ſeien, uns irgend ſervil unterzuordnen. Wir wurden hier nicht wieder eingeladen, dagegen erhielten die Profeſſoren viele Einladungen von Kaufleuten. Bei dieſen gieng es hoch her, Eſſen und Trinken in entſetzlichem Ueberfluß. Bald verriethen ſie aber einen Geldſtolz, der auf uns Profeſſoren als auf arme Schlucker herabſah. Mein und meiner Frau Entſchluß war bald gefaßt, — wir ſchlugen alle Einladungen aus, weil wir ſie bei unſern Mitteln nicht gleichmäßig erwiedern konnten. Doch nicht einzig darum, wir hätten uns jedenfalls von den widerwärtig mühſamen Strapazen eines ſolchen Schwelgerlebens zurückgezogen, wären wir auch ſteinreich geweſen.

Den Sommer 1812 bereiste ich das Rieſengebirge und traf in Schmiedeberg mit meiner Schwiegermutter und meiner Schwägerin Sophie zuſammen. Wir wohnten beim Kaufmann Alberti, dem Bruder meiner Schwiegermutter, einem höchſt

wohlwollenden Mann, dem nichts mehr am Herzen lag, als seine Gäste mit den schönsten Punkten des Gebirgs bekannt zu machen. — Vor allen zeichnete sich unter diesen das dem Minister Reden gehörige, nahe Schmiedeberg gelegene Buchwald aus. Graf Reden, ein geborener Hannoveraner, war ganz einheimisch in England, er machte auch den Eindruck eines edeln Engländers. Um den preußischen Bergbau hatte er die größten Verdienste. Oberschlesien, das gegenwärtig besonders durch seinen Steinkohlenreichthum so berühmt ist, es war früher ein armes Land, sein Bergbau war ganz unbedeutend, bis Reden zuerst denselben auf eine bedeutende Höhe brachte. Er bewirkte es unter Anderm, daß Friedrich II. eine halbe Million Thaler zur Wiederaufnahme des längst aufgegebenen Bleibergbaus in Tarnowitz bestimmte, welcher nach kurzer Zeit große Ausbeute gab. Der würdige Mann interessirte sich sehr für meine Untersuchung des schlesischen Gebirgs. Er lud mich freundlich ein, bei ihm zu wohnen, in einer Droschke fuhr er mit mir nach bedeutenden geognostischen Punkten. Früher hatte er selbst das Gebirge untersucht. Eines Tages begieng er, so erzählte er mir, den hohen Gebirgskamm und schlug sehr viele Stufen, die er seinem Boten zu tragen gab; heimlich wunderte er sich über die Tragkraft des Mannes. Da er Abends ins Quartier kommt, verlangt er vom Boten die gesammelten Steine. Der gibt ihm einen einzigen. Und die andern? Ja die habe er weggeworfen, weil er gemeint, Se. Excellenz möchten die zuerst geschlagenen Steine nicht, bis Ihnen endlich der zuletzt geschlagene so gefallen, daß Sie ihn mitnehmen wollten.

Die Gräfin Reden, Gemahlin des Ministers, welche erst

vor wenigen Jahren starb, war eine treffliche Frau. Wie sie ernst christlich gesinnt viel, sehr viel Gutes gethan, ist bekannt. Unter Anderm nahm sie sich auf's Treueste der Tyroler an, welche aus dem Zillerthale um des Glaubens willen auswanderten und sich im Gebirge in der Nähe von Buchwald ansiedelten.

Die Untersuchung des Riesengebirgs war sehr mühsam; es ist keine leichte Aufgabe, mit Sicherheit ein klares Bild von den Gebirgsverhältnissen vieler Quadratmeilen zu gewinnen. Dazu kam, daß ich bei schwerer Tagesarbeit gewöhnlich elende Herbergen, besonders in den meisten Bauden fand. Glücklicher Weise hatte ich einen treuen starken Boten, der schon viele warmbrunner Badegäste durch das Gebirg geführt und es genau kannte. Er lief trotz des mit spitzen Steinen übersäeten Gebirgsrückens barfuß und trug immer vergnügt unglaublich viele Steine in seiner Hucke. Einmal machte er plötzlich einen Sprung, — barfußig hatte er auf eine Schlange getreten.

Einst wollte ich den hohen, höchst einsamen Theil des Gebirgs untersuchen, wo der Queiß entspringt; hier war mein Führer ganz unbekannt. Da erfuhr ich, in Schreiberhau sei ein Wilddieb, ein angesessener Gastwirth —, der wisse dort genau Bescheid. Ich nahm ihn an und fand in ihm einen sehr gescheidten Mann, der auch gar nicht um des Gewinns willen Rehe schoß, sondern von einer unüberwindlichen Leidenschaft für die Jagd beherrscht als Jäger im Gebirge ganz zu Hause war. Ende Juli unterbrach ich meine Untersuchungsreise, im Herbst wollte ich sie fortsetzen. Jetzt aber eilte ich nach Bres-

lau voll fröhlicher Hoffnung — meine Frau erwartete ihre Entbindung.

Aber der Erfüllung jener Hoffnung ſollten ſchwere, ſehr ſchwere Tage vorangehen — eine äußerſt ſchwere Entbindung, wobei das Leben der Mutter an einem Haar hieng und das neugeborne Kind ohne den leiſeſten Athemzug lalag, bis der verborgene ſchwache Lebensfunke in ihm durch die ärztlichen Mittel geweckt wurde.

Meine liebe Frau erholte ſich bei ihrer ausgezeichnet kräftigen Conſtitution bald, die Freude an dem Kinde beförderte die Herſtellung.

Nachdem ich dieſer gewiß war, gieng ich noch einmal ins Gebirge. Unterweilen ward das frühere Convict-Gebäude der Jeſuiten für Zwecke der Univerſität eingerichtet, ſo daß der erſte Stock für Steffens und die phyſikaliſche Sammlung, der zweite Stock aber für das Mineraliencabinet und zu meiner amtlichen Wohnung beſtimmt wurde. Nachdem alle Einrichtungen fertig waren, bezogen die beiden Familien nebſt den Sammlungen die Wohnung.

Viele Ueberlegung koſtete es mir, anzugeben, wie die früheren für Jeſuitenzöglinge beſtimmten Zimmer der neuen Beſtimmung gemäß umzuſchaffen ſeien. Nur Eins zu erwähnen. Im großen Schlafſaal der Jeſuitenzöglinge ſollte fortan die Mineraliensammlung aufgeſtellt werden. Aber in welchem Zuſtande war dieſer Saal! Die Dielen mußten herausgeriſſen werden, ebenſo mußte man die Wände tief abkratzen und neu bewerfen, darnach ließ ich ſie mit ſchönem ungariſchen Grün anſtreichen.

So sehr mich nun häusliche und amtliche Angelegenheiten in Anspruch nahmen, so wurden dennoch bald meine Gedanken zu den großen Ereignissen in Rußland hingezogen. Napoleon war mit seinem ungeheuern Heere, das für unüberwindlich galt, bis Moskau vorgedrungen. Da kam der Brand von Moskau, der durch Winterkälte entsetzliche Rückzug der Franzosen, der Uebergang über die Beresina, Napoleons eilige Rückkehr nach Frankreich.

Da hoben wir die Häupter auf, die Erlösung nahte. Am 30. December trat York in Tauroggen zu den Russen über.

1813.

In welcher Aufregung traten wir dies verhängnißvolle Jahr an, wie gespannt sahen wir der ungeheuersten Zukunft entgegen! — In diesem Jahre mußte ja über Sein oder Nichtsein unseres geliebten deutschen Vaterlandes entschieden werden. Es mußte sich entscheiden, ob wir das theure Land feig den Franzosen überlassen sollten, um für immer eine französische Provinz zu werden, wie das unglückliche Elsaß; oder ob wir das Leben einsetzen würden, um das Leben zu gewinnen, das Leben eines freien, selbständigen Volks, das muthig den Posten behauptet, auf welchen Gott es gestellt hat. —

Die Gedanken waren so mächtig auf diese großen Weltereignisse gerichtet, daß es fast Selbstüberwindung kostete, an den verhältnißmäßig so unscheinbaren Beruf zu denken.

Allein dieser forderte gerade damals meine Thätigkeit. Auf meine immer und immer wiederholten Schreiben an das Ministerium des Cultus, in welchen ich auf den Ankauf einer

Mineraliensammlung drang, erhielt ich endlich den Bescheid, ich solle nach Berlin reisen und aus der dortigen höchst reichen akademischen Sammlung die entbehrlichen Doubletten erhalten.

Im Anfang des März fuhr ich mit meinem Bruder Friedrich, der einen Auftrag des Staatskanzlers Hardenberg auszuführen hatte, mit Extrapost nach Berlin.

Wir verließen Breslau am 10. März Abends; in der Nacht kamen wir nach Neumark. Hier fanden wir in der Poststube Offiziere; einer von ihnen zog durch sein außerordentlich imponirendes Ansehn meine Blicke auf sich. Es war, wie ich erfuhr, Gneisenau, der nach Breslau eilte. Damals konnte ich nicht entfernt ahnen, daß ich das Glück haben würde, diesem großen Manne näher zu treten.

Um Mitternacht (den 11. März) kamen wir nach Berlin. Hin und wieder brannten noch die Lichter der Illumination, welche dem Einzuge des russischen Generals Grafen Wittgenstein zu Ehren stattgefunden hatte. In den folgenden Tagen sah ich den Grafen öfters, einmal unter den Linden, wo das Grodnosche Husarenregiment aufgestellt war. Ich erstaunte über die Menge nicht bloß von Offizieren, sondern auch von Gemeinen dieses Regiments, welche Orden — besonders den Wladimirorden — trugen, und meinte, das Regiment müsse sich gewiß vor allen ausgezeichnet haben. Späterhin erfuhr ich erst, wie freigebig die Russen bei Ertheilung der Orden, vornehmlich der untersten Klasse des Wladimirordens, verfahren.

In Berlin angekommen gieng ich sogleich an die höchst unangenehme Aufgabe, aus der überreichen Mineraliensammlung Doubletten für die überarme Breslauer auszuwählen.

Allein Professor Weiß erklärte bei allen nur einigermaßen guten Stücken, es seien keine Doubletten, er könne sie nicht missen. Da es in Gottes Schöpfung wirklich keine Doubletten gibt — sind doch nicht zwei Blätter eines und desselben Baumes einander vollkommen gleich — so mußte ich bei diesen Discussionen nothwendig gegen Weiß den Kürzeren ziehen. Ich sah bald, daß ich höchstens eine sehr kleine Zahl sehr mittelmäßiger Stufen von ihm erpressen würde, ich sahe aber auch, daß, wenn ich diese zufrieden hinnähme, das Ministerium alle ferneren Bettelbriefe zurückweisen würde, da ja durch die Berliner Doubletten meine Wünsche erfüllt seien. Ich gab daher sehr gern alle Ansprüche an Doubletten auf, schloß mit Weiß den freundlichsten Frieden, und ganz einstimmig erklärten wir dem Ministerium, es sei nicht daran zu denken, aus Berliner Doubletten eine Breslauer akademische Mineraliensammlung zu bilden.

Ein unvergeßlicher Tag bleibt mir der 17. März, es war der Tag, da York mit seinem Corps in Berlin einzog. Eine Menge war ihm schon entgegen gegangen und geritten, auch Prinz Heinrich von Preußen und mehrere russische Generale. Schleiermacher und Buchhändler Reimer drängten sich mit mir so nahe als möglich zu York, wir begleiteten ihn bis in einen der Schloßhöfe, wo er abstieg. Ein grimmiger Ernst war auf sein Gesicht geschrieben; hatte der König gleich vor einigen Tagen seinen entscheidenden Schritt gut geheißen, so lastete doch die ungeheure Aufgabe auf ihm, jenen Schritt durch Besiegung des mächtigen Feindes thätlich zu legitimiren.

Abends führte man York zu Ehren im Opernhause Reichardts

Liederspiel: „Liebe und Treue“, dann Wallensteins Lager auf. Daß man im zweiten Stück eine Menge Beziehungen auf York und sein Heer fand, versteht sich von selbst; in das Reiterlied stimmte die ganze Versammlung begeistert mit ein. — Wir wußten in Berlin nicht, daß an demselben Tage (in Breslau) endlich der sehnlichste Wunsch aller, die ihr Vaterland herzlich liebten, in Erfüllung gieng. Es waren freilich schon an sechs Wochen vergangen, daß der König die Freiwilligen zum Kriegsdienst aufgerufen hatte. Auf dem Wege von Breslau nach Berlin begegneten wir Unzähligen, welche dem Rufe folgend nach Breslau zu Fuß und zu Pferde zogen, meist unterm muthigen Singen des Schillerschen Reiterliedes. Alle ohne Ausnahme wollten gegen die französische Tyrannei kämpfen. Aber der König schwieg und schwieg. Die Ungeduld wuchs von Tage zu Tage, jeder Verständige sah, daß die flüchtige Gelegenheit rasch und entschlossen ergriffen werden müsse und durch Zögerung Alles verloren gehen könne. Ja es ließen sich Stimmen der Ungeduldigsten vernehmen: wofern sich der König nicht bald erkläre, so müsse man seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm auf den Thron setzen. Abgesehen davon, daß dieser ehrenfeste ritterliche Prinz einen solchen Antrag mit Abscheu von sich gewiesen haben würde, so sieht auch Jeder, daß durch dieß revolutionäre Auftreten ganz Preußen in sich zerfallen und seine Macht völlig gebrochen worden wäre. Ich selbst wurde damals gefragt: ob ich Muth hätte, gegen den König aufzutreten; mein Eid war meine kurze entschiedene Antwort, es bedurfte kaum der vielen andern Gründe. Nichts ist in unsern Zeiten gefährlicher, als sich durch trügerische Ideale zum Jesuitismus

verlocken zu lassen, schlechte Mittel zu angeblich guten Zwecken anzuwenden. Das Gift einer bösen Handlung vergiftet Alles, was sich aus dieser Handlung weiter entwickelt. Wer könnte auch behaupten: der heilige Gott fordere von uns je ein Bosheitsopfer?

Doch ich komme auf den merkwürdigen 17. März zurück. An diesem Tage erschien auch der wichtige königliche Befehl zur Bildung der Landwehr. — Der Aufruf des Königs „An mein Volk" ward „einer höhern Aufforderung zufolge" in allen Kirchen Berlins von den Kanzeln verlesen. Ich war zugegen, als Schleiermacher diesen Aufruf verlas, eine herrliche Predigt schloß sich an.

Diese Predigt Schleiermachers machte den tiefsten Eindruck auf mich, wie gewiß auf alle Anwesende. Sieben Jahre früher, kurz vor der Schlacht bei Jena, hörte ich in Halle seine Kriegspredigt — wie hatte sich seitdem in diesen sieben schweren Jahren Alles verwandelt, in seinem tiefsten Wesen verwandelt!

Rückkehr nach Breslau. Bedenken. Eintritt in die schlesische Landwehr. Das königliche Hauptquartier. Waffenstillstand.

Was Großes in denselben Tagen in Breslau geschah, ist weltbekannt: die Stiftung der Landwehr, die Kriegserklärung an Frankreich. Und noch vor dieser Erklärung Steffens' Kriegserklärung in einer eminenten Rede von der durchgreifendsten Wirkung. Sämmtliche Studenten meldeten sich nach Anhörung derselben zum Kriegsdienst, nur leiblich ganz unfähige blieben zurück. Zugleich wurden alle Vorlesungen geschlossen.

Als ich nach Breslau zurückkam, hatte ſich das kriegeriſche Anſehen der Stadt vermehrt. Man kann denken, welche Aufregung um die Zeit dieſes Frühlingsanfangs 1813 in Breslau herrſchte, des Frühlingsanfangs unſres Vaterlands nach langer, harter Winterzeit. Der Kaiſer Alexander und der König von Preußen mit ſeinen größten Helden — Blücher, Scharnhorſt, Gneiſenau, Grolmann, — Stein — waren in Breslau; hier wurden die Vorbereitungen zum Kriege gegen Napoleon getroffen. Durch die Stiftung der Landwehr drängte ſich vielen die Frage auf: bin ich auch gemeint?

Leider waren nicht wenige, welche dieſe Frage in ihrem Dünkel überklug zurückwieſen und es für die beſchränkteſte Thorheit hielten, mit unſern wenigen ungeübten Truppen, beim Mangel an tüchtigen Generalen, dem einzig durch die Elemente, nicht aber in Schlachten beſiegten Napoleon entgegentreten zu wollen.

Ich ſtand am Scheidewege. Sollte ich den Fahnen folgen oder mich denen zugeſellen, welche, nach Schleiermachers Ausdruck, daheim Krieg gegen das Schlechte und Ungerechte führen ſollten? Was mich zweifelhaft machte, war vor Allem die Frage: ob ich denn zum Kriegsdienſt irgend tauglich ſei. Doch dies Bedenken trat bei näherer Erwägung zurück. Seit dem Jahre 1800 hatte ich alljährlich Fußreiſen gemacht, beſonders geognoſtiſche Unterſuchungsreiſen, durch welche ich einen großen Theil Deutſchlands mehr oder minder genau kennen gelernt. Ich hegte die ſtille Hoffnung, ein Freund beſtärkte mich in derſelben, daß ich durch dieſe Kenntniß des Vaterlandes im Kriege nützen könne. Ueberdies war ich durch jene Reiſen ab-

gehärtet und an Entbehrungen gewöhnt — die so allgemeinen Bedürfnisse: Kaffee, Tabak, geistige Getränke fielen auch für mich weg.

Meine Frau sah, wenn ich in den Krieg gieng, einer sehr schweren Zeit entgegen. Aber mit keiner Einrede trat sie je meinem Entschluß entgegen, der aus treuer Vaterlandsliebe entsprungen war. Diese Vaterlandsliebe beseelte auch sie.

So reifte mein Entschluß, aber ein neuer Zweifel stieg auf. Lützows Freischaar ward in Breslau organisirt, ihr schlossen sich die trefflichsten Männer und Jünglinge, Jahn, Friesen, Lange, Körner u. A. an, zum Theil mir nah befreundete, sollte ich mich ihnen nicht zugesellen?

Es wurde aber zu gleicher Zeit die schlesische Landwehr ausgerüstet, Breslau stellte zwei Bataillone, sollte ich mich diesen anschließen?

Lange schwankte ich, zuletzt entschied ich mich für die Landwehr. Der Aufruf des Königs zur Bildung derselben bestimmte mich, auch das Bedenken, ob es überhaupt nicht besser wäre, wenn jene trefflichen Männer der Lützow'schen Freischaar, statt sich abzusondern, in die Landwehr träten als ein Salz der Masse.

Man war genöthigt, die Offizierstellen bei der Landwehr großentheils an Civilisten zu geben, und diese, nach Maßgabe ihrer Aemter, höher oder niedriger zu stellen. Ob jeder seiner neuen Stelle gewachsen und werth sei, darüber mußte er sich freilich erst im Kriege ausweisen.

Als Bergrath ward ich so Hauptmann. Einige unbedeutende eitle Männer hielten sich nicht etwa gegen mich, sondern überhaupt für zurückgesetzt.

Es empörte mich, daß in solch ernster Zeit eitle persönliche Ansprüche sich laut machten; meinen vollen Widerwillen recht entschieden an den Tag zu legen, erklärte ich: daß ich der Capitänstelle entsage und eben so gerne Premierlieutenant sein wolle. Da dies nicht half, so degradirte ich mich zum Secondelieutenant — sie hätten mich bis zum Gemeinen in kürzester Zeit bringen können; doch besannen sie sich nun. Eins bedingte ich mir nur aus: daß ich in die Compagnie des als dramatischer Dichter bekannten Hauptmann Schall einträte und mit mir zugleich 10 Seminaristen aus dem protestantischen Schullehrerseminar, dem mein lieber Freund Harnisch vorstand. Dieser war im Begriff selbst einzutreten, als ihm vom Ministerium mit Recht befohlen wurde, in seinem so wichtigen Amte auszuharren, weil er nicht ersetzt werden könne. Wir Universitätslehrer dagegen waren zu Hause entbehrlich, da die Auditorien schon längst geschlossen waren. —

Nun folgte eine Zeit, in der wir auf die Probe gestellt wurden: ob unser Entschluß in den Krieg zu ziehen nur aus der Aufregung des Moments hervorgegangen, oder ob es uns ausdauernder Ernst sei. Wir wurden nämlich einexercirt. Die Zeit brachte es so mit sich, daß von uns jenes Wort galt:

Was sie heute gelernt, das wollen sie morgen schon lehren.

Doch um uns nicht Unrecht zu thun, es hieß: das müssen sie morgen schon lehren; wir exercirten die Gemeinen ein. Dazu hörten wir einige Vorlesungen über den Kriegsdienst. Ich entsinne mich, daß in denselben Gründe angegeben wurden, warum beim Zielen ein Punkt fixirt werden müsse, der etwas

höher als das Ziel — dann aber andere Gründe, warum man tiefer halten müſſe. Es war wohl nicht Frucht dieſer Vorleſungen, daß ich beim Scheibenſchießen der Offiziere zweimal den zweiten Schuß that, — worauf ich mir heute noch etwas einbilde und mich gedrungen fühle, es hier zu erwähnen. Einmal mußten wir auch ein großes praktiſches Examen beſtehen, indem uns nämlich ein Offizier der Garde, welcher es ſehr genau nahm, auf dem Schweidnitzer Anger exerciren ließ.

Während wir nun in Breslau eingeübt wurden, fielen die Schlachten von Lützen und Bautzen, in deren Folge die verbündeten Heere ſich aus Sachſen nach Schleſien zurückzogen. So muthig und ehrenvoll unſer Heer auch kämpfte, ſo war es doch, was oft überſehen wird, der Uebermacht Napoleons nicht gewachſen; in beiden Schlachten ſtanden 80,000 Verbündete gegen 120,000 Franzoſen. Nur das glückliche Cavaliergefecht bei Haynau (am 26. Mai) ſtärkte unſere Hoffnung.

Es war zu Ende des Mai, als das Bataillon Borwitz, bei welchem ich ſtand, Auftrag erhielt, eine Kriegskaſſe nach Neiſſe zu escortiren. Ohnehin melancholiſch durch die rückgängigen Bewegungen des Heeres, verſtimmte mich jener Auftrag noch mehr. — Als ich eben beſchäftigt war, meinen Torniſter zu packen, kommt ein junger Bekannter, der im Lützow'ſchen Corps ſtand, zu mir und frägt: was ich vorhabe. Da ich es ihm geſagt, ſo erwiedert er: ach, Raumer, das iſt nichts für Sie, Sie gehören ins Hauptquartier. Ich weiß nicht, was ich antwortete; natürlich gab ich aber gar nichts auf ſeine Aeußerung. Ich wills ſchon machen, ſagte er und gieng fort.

Kaum hörte ich drauf, meine bescheidenen Gedanken waren nur auf den Marsch nach Neisse gerichtet.

Bald darauf kommt der junge Mann zurück und sagt: ich habs gemacht, Sie sollen sogleich zum General Goetz kommen. Ich konnte nicht glauben, daß es Ernst sei; will der General mich sprechen, antwortete ich, so muß er eine Ordonnanz schicken. — Sie sind ein Pedant, antwortete der Lützower, ich will aber Ihren Willen thun. Er gieng, kurz darauf kam die Ordonnanz und beschied mich zu Goetz, bei welchem der damalige Generalmajor und Generaladjutant des Königs v. Knesebeck war. Dieser fragte mich: ob ich das schlesische Gebirg kenne. Ich bin (konnte ich mit gutem Gewissen antworten) sehr viel in demselben herumgekommen. Darauf fragte er mich, die Frage bleibt mir unvergeßlich, wie ich von Waldenburg nach Mark Lissa mit Infanterie, wie mit Artillerie marschiren würde? Das Bild des Gebirgs stand mir lebendig vor der Seele, so daß ich ohne Bedenken und mit Sicherheit antwortete. Sie gehen morgen ins königliche Hauptquartier nach Schweidnitz, war Knesebecks lakonische Erwiederung, mit welcher er mich entließ.

Mir wars als träumte ich. So urplötzlich der Landwehr entnommen, in welche ich nach reiflicher Ueberlegung getreten, ward ich nun in ein Verhältniß gewiesen, in welches zu treten ich nicht von fern gehofft.

Doch es war damals keine Zeit zu träumen, ich reiste sogleich nach Schweidnitz (30. Mai), wo sich das königliche Hauptquartier befand. Dort würde ich mich ganz fremd gefühlt haben, hätte ich nicht zwei werthe Bekannte getroffen,

den (nachmaligen) General v. Valentini und den Major v. Roeder. Jenen hatte ich öfters in Deſſau, bei dem Verfaſſer der Betrachtungen über die Kriegskunſt, dem alten vielerfahrenen Bärenhorſt geſehen. Major Roeder nahm ſich aufs Freundlichſte meiner an und orientirte mich in der mir ganz fremden Welt. Freilich theilte er mir auch manches ſehr Niederſchlagende mit, vor Allem, daß noch gar nicht abzuſehen ſei, wie weit nach Oſten die rückgängigen Bewegungen unſres Heeres gehen würden.

In den erſten Tagen des Juni kam das Hauptquartier nach Ober-Gröditz (zwiſchen Schweidnitz und Reichenbach). Ich lag mit Roeder in einem reinlichen Bauernhauſe in Quartier; da jedoch im Dorfe für die Menge von Prinzen, Generälen ꝛc. wenig Platz war, ſo mußten wir befürchten, bald ausquartirt zu werden; durch eine Schalkheit blieben wir jedoch unangefochten. Roeder war nämlich dem ruſſiſchen Fürſten Wolchonski, Generaladjutanten des Kaiſers, beigegeben, welcher bei Alexander viel galt. Nun ſchrieben wir an die Hausthür mit kleinen Buchſtaben: Major v. Roeder, dagegen mit ſehr großen weit ſichtbaren den Namen des Fürſten. Laſen Quartier Suchende dieſen Namen von ferne, ſo kehrten ſie ſogleich reſignirend um. Leider gieng Roeder bald darauf nach Böhmen. Ich ſah ihn nie wieder, er blieb bei Culm.

Am 5. Juni ward in Ober-Gröditz der zwiſchen Napoleon und den Verbündeten Tags vorher geſchloſſene Waffenſtillſtand durch den König von Preußen und den Kaiſer von Rußland vollzogen; bis zum 20. Juli ſollte er dauern. Da die Demarcationslinie der Armeen das ſchleſiſche Gebirge durchſchnitt

und deshalb zu vermuthen war: dies Gebirge werde beim Wiederausbruch des Krieges Schauplatz deſſelben ſein, ſo erbot ich mich dem General Kneſebeck, mit einem Offizier des Generalſtabs jene Linie zu bereiſen. Es geſchah nicht, weil kein Offizier diſponibel war, worauf ich für die Zeit des Waffenſtillſtands um Urlaub bat und nach dem nur eine Tagreiſe entfernten Breslau zurückkehrte.

Wiederausbruch des Krieges. Nach Glatz. Zu General Gneiſenau. Gefecht bei Plagwitz. Zum Obriſtlieutenant v. Krauſeneck geſchickt. Schlacht an der Katzbach. Nachtfahrt. Nach Teplitz. Graf Moltke. Görlitz.

Die Zeit des Waffenſtillſtands war eine höchſt peinliche, die Zukunft mehr als je ungewiß; bald wollte alle Hoffnung ſchwinden, bald ermannte man ſich wieder. In jenen Tagen dichtete Körner: Herz laß dich nicht zerſpalten — es entſpricht ganz dem damaligen Gemüthszuſtande derer, die ihr Vaterland liebten. — Um das Herz zu ſtillen, beſchäftigte ich mich mit Botanik. — Der Waffenſtillſtand ward bis zum 16. Auguſt verlängert. Oeſterreichs Anſchluß an die Verbündeten entſchied vorzüglich über die Fortſetzung des Krieges.

Am 15. Auguſt verließ ich Frau und Kind zum zweitenmale, am 16. kam ich nach Glatz. Die verſchiedenen Corps der großen Armee waren ſchon auf dem Marſch nach Böhmen, der König von Preußen gieng durch Glatz nach Prag. Böhmen, ſo ſchien es, ſollte der Schauplatz werden, auf welchem man den entſcheidenden Kampf mit Napoleon ausfechten würde.

Große Hoffnungen regten ſich wieder, friſche Lebenskeime nach den freudloſen dunkeln Tagen des Waffenſtillſtands. Ich ſah es jetzt als ein großes Glück an, daß ich durch Verſetzung in das königliche Hauptquartier die großen welthiſtoriſchen Entwicklungen mit erleben würde.

Allein es kam ganz anders als ich gehofft und gewünſcht.

Ich beſuchte den Commandanten von Glatz, Obriſt Blumenſtein, den ich in Breslau kennen gelernt, und ſagte ihm meine Abſicht nach Prag zu gehen, wie jedoch noch nichts über mich beſtimmt ſei. Bleiben Sie hier, ſagte Blumenſtein; ich erwarte den Adjutanten des Königs, Obriſtlieutenant Thiele, welcher Sie beſcheiden wird. Thiele kam; nachdem er mit Blumenſtein ſich beſprochen, bat ich ihn, über mich zu verfügen. Das Corps des Generals Blücher, antwortete Thiele, bleibt als Obſervationscorps in Schleſien, darum gehen Sie ſogleich zum General Gneiſenau.

Ich ſchäme mich der Gedanken, welche mir bei dieſer Antwort durch den Kopf giengen. Anſtatt, dachte ich, mit der großen Armee zu ziehen, welche das Größte auszuführen beſtimmt iſt, ſoll ich alſo bei einem unrührigen Obſervationscorps bleiben — es iſt nicht viel beſſer, als würde ich zur Blokade von Glogau commandirt. —

So thöricht waren meine Gedanken, ich ahnete nicht entfernt, wie über alle Maaßen freundlich in dieſem für mich entſcheidenden Augenblick mein Lebensgang von einer höhern Hand geleitet ward. —

Ich reiste auf der Stelle ins Blücher'ſche Hauptquartier,

es war, wenn ich nicht irre, in Neudorf, wo ich den 19. August eintraf und mich beim General Gneisenau anmeldete.

Hier würde ich wieder ganz einsam gestanden haben, hätte ich nicht mehrere alte Bekannte angetroffen, — so den Hauptmann Stosch, Adjutanten Gneisenaus, einen Schulgenossen, den Referendarius Focke, mit welchem ich in Halle studirt, Gerlach, Blüchers Adjutanten, meinen Vetter. Zugleich mit mir kam Kammergerichtsrath Eichhorn an, mit welchem ich bald näher bekannt wurde.

Im Blücher'schen Hauptquartier gieng es freilich anders her, als im Königlichen, in welchem ich überdies nur die Zwitterzeit zubrachte, da man über den Waffenstillstand verhandelte. Hier war lauter Leben und kriegerisches Treiben.

Zwei Tage nach meiner Ankunft (am 21. August) traf Napoleon in Löwenberg ein und warf sich mit aller Macht auf Blücher. Es kam zu dem blutigen Treffen bei Plagwitz, dem ersten, welchem ich beiwohnte. Mag man sich auch nach Beschreibungen und Gemälden das möglichst lebendige Bild von einer Schlacht gemacht haben, es reicht nicht entfernt an die Wirklichkeit. Ich war von dem Schauspiele so hingerissen, daß ich mich darüber selbst ganz vergaß.

Das Gefecht wurde abgebrochen, wir zogen uns vor der Uebermacht Napoleons zurück, am 23. August kam das Hauptquartier nach Nieder-Krain. Hier erhielt ich von Gneisenau den Auftrag, dem General Sacken eine Ordre zu bringen, eine zweite dem Obristlieutenant v. Krauseneck in Liegnitz, träfe ich diesen nicht dort, so müsse ich ihn sonst aufsuchen und scharf zureiten. — Nachdem ich an Sacken die Ordre gebracht, ritt

ich nach Liegnitz, gieng auf das Rathhaus, wo man mir als officielles Geheimniß mittheilte: Krausenek sei nach Profen marschirt. Ich reite in gutem Trab nach Profen, der Schulz in Profen weiß nichts von Krausenek, ich reite nach Jauer, auch hier erfahre ich nichts. In der Nähe von Strigau ist mein Pferd todmüde, ich muß absteigen und es mühsam in die Stadt ziehn. Hier ließ ich das Pferd, nahm Extrapost nach Schweidnitz, wo ich endlich Krausenek fand und ihm um Mitternacht — er lag im Bett — die Ordre übergab. Bedroht von den Franzosen, hatte er seine Truppen — etwa 10,000 Mann — nicht auf den gewöhnlichen Straßen, sondern auf Seitenwegen geführt.

Nachdem ich mich etwas ausgeruht, fuhr ich nach Strigau zurück, und fand leider mein Pferd in einem Zustande, daß ich es nicht mitnehmen konnte, da es wenigstens für die nächsten Tage, das heißt im Kriege, gar nicht mehr zu brauchen war. Ich mußte es verkaufen und fuhr nach Jauer, wohin man das Hauptquartier verlegt hatte. Der General war mit der Ausführung meines Auftrags um so mehr zufrieden, als zwei andere, die an Krausenek geschickt wurden, denselben nicht aufgefunden hatten. — Ich bedurfte fast einer solchen Ermunterung, weil mir der Verlust meines Pferdes aus mehr als einem Grunde sehr zu Herzen gieng. Vergebens erkundigte ich mich bei vielen nach einem Pferde, das zu verkaufen sei; da sich keines fand, so fragte ich eben so vergebens bei meinen Bekannten, ob sie mir kein Pferd leihen könnten. Eine Schlacht sei vor der Thür — es war am 25. August — da müsse man Reservepferde haben, war die Antwort.

So kam der 26. August, alles zog in die Schlacht, und ich Unglücklicher mußte in Jauer bleiben. Der gewaltigste Kanonendonner, so daß den ganzen Tag die Fenster klirrten, Regen in Strömen, dazu keine Nachricht, wie es in der Schlacht stehe. Endlich gegen Abend kam die Hiobspost: Langeron ziehe sich zurück und zugleich der Befehl, daß die Bagage des Blücher'schen Hauptquartiers auf Dromsdorf — nach Breslau zu — sich zurückziehen sollte. Mir blieb nichts, als auf offenem Leiterwagen, ohne Mantel im kältesten herunterströmenden Regen den Rückzug mit anzutreten, gegen Mitternacht kamen wir nach Dromsdorf.

Alles lagerte hier in einem großen Saale auf der Streu; wer nicht Bagagetroß kennen gelernt hat, wird sich kaum einen Begriff von der Gesellschaft machen, in der ich mich befand. Und dazu der peinigende Gedanke: wir seien völlig geschlagen, und die Aussicht, am folgenden Tage mit dem Troß nach Breslau zu retiriren. Waren wir ja seit dem 2. Mai fast immer retirirt, ja es war bei einigen zur fixen Idee geworden, jede Schlacht müsse man im rechten Moment abbrechen und sich zurückziehen. — Und jetzt nach Breslau einziehn!

Auf der Streu, ohne Decke in ganz naßkalten Kleidern und dazu so schwarze Gedanken die ganze Nacht hindurch. — Es war eine entsetzliche Nacht. — Aber welch' schöner Morgen folgte dieser Nacht! — Eine Ordonnanz brachte uns die Siegesnachricht und den Befehl zur Rückkehr in's Hauptquartier. Solche Freudenaugenblicke werden uns nur in großen Zeiten, ich vergaß die Nacht und konnte es selbst verschmerzen, der Schlacht nicht beigewohnt zu haben. —

Durch dieſe Schlacht war es vorzüglich, daß in den Deutſchen die Meinung von der Unüberwindlichkeit der Franzoſen den Todesſtoß erhielt, dagegen friſcher Lebensmuth und kühne Hoffnung auflebte. Gneiſenau ſchrieb unmittelbar nach der Schlacht folgende Briefe an Graf Münſter, aus jedem Wort ſpricht Heldenmuth und Heldenkraft.

Brechtelshof, 26. Auguſt 1813.

[1]) Wir haben heute einen Sieg erfochten. Wir hatten die Dispoſition zum Angriff gemacht und wollten ſie eben in Ausführung bringen, als man uns meldete, die feindlichen Colonnen ſeien gegen uns über die Katzbach im Anrücken. Schnell änderten wir unſern Angriffsplan, verbargen unſere Colonnen hinter ſanften Anhöhen, zeigten nur unſere Avantgarde und ſtellten uns, als ob wir in die Defenſive verfielen. Nun drang der Feind übermüthig vor. Auf einmal brachen wir über die ſanften Anhöhen hervor. Einen Augenblick war das Gefecht im Stillſtand. Wir brachten mehr Cavallerie in's Gefecht; zuletzt unſere Infanteriemaſſen; griffen die feindlichen mit dem Bajonett an und ſtürzten ſie den ſteilen Rand des Fluſſes, der Katzbach, hinunter. Der General (ruſſiſche) v. Sacken hat uns vortrefflich unterſtützt. Nicht ſo der ruſſiſche General Graf Langeron. Er hatte eine ungeheuer ſtarke Poſition, und wollte ſich dennoch nicht ſchlagen. Er verlor einen Theil dieſer Poſition durch Ungeſchicklichkeit und Unentſchloſſenheit, und nur dadurch, daß wir dem gegen ihn vorgedrungenen Feind in den Rücken

[1]) Lebensbilder von Hormayr 2, 288.

giengen, retteten wir ihn. Viel Geschütz ist in unsern Händen. Es ist jetzt Mitternacht, wir wissen also nicht dessen Zahl. Die Schlacht heißt die Schlacht an der Katzbach. Gott erhalte Sie.

Holstein bei Löwenberg, 30. August 1813.

Unser Sieg am 26. ist weit vollständiger, als ich E. E. in meinem letzten Bericht darüber anzeigen konnte. In den beholzten steilen Thalrändern der wüthenden Neisse und der Katzbach wurden des andern Tages die hinabgestürzten Geschütze und Kriegsfuhrwerke gefunden. Wir haben über 100 Kanonen erobert, 300 Munitionswagen und Feldschmieden; 15,000 Gefangene sind eingebracht, mehrere derselben kommen stündlich ein; alle Straßen zwischen der Katzbach und dem Bober tragen die Wirkungen des Schreckens unserer Feinde; Leichname überfahren und in den Schlamm gesenkt; umgestürzte Fahrzeuge, verbrannte Dörfer. Der größte Theil der Macdonaldschen Armee hat sich aufgelöst. Von den Uebergängen der angeschwollenen Flüsse abgeschnitten, irren die Flüchtlinge in den Wäldern und Bergen umher und begehen aus Hunger Unordnungen. Ich habe die Sturmglocke gegen sie läuten lassen und die Bauern aufgeboten, sie zu tödten oder gefangen zu nehmen.

Gestern fand hier in der Nähe die Division Puthod ihr Ende. Sie ward ereilt und mußte sich, mit dem Rücken gegen den Bober aufgestellt, schlagen. Man kartätschte sie anfänglich und griff sie dann mit dem Bajonett an. Zum Theil ward sie getödtet, zum Theil in das Wasser gestürzt; der Rest, Generale, Offiziere und Adler gefangen gemacht und erobert.

Das Wetter iſt abſcheulich, der Regen unaufhörlich; während der Schlacht ſchlug uns der Sturm in's Geſicht. Der Soldat bringt die Nächte unter freiem Himmel zu.

N. v. Gneiſenau.

In Holſtein (bei Löwenberg) ſtießen wir wieder zum Hauptquartier. Ich hörte, General Gneiſenau habe nach mir gefragt. Als ich zum General kam, bedauerte er, daß ich aus Mangel eines Pferdes nicht der Schlacht hätte beiwohnen können, er habe mich dem Obriſten Grafen Moltke beigeben wollen, der die Siegesnachricht dem Könige von Preußen nach Teplitz bringe. Doch ſollte ich mich gleich bereit machen, mit neuen Aufträgen dorthin zu gehen; welchen Weg ich nehmen würde? Auf meine Frage: wie frühere Courière gegangen? erfuhr ich, daß ſie den großen Umweg über Schatzlar und Trautenau gemacht. Ich erklärte dem General: ich würde geraden Weges übers Gebirg gehen — Aber dort läuft keine Straße — Ich gehe zu Fuß, die dortigen Fußwege kenne ich. — Der General war damit um ſo zufriedener, als er mir nun zugleich den Auftrag geben konnte, im Gebirge den Grafen Neipperg aufzuſuchen. —

So lieb mir die Reiſe war, ſo that es mir Unzufriedenem doch leid, daß ich nicht mit Moltke die Siegesnachricht überbringen konnte. Ich ſchickte mich ſogleich zur Abreiſe an, aber noch ehe ich mich in den Wagen ſetzte, kam die Nachricht: Moltke ſei bei Arnau in der Elbe und zwar in ſeiner Kutſche ertrunken. Dieſe Nachricht machte den tiefſten Eindruck auf mich. Es war klar: hatte ich am Tage der Schlacht ein Pferd, ſo wäre

ich, wenn auch in der Schlacht erhalten, doch mit Graf Moltke in der Elbe ertrunken. Nach des treuen Gottes Willen ſollte ich noch leben und beſſere Tage ſehen, darum mußte ich einige ſchwere Tage haben, die ich, blind für das Zukünftige, in verzweifelnder Ungeduld durchlebte. —

Ich fuhr nach Greifenberg, wo mir der ruſſiſche General Graf S. Prieſt einen Koſacken zur Begleitung mitgab. Von da nach Kloſter Heinrorf, das nahe dem Badeort Liebwerda, am Fuße des ſtark anſteigenden Gebirges liegt. Hier fand ich Bauern, welche Lebensmittel für Poniatowskis Corps aufluden. Ich ſagte ihnen vom Siege an der Katzbach, und rieth, die Zufuhr ja zu verzögern, da die Polen ſich gewiß bald aus daſiger Gegend zurückziehen müßten. Als ſie hörten, daß ich von Heinrorf zu Fuß übers Gebirge nach Reichenberg gienge, ſo riethen ſie mir gegenſeitig zu großer Vorſicht, da ganz in der Nähe, in Engelthal, noch Polen ſtänden.

Ich ſchickte meinen Wagen zurück und ſtieg nun mit meinem Koſacken das Gebirg hinauf, ich der Offizier zu Fuß, er zu Pferde. So was Unnatürliches hatte er noch nicht erlebt, in ſehr deutlicher Zeichenſprache drang er in mich, ſein Pferd zu beſteigen. Endlich that ich's ihm zu Gefallen. Aber an deutſche Pferde gewöhnt, welche ja treſſirt werden, die Naſe hoch zu tragen und nicht auf den Weg zu ſehen, konnte ich auf ſteilem Wege voll großer und kleiner Granitblöcke nicht völliges Vertrauen zum vorſichtigen Koſackerpferde faſſen, ich meinte jeden Augenblick, es müſſe ſtürzen oder ein Bein brechen. —

Nachts blieben wir in einem einſamen Gebirgsdorfe, am Morgen fand ich den Feldmarſchalllieutenant Reyzberg in Rei-

chenberg. Er war ein ſchöner Mann, jedoch einäugig; ſpäterhin machte ſein Verhältniß zu Napoleons Wittwe Aufſehen. Durch ihn erhielt ich zuerſt die frohe Nachricht vom Siege bei Culm. Ich ſchrieb den Schlachtbericht ab und bat den Grafen, dieſe Abſchrift baldmöglichſt in das Blücher'ſche Hauptquartier zu ſenden. Nachdem ich mich noch durch ein gutes Frühſtück geſtärkt, ſetzte ich meine Reiſe weiter fort. Ueber Leitmeritz kam ich am Abend des folgenden Tages nach Teplitz. Ehe ich hineinfuhr, hatte ich den großartigſten Anblick. Am Abfall des Erzgebirges lagerte die Armee, unzählige Lagerfeuer brannten und erleuchteten das Gebirg; Teplitz ſelbſt war hell wie ein Feuerklumpen. — Ich eilte, meine Depeſche dem General Kneſebeck zu bringen. Der General war ein ſehr nüchterner beſonnener Mann, um ſo mehr rührte mich der Enthuſiasmus, mit welchem er mir die ſo ganz einzige verwickelte Geſchichte des glänzenden Sieges bei Culm erzählte, welchem der traurige Tag bei Dresden zur Folie diente.

Ich hatte die Freude, hier meinen jüngern Bruder Heinrich zu treffen, der als Hauptmann bei der Heinauer Landwehr ſtand, und mit dieſer an der Schlacht bei Culm tapferen Antheil genommen hatte.

Eilig reiſete ich nun über Zittau nach Görlitz, wo ſich das Hauptquartier befand. Es war ſpät Abends als ich dort anlam; eine große Maſſe ruſſiſcher Truppen marſchirte in die Stadt. Da keine Möglichkeit war, zugleich mit ihnen hinein zu fahren, ſo ſtieg ich aus, um den General Gneiſenau aufzuſuchen. Dem Poſtillon übergab ich meinen Mantelſack. Da ich denſelben am folgenden Morgen abholen wollte, ſo wußte

Niemand um ihn, ich sah ihn nie wieder und mein ganzes Besitzthum beschränkte sich für längere Zeit auf das, was ich am Leibe trug. —

Herrnhut. Bautzen. Schlacht bei Wartenburg.

Den größten Theil des Septembers war die Lausitz das Kriegstheater des Blücher'schen Heeres. — Am 4. September wurden wir von Napoleon mit großer Uebermacht angegriffen, und zogen uns am 5. bis Lauban zurück. Am 8. gieng es wieder vorwärts, das Hauptquartier kam nach Herrnhut, wo es bis zum 14. blieb. — Das Blücher'sche Hauptquartier und Herrnhut, ein größeres Widerspiel, sollte man denken, sei kaum zu finden. Und doch! — Zuerst erwähne ich dankbar, daß wir auf's Freundlichste aufgenommen wurden. Ich kam mit Eichhorn bei einem Bäcker in's Quartier, den wir nur bitten mußten, er möge uns doch nicht mit Kuchen und Wein in solchem Ueberfluß versehen, und durch freundlich dringendes Nöthigen verlocken, ganz geättigt an Gneisenaus Tafel zu kommen. Eine in Heeren ungewöhnlich ernste Gesinnung mußten die Herrnhuter ihrerseits darin sehen, daß Blücher mit seinem ganzen Hauptquartier ihrem Gottesdienst beiwohnte. Das Lied: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut, hätten wir freilich gern aus vollem Herzen mit kräftiger Posaunenbegleitung gesungen, aber der Organist hatte das Flötenregister gezogen.

Wir hatten ja wahrlich Grund, Gott zu preisen und zu danken, für Alles was er uns binnen 3 Wochen verliehen, für die Siege bei Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Culm.

Und hier in Herrnhut erhielten wir am 10. eine neue Veranlaſſung: die Nachricht, daß Bülow die glorreiche Schlacht bei Dennewitz gewonnen, welche ein Rittmeiſter vom ſchwediſchen Huſarenregiment Mörner überbrachte. Wir Enthuſiaſten konnten nur damals noch nicht begreifen, warum der Mann mit ſeinen Huſaren ſo ſtill einritt.

Die Herrnhuter hatten, aus religiöſem Grundſatz, keine Soldaten geſtellt, dagegen auf alle Weiſe ſich unſerer Verwundeten angenommen. Beſonders zeichneten ſich drei ihrer Aerzte durch die liebevollſte Thätigkeit aus; um ſich ihnen erkenntlich zu beweiſen, lud ſie General Gneiſenau zur Tafel. Bei dieſer ward über den Krieg geſprochen, da wandte ſich der General zu mir und forderte mich mit heiterm Ernſt auf: den Gäſten zu beweiſen, daß der Krieg nicht unchriſtlich ſei. Ich berief mich, wenn ich mich recht entſinne, auf eine von den Herrnhutern anerkannte Autorität, auf den geiſtlichen Großvater Zinzendorfs, Spener. Er legt die Worte des Apoſtel Paulus: die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umſonſt, dahin aus, daß dieſelben keineswegs bloß vom Criminalrecht gälten, vom Recht der Obrigkeit über Leben und Tod der Verbrecher, ſondern auch vom Recht gerechte Kriege zu führen. Daß aber unſer Krieg gegen Napoleon ein gerechter ſei, brauchte wahrlich nicht erſt bewieſen zu werden. —

Am 15. September ward das Hauptquartier nach Bautzen verlegt, wo es zehn Tage lang blieb, während welcher nichts Bedeutendes geſchah.

Hier war es, wo ſich eines Mittags, als wir bei Gneiſenau aßen, eine Harfeniſtin meldete. Sie ſang ein Lied zu

Ehren der Kriegsthaten des letzten Jahrs. Unter Anderm entsinne ich mich, daß es hieß: alle Völker, bis zu Afrikas Strand, hätten vor Freuden gejauchzt über Moskaus Brand, riefen Anfang der Befreiung. Der Gesang lenkte das Gespräch auf die nahe und ferne Zukunft. Der General, dessen edlem Gemüth nichts so fern lag, als Prahlen, sagte mit prophetischem Ernst: meine Herren, sie sollen noch Trauben am Rhein essen. Das sagte er in Bautzen, in der Mitte des Septembers, da jeder meinte: hätten wir nur erst Dresden genommen, das so stark befestigt und von einer großen Armee vertheidigt, dem böhmischen Heere Verderben brachte.

Am 27. September brachen wir von Bautzen auf, nicht gegen Dresden, vielmehr marschirten wir rechts ab über Königsbrück und Elster, nach Herzberg, wo uns die Leute nicht genug von der Flucht der französischen (u. a.) Truppen nach der Schlacht von Dennewitz erzählen konnten. Weiter gieng es — am zweiten Oktober — nach Jessen; eine russische Pontonbrücke ward über die Elbe geschlagen.

Am dritten Oktober giengen wir mit dem Corps von York über den Fluß, uns entgegen stand der General Graf Bertrand. Wir hielten längere Zeit in einem Eichenwalde nahe der Elbe, die Kanonenkugeln schlugen mächtige Eichenzweige herunter, zuweilen fielen die Kugeln in den Fluß, da dann das Wasser hoch aufsprang. Den Ausschlag gaben die Soldaten der Brigade von Horn, welche zuerst ruhig Pflaumen schüttelten, und dann unter Anführung ihres tapfern Generals das Dorf Wartenburg stürmten, welches durch Moräste und Wall einer Festung glich.

Auf dem Schlachtfelde bei Wartenburg fand ich einen ſchönen neapolitaniſchen Soldaten, den eine Flintenkugel gerade in die Stirn getroffen, ſo daß das Gehirn weit herausquoll. Sein bleiches Geſicht, ſein verzweifelt ſchmerzhafter Blick, mit dem er zu bitten ſchien, wir ſollten uns ſeiner erbarmen und der grauſamen Qual ein Ende machen — ich werde das nie vergeſſen. — Und ganz in ſeiner Nähe lag ein blutjunger preußiſcher Landwehrmann, den eine Flintenkugel gerade ins Herz getroffen hatte; kein Zug der Entſtellung war auf ſeinem Geſicht, ſondern die Ruhe eines Schlafenden.

Nachts blieben wir auf dem Wartenburger Schloſſe, in einem langen Saale, an deſſen entgegengeſetzte Enden zwei Kammern ſtießen. Eine Kanonenkugel war durch die Mauer und durch die eine Kammer gefahren, hatte im Saale ricochettirt — wir fanden die Spur auf der Diele — und dann noch die Wand, welche die entgegengeſetzte Kammer vom Saale trennte, eingeworfen. —

Wartenburg ward ſtark befeſtigt, General Rauch blieb dort mit 4000 Mann, der Punkt ſollte dem Blücher'ſchen Heer als ein verſchanztes Lager dienen, in welches es ſich, würde es von Napoleons Uebermacht gedrängt, zurückziehen könnte.

Der Marſch von Bautzen auf Wartenburg und der glorreiche Uebergang über die Elbe war in mehr als einer Hinſicht von der größten Wichtigkeit. Für Napoleon, welcher hoffen mochte: das Blücher'ſche Heer werde gegen das wohlbefeſtigte Dresden vergeblich anſtürmen, war jener Uebergang gewiß eben ſo unerwartet als unerwünſcht. Man hatte aber

zu dieſer Operation noch beſondere Motive. Es zeigte ſich nämlich bald, daß der Kronprinz von Schweden den Krieg ſehr lau führte; nicht ihm, ſondern Bülow gebührte der Ruhm des großen Sieges von Dennewitz. Blücher hielt es für nöthig, mit ſeinem Heere nordwärts zu gehen, damit er die Operationen des Kronprinzen überwachen und ſo viel als möglich dirigiren könnte, was ſich ſogleich nach dem Uebergang bei Wartenburg herausſtellte. Als dieſer am 3. Oktober geſchehen, ſo war der Kronprinz hiedurch genöthigt, endlich am 4. Oktober bei Acken und Deſſau auch die Elbe, Ehren halber, zu überſchreiten.

Ein anderes Motiv rechts abzumarſchiren war dieſes. „Die Souveräne wünſchten, ſo erzählt Müffling, daß die Schleſiſche (Blücher'ſche) Armee links abmarſchiren und ſich mit der großen Armee vereinigen möchte.“ Es kam aber Alles darauf an, daß Blücher mit ſeinem Heere möglichſt ſelbſtändig und frei beweglich blieb, und muthig vorangehend die Bedenklichern zur Nachfolge nöthigte. Wenn der Uebergang bei Wartenburg den Kronprinzen von Schweden veranlaßte, auch die Elbe zu paſſiren, ſo zog er zugleich den Uebergang der böhmiſchen Armee über das Erzgebirge nach ſich. Stieß Blücher dagegen ſelbſt zu dieſer Armee, ſo hatte ſeine freie immer voranſchreitende Thätigkeit ein Ende. Man erzählt ſelbſt: der König von Preußen habe an Gneiſenau von Teplitz aus nach Bautzen den Befehl geſchickt, das Blücher'ſche Corps ſolle ſich an die böhmiſche Armee anſchließen. Gneiſenau habe geantwortet: es gehe aus den und den Gründen nicht. Auf einen zweiten Befehl habe er Aehnliches erwiedert, als aber der

dritte Befehl gekommen, zurückgeschrieben: E. Majestät, mein Kopf steht zu Ihren Diensten, aber wir kommen nicht. Ich kann diese Erzählung nicht verbürgen, jedenfalls hat aber die Besorgniß: der böhmischen Armee einverleibt zu werden, auch den Abmarsch nach Wartenburg veranlaßt.

Wir werden sehen, daß in den Tagen vom 19. bis zum 24. Februar 1814 die Geschichte des Wartenburger Marsches sich in Frankreich wiederholte, wobei ähnliche Motive ganz klar heraustraten.

Düben. Dessau. Sendung nach Wartenburg. Halle. Freicorps des Fürsten Mandatof.

Von Wartenburg marschirten wir nach Düben. Am 7. Oktober ritt ich von da nach Dessau, um meinen Vater und die Geschwister zu sprechen, zugleich erhielt ich von Prinz Wilhelm Aufträge an seine Frau Schwägerin, die Erbprinzeß von Dessau. Bei ihr traf ich den General Tauenzien, auf dem Markte sah ich den Kronprinzen von Schweden. Mein guter Vater schenkte mir ein vortreffliches Pferd, die Schwestern statteten mich aus, da der Verlust des Mantelsacks meine Garderobe sehr vereinfacht hatte. — Auch nahm ich einen etwa 19jährigen Burschen als Reitknecht in Dienst. — Ich kehrte nach Düben zurück und dachte nicht, daß ich bald wieder nach Dessau kommen würde.

Am 9. Oktober drang Napoleon mit großer Macht gegen Düben vor; wir verließen es, unmittelbar darauf rückten die Feinde ein. Vor der Stadt trug mir General Gneisenau auf, nach Wartenburg zum General Rauch zu reiten. Unterweges,

im großen Walde zwiſchen Düben und Kemberg, traf ich auf eine Kriegskaſſe von 80,000 Thalern. Der Begleitende fragte mich: ob er weiter fahren ſolle. Ich ſagte ihm: daß die Franzoſen in Düben ſeien und wir nordwärts gedrängt würden, er möge darnach ſeine Maßregeln nehmen.

Mein Auftrag lautete: General Rauch ſolle das Lager von Wartenburg alsbald verlaſſen und ſich mit ſeinen Truppen nach Deſſau zurückziehen. Als ich dies ausgerichtet, fragte der General: ob ich dieſen wichtigen Auftrag nicht ſchriftlich brächte; zum Schreiben, entgegnete ich, habe es an Zeit und Gelegenheit gefehlt. Darauf rief Rauch alle Offiziere zuſammen, in ihrer Gegenwart mußte ich den Auftrag noch einmal wiederholen, dann legte der General mit militäriſch ſtrengem Ernſt die ganze desfallſige Verantwortlichkeit auf meine Schultern.

Darauf fragte er mich: ob ich der Kriegskaſſe begegnet ſei? — Ja. — Ob ich die Begleiter angewieſen, auf der Stelle umzukehren? Nein. — O, die Kaſſe iſt verloren, ſagte der General, warum haben Sie das unterlaſſen? Ich erwiederte: da ſich unſer rechter Flügel unter General Sacken, der bei Mokrehna nach der Elbe zu ſtand, links ab zurückziehen müſſe, ſo ſei ich überzeugt, die Kriegskaſſe ſei dadurch geborgen. Dagegen würden, ſobald Sacken abgezogen ſei, die Franzoſen wahrſcheinlich am linken Elbufer vordringen, dann fiele die langſam ziehende Kaſſe in ihre Hände.

Am 10. Oktober ritt ich auf dem rechten Elbufer dem Lager des General v. Thümen vorüber nach Coswig, weiter über meine Vaterſtadt Wörlitz nach Deſſau und Halle, wohin unterweilen das Blücher'ſche Hauptquartier verlegt war. Ich

traf zuerſt den Oberſtlieutenant v. Oppen, und befragte ihn ſogleich nach der Kriegskaſſe. Die Antwort: ſie ſei noch nicht angekommen, erſchreckte mich doch, wiewohl ich auf keine Weiſe verantwortlich war. Nachmittags brachte mir aber Oppen die frohe Botſchaft, die Kaſſe ſei glücklich zu General Sacken geſtoßen, wie ich es vermuthet hatte. —

Bald nach meiner Ankunft erhielt ich einen neuen Auftrag. Der Oberſt Fürſt Mandatof, ein Armenier, führte ein Freicorps, es beſtand aus Koſacken und ruſſiſchen Huſaren. Dies Corps ſollte zwiſchen Halle, Leipzig und Zeitz herumſtreifen, Gneiſenau trug dem Lieutenant Heckel und mir auf, den Oberſten zu begleiten. Ich kannte die Gegend, da ich viele Jahre in Halle gelebt. Unſre Aufgabe war in ſo fern ſchwierig, als Mandatof nicht deutſch verſtand und blutwenig franzöſiſch. — Wir ritten aus Halle, die Koſacken ſangen beim Aufbruch höchſt melancholiſche fugenartige Geſänge, alle in Moll. Unſre nächſte Beſtimmung war nach Liebenau. Vor dem Thor ward ich gefragt: wo liegt Liebenau? Als ich die Gegend gezeigt, ſo ſetzte man ſich in Bewegung, meinem Fingerzeige gerade aus zu folgen, nicht anders, als wenn wir uns in einer völlig wegeloſen ſibiriſchen Steppe befunden hätten. Ich proteſtirte: wir müßten, ſagte ich, einen andern Weg einſchlagen, um zu einer Brücke über die Elſter zu kommen. Aber ſie ritten dennoch immer geradezu über alle Felder und ſtöberten beiläufig Haſen auf, die ſie munter verfolgten. So kamen wir an die Elſter. Die praktiſchen Koſacken ſahen gleich, daß nicht daran zu denken ſei, durch das braune unheimliche Waſſer zu ſchwimmen; war es doch dieſelbe Elſter, in welcher acht Tage ſpäter

Poniatowski ertrank! Mit großem Umwege kamen wir endlich an die Brücke und so nach Liebenau. Da trieb man es sehr wunderlich. Die Tafel des Fürsten Mandatof war besser besetzt als die Blüchers, aber das Tischgespräch sehr genirt, weil wir uns gegenseitig nicht recht verständigen konnten. Schon am folgenden Tage mußte ich wieder zum General Gneisenau nach Halle reiten, um ihn, wenn ich mich recht entsinne, zu benachrichtigen, daß wir weder Freund noch Feind gesehen. Zurück gieng ich über Merseburg, wohin ich einen Auftrag an den russischen General Grafen St. Priest erhielt.

Aber bald darauf am 15. Oktober ergieng an den Fürsten Mandatof der Befehl: sein Corps aufzulösen und seine Kosacken und Husaren sogleich wieder zu Sackens Truppen stoßen zu lassen, zu welchen sie gehörten, eine große Schlacht stehe bevor. Ich selbst kehrte am Abend des 15. in das Blücher'sche Hauptquartier zurück, das in Großkugel, zwischen Halle und Leipzig war.

Wie vor einem Gewitter finstre Wolken vereinzelt hin und her am Himmel ziehen, bis sie sich endlich in eine große Masse vereinigen und nun Sturmregen, Donnern und Blitzen mit einemmale losbricht, so waren die Heere der Verbündeten schon seit zwei Wochen herumgezogen, bis sie endlich von allen Weltgegenden her rings um Leipzig sich anhäuften und nun der Ausbruch des furchtbarsten Schlachtendonnerwetters bevorstand.

Nur der Kronprinz von Schweden war am 15. noch weit weg und auf einen Rückzug über die Elbe bedacht.

Die Leipziger Schlacht. Verfolgung bis Eisenach. General Wassilschikoff.

Ein Geschichtschreiber der Freiheitskriege, Oberstlieutenant von Plotho, verzweifelt daran, diese Schlacht würdig zu beschreiben, und wünscht, daß ein Sachkundiger, der zugleich Schillers Talent besäße, dieselbe schildern möchte.

Die Größe der Begebenheit nimmt den Muth. Man rechnet 500,000 Streiter in dieser Schlacht; sie kamen von der chinesischen Grenze und vom atlantischen Meere, vom skandinavischen Norden und von Neapel, Tausende standen als Freunde verbunden und als Feinde sich entgegen, die nie von einander gehört. Aber um einen Mann wußten alle, der von den Einen als ein Gott verehrt, von den Andern als ein Teufel gehaßt und verflucht war; der Name Napoleon war in aller Munde. In der ganzen neuern Geschichte dürfte nur die Schlacht gegen Attila bei Chalons und die Carl Martells gegen die Sarazenen bei Tours der Leipziger gleich zu stellen sein. —

Niemand, selbst keiner der commandirenden Generale konnte in den Tagen der Schlacht das Ganze überschauen und verfolgen. Der Feind hatte das Centrum, die Stadt Leipzig inne, rings um Leipzig ward gekämpft, so daß die Franzosen einen innern Kreis, die verbündeten Truppen um sie herum einen äußern concentrischen Kreis bildeten. Natürlich war durch diese Stellung die Communication der verschiedenen Theile des verbündeten Heeres sehr erschwert, doppelt erschwert ward sie

außerdem durch das von vielen Gewässern und Sümpfen durchschnittene Terrain. Das Blücher'sche Heer war im Norden, das Schwarzenbergische im Süden der Stadt. Aus den angeführten Gründen würden zwei Berichterstatter, von denen der eine in diesen Schlachttagen bei Blücher, der andere bei Schwarzenberg war, zwei ganz verschiedene Berichte geben, als hätte jeder eine ganz verschiedene Schlacht erlebt.

Nach dem Gesagten wird man natürlich von mir keinen Schlachtbericht erwarten, höchstens kann ich einige Noten zum Texte andrer Berichterstatter geben.

Wir ritten früh auf die Höhen von Liſchena. General Müffling dictirte uns die Disposition, ich bewahre meine Nachschrift als Andenken. Nachdem die Truppen abgekocht, begann ein Plänklergefecht, darauf fielen einzelne Kanonenschüsse, binnen Kurzem mehr und immer mehr. Die Schlacht war hier günstig für uns, Nachmittags schickte General Gneisenau unsern Steffens an den Kronprinzen von Schweden und ließ ihm sagen: wir ständen auf dem Breitenfelde, auf des Schwedenkönigs Siegesfelde.

Aber das Gefecht war bis dahin nur ein geringes Vorspiel. Der Feind warf sich mit ganzer Macht auf Möckern, wo sich unser rechter Flügel an die Elster lehnte. Hier kämpfte York; seine ganze Infanterie, bis auf eine Brigade, hatte schon mit abwechselndem Glück um den Besitz des Dorfes gerungen; zuletzt herausgedrängt ließ er dem Feldmarschall, welcher vor Möckern hielt, melden: jetzt greife die Brigade Steinmetz an, es sei die letzte. Der Kampf war furchtbar; der Feind benutzte jedes Haus bei der Vertheidigung, besonders

eine Ziegelscheune, in welcher ihm die Trockenlöcher als Schießscharten dienten. Ein Angriff preußischer Husaren brachte jedoch die französische Infanterie in einige Unordnung, worauf York sogleich seine ganze Kavallerie einhauen ließ. Die Gardemariniers Marmonts, welche Vierecke bildeten, wurden überritten, bald war der Feind völlig in die Flucht geschlagen. Als wir noch auf dem Schlachtfelde hielten, kam Oberst Warburg und rief: ich bringe einen Vogel — es war ein französischer Adler. — Bald nachher sprengte Lord Stewart herbei und fiel dem Feldmarschall vor Freuden um den Hals.

Freilich war unsere Freude theuer erkauft. Das Yorksche Corps verlor an Todten und Verwundeten 172 Offiziere, 5500 Unteroffiziere und Soldaten!

General Graf Henkel hat eine lebendige Beschreibung des gewaltigen Kavallerieangriffs bei Möckern gegeben. Er rühmt bei dieser Gelegenheit mit vollem Recht den grimmigen Muth Yorks, und weist nach: daß sein Sieg für die ganze Leipziger Schlacht entscheidend gewesen sei. Hatte doch der Kampf des böhmischen Heeres an diesem Tage einen so zweideutigen Erfolg, daß Napoleon sich den Sieg zuschrieb und deshalb in Leipzig mit allen Glocken läuten ließ; was wäre geschehen, wenn York nicht gesiegt hätte? .... Als Graf Henkel in der Nacht des 16. nach Möckern kam, herrschte eine tiefe Todtenstille, alles ruhte von der entsetzlichen Arbeit des Tages. Da erblickt er einen Mann, der ganz allein beim Wachtfeuer stand, es war York.

Wir ritten auf Lindenthal. Hier lagen alle Häuser voll Verwundeter, einzig der Feldmarschall fand noch Unterkommen

bei einem Schmiede, das übrige Hauptquartier lagerte um ein Wachtfeuer. Am Himmel leuchteten wiederholt feindliche Feuerzeichen auf. Es war eine ernste Nacht. Jeder von uns zählte Freunde und Bekannte unter den heute gefallenen Helden; aber in die Klage über die Gefallenen mischte sich die Freude, daß ihr Blut nicht vergebens geflossen, und wir gesiegt hatten. Was wird der morgende Tag bringen, wird nicht dem heutigen Siege ein größerer folgen, und Napoleons Macht zerscheitern? So sprachen wir noch lange, bis die Müdigkeit dem Gespräch ein Ende machte.

Der 17. October entsprach aber unsern großen Erwartungen gar nicht.

Da die Nachricht kam, daß das böhmische Hauptheer am 17. ruhen werde und der Kronprinz mit der Nordarmee erst heute von Landsberg nach Breitenfeld marschirt sei, so mußte auch das schlesische Heer diesen Tag unthätig bleiben. Nur der zum Sacken'schen Corps gehörige General Wassilschikoff lieferte am Thore von Leipzig den Franzosen ein Kavalleriegefecht.

Es war ein kalter Regentag. Wir ritten über das gestrige Schlachtfeld, zahlreiche Leichen bezeichneten genau die Vierecke der Franzosen, welche von der preußischen Kavallerie zusammengehauen worden.

Das Hauptquartier kam nach Wetteritsch. Dem Feldmarschall ward das freundliche Wohnhaus eines kleinen Landguts angewiesen. Er gieng hinein, nach wenigen Minuten kam er aber zurück und erklärte: da bleibe er nicht. Ich war neugierig zu wissen, was in dem Hause abstoßendes sei und ob ich nicht ein Unterkommen drin fände. Die erste Stube, in

welche ich eintrat, lag voll gräßlich Verwundeter, sie hatten beim heutigen Kavalleriegefecht weit klaffende Gesichtshiebe erhalten. Der Eine war eben gestorben; ein anderer lag im Sterben .... Als ich im obern Stock unterzukommen suchte, fand ich eine Stube, welche ein Bild der Verwüstung war. Auf dem Fußboden lag die kleine Bibliothek des Besitzers zerstreut herum; das erste Buch, welches mir in die Hand fiel, war Hufelands Kunst, das menschliche Leben zu verlängern! Die Kunst ward in diesem Hause des Jammers zu Spott, und in diesen Tagen der Schreckensherrschaft des Todes.

Unter meinen Gefährten auf der Streu war Major von Hedemann, der in der Nacht mit Aufträgen an den Kronprinzen von Schweden abgesandt wurde. Blücher und Prinz Wilhelm hatten mit diesem noch am Morgen des 18. Octobers eine Conferenz. Von ihnen ließ er sich endlich bestimmen, an der bevorstehenden Schlacht Theil zu nehmen, doch nur unter der Bedingung, daß Blücher für den Tag 30,000 Mann der schlesischen Armee unter seinen Oberbefehl stellte. Wir hielten an der Parthe und sahen jenseits derselben eine zahllose Menge, die Corps von Bülow und Winzingerode vom Thellathurm auf Leipzig heran ziehn. General Gneisenau beobachtete eben den Zug durch ein Fernrohr, als Major Hedemann vom Kronprinzen zurückkam, und die schriftliche Schlachtdisposition desselben mittrachte. In starken Ausdrücken sprach der über das ganze Benehmen des Kronprinzen entrüstete General seine Nichtachtung des übersandten Planes aus, dieselbe Nichtachtung bewies auch Blücher mit der That. Er hatte schon am 17., wie Müffling berichtet, „dem General Bülow,

(der unterm Oberbefehl des Kronprinzen stand,) durch einen vertrauten Offizier seinen Plan mitgetheilt und ihn aufgefordert, im Fall die Ordres vom Kronprinzen ausbleiben sollten, auch ohne Ordres über die Parthe zu rücken. Bülow antwortete: er werde nicht fehlen, wo es das Wohl seines Vaterlandes und Europas gelte."

Blücher befehligte in Person jene 30,000 Mann, welche er unter des Kronprinzen Obercommando gestellt; sie bildeten das Corps von Langeron, dessen Hauptkampf sich bei und in dem brennenden Dorfe Schönfeld hin und herbewegte. So stark hier das Kleingewehrfeuer war, so wurde es dennoch ganz durch den Donner der Kanonen übertäubt. Berichten doch französische Generale, daß ihre Artillerie am 18. October 95,000 Schüsse gethan, die Artillerie der Verbündeten war stärker, so daß gewiß über 200,000 Kanonenschüsse an diesem Tage fielen.

Sächsische Kavallerieregimenter giengen zu uns über, sie zogen vor Blücher vorbei. Es war der größte Jubel, wahrlich nicht bloß, weil der Feind dadurch geschwächt und wir gestärkt wurden, wenn eine halbe Million kämpft, so fallen ein Paar Kavallerieregimenter nicht sehr in's Gewicht; der Jubel war, daß der Krieg Deutscher gegen Deutsche seinem Ende nahte. Unsre Freude vermehrte sich, da wir an diesem großen Tage erfuhren, daß ein bayersches Heer unter Wrede wahrscheinlich schon seinen Marsch angetreten habe, um den Franzosen den Rückzug abzuschneiden.

Der Abend brach herein; Langeron stürmte noch einmal Schönfeld und behauptete es. Der Kanonendonner dauerte fort,

und der Horizont war vom unaufhörlichen Aufblitzen des Pulvers beständig erleuchtet. Endlich machte die Nacht dem Kampfe ein Ende, das Geschütz schwieg, auf dem Schlachtfelde ruhten zahllose Todte und die Lebenden sehnten sich nach solcher Tagesarbeit auch nach Ruhe.

Der Morgen des 19. brach an; es war ungewiß, welcher Kampf uns noch bevorstand. Bald aber erfuhren wir, daß Napoleons Macht gebrochen sei und er den Rückzug antrete. Da erhielt der General Wassilschikoff Befehl mit der Kavallerie des Sacken'schen Corps die abziehenden Franzosen rasch zu verfolgen; Gneisenau befahl mir und Steffens, den General zu begleiten.

Wir kamen diesen Tag leider nur bis Skeuditz; York hatte hier die Brücke über die Elster zerstört. Es ward eine Nothbrücke geschlagen, über welche wir am folgenden Morgen nach Mark Ranstädt ritten, wo Napoleon die Nacht zugebracht. Auf dem Wege stießen wir auf eine Unzahl Flüchtlinge des feindlichen Heeres: Franzosen, Deutsche, Italiener und wie viele andere, welche Napoleon unter seinen Fahnen versammelt hatte. Sie gewährten den traurigsten Anblick: sie flohen nicht mehr vor uns, ihre Kraft war erschöpft. Truppweise lagen sie auf der nackten Erde und starrten uns wie Blödsinnige an. Wir machten über 2000 Gefangene. In Mark Ranstädt erhielten wir genaue Nachricht über das Resultat der Leipziger Schlacht; wir hatten Großes erwartet, was wir erfuhren, war aber weit über alle unsre Erwartung. Ich suchte eine einsame Stelle, um meinen Thränen freien Lauf zu lassen und von ganzem Herzen

Gott für den Segen unſerer Waffen und die Befreiung meines geliebten Vaterlandes zu danken.

Von Mark Ranſtädt aus folgten wir der franzöſiſchen, von Mürat befehligten Arrieregarde auf dem Fuße. Die Koſacken voran, jeder franzöſiſche Soldat, der zurückblieb, fiel in ihre Hände und war verloren. Ich möchte daher glauben, daß dieſe Koſacken dem Feinde die beſten Dienſte geleiſtet haben, denn unzählige Franzoſen würden zurückgeblieben und geflohen ſein, hätte nicht die Furcht vor den ruſſiſchen Piken ſie feſt zuſammengehalten. Nur einmal am Eingang eines Dorfes hielt der franzöſiſche Rückzug an und man begrüßte uns mit Kanonenſchüſſen. So wie der erſte Schuß fiel, löſte ſich der bisher geſchloſſene Zug der Koſacken auf, ſie zerſtreuten und vereinzelten ſich ſo, daß es nicht lohnte, nach den Einzelnen mit Kanonen zu ſchießen.

Mein junger Reitknecht hatte ſich am 16. entfernt, ſobald die Schlacht begann; ich begreife es ſelbſt nicht, wie er mich nur am 20. wieder auffand. Er erzählte mir ein Mährchen, wie er abhanden gekommen ſei und was er alles in dieſen vier Tagen erlebt. Als die Franzoſen zu feuern begannen, befahl ich ihm, vor mir her zu reiten, damit er nicht wieder abhanden käme. Dem armen verzagten Burſchen gefiel freilich die Ehre des Vorritts ſehr ſchlecht; ſpäter ward er muthiger.

In Lützen blieben wir die Nacht. General Waſſiltſchikoff war ein ſchöner feiner Mann; beim Abendeſſen wiederholten wir uns das in dieſen großen Tagen Erlebte und blickten zurück auf die Lützner Schlacht, ſeit welcher nur ein halbes Jahr verfloſſen war. Wie hatte ſich in den wenigen Monaten Alles

umgestaltet! — Daß wir auch Gustav Adolfs gedachten, versteht sich.

Am folgenden Morgen brachen wir auf nach Weissenfels. Ich ritt mit dem General in die Stadt. Wir erfuhren, daß nur noch wenige Franzosen auf dem linken Saaleufer gelagert seien, Napoleon selbst in einem Gartenhause des Bürgermeisters die Nacht zugebracht habe. Da Wassilschikoff einzig Kavallerie hatte und gar keine Kanonen mit sich führte, so blieb ihm nichts, als die Ankunft Blüchers und seiner Truppen abzuwarten.

Es mochte 10 Uhr sein, als der Feldmarschall eintraf, ein dichter Nebel bedeckte die Gegend. Er befahl sogleich, in der Nähe des Weissenfelser Schlosses, auf der Höhe am rechten Saaleufer, eine Batterie aufzuführen. Bald darauf zerstreute sich der Nebel, und wir erblickten auf dem jenseitigen Saaleufer die französischen Truppen gelagert. So wie man sie ansichtig wurde, feuerte die Batterie. Der Feind mußte sich ganz sicher geglaubt haben; desto größerer Schrecken kam nun über ihn, alle liefen so schnell sie laufen konnten und dachten an keinen Widerstand. Nur eine Vorsicht hatten sie gehabt, daß sie die hölzerne bedeckte Brücke, welche bei Weissenfels über die Saale führt, ganz mit brennlichen Materialien bestrichen und bebunden hatten. Kaum war der erste Kanonenschuß von unserer Seite gefallen, so stand im Moment die ganze Brücke in lichterlohen Flammen, es dauerte keine halbe Stunde, so brach sie zusammen.

Wir mußten das Schlagen einer neuen Brücke abwarten. Es geschah an derselben Stelle, wo Friedrich II. vor der

Schlacht bei Roßbach eine Floßbrücke erbauen ließ; dann gieng der Marsch nach Freiburg. Hier hatte York einen Tag vor unsrer Ankunft (am 21. Oktober) die Franzosen bei ihrem Uebergang über die Unstrut angegriffen. Die feindlichen Bagagewagen waren in diesem Treffen zertrümmert, wüst lag alles Mögliche durcheinander auf dem Feld herum. In einer alten Kutsche saß ein französischer Soldat unbeweglich und schweigend, ein stiller Wahnsinn schien ihn ergriffen zu haben; einen andern fanden wir in Freiburg auf der Straße, welcher sichs nicht nehmen ließ, daß wir zu Napoleons Armee gehörten.

Von Freiburg marschirten wir über Langensalze nach Eisenach, eine Nacht lagen wir in Groß-Neuhausen. General Wassilschikoff hatte mir, als ich zu ihm kam, zwei Kosacken zur Dienstleistung gegeben. Ich war ausgegangen, als ich zurückkomme, finde ich meine Kosacken bei einem hoch lodernden Feuer; sie brannten ungedroschenen Waizen und wunderten sich nur, daß ich ihnen die unschuldige Freude störte. Es waren sonst sehr gutmüthige Kerle, so lange ich sie bei mir hatte, versorgten sie mich immer reichlich mit Lebensmitteln. —

Von Eisenach auf den Harz. Blankenburg. Wernigerode. Kassel. Rückkehr des Kurfürsten. Marburg. Giessen. Frankfurt. Höchst.

Am 28. Oktober erhielt ich eine offene Ordre, „den Harz und das Fürstenthum Halberstadt zu bereisen, um auszumitteln, in wie fern diese Bezirke den gegen Frankreich kämpfenden Heeren nützlich werden könnten." Weiter hieß es in der Ordre:

„Die Autoritäten der durch den Frieden von Tilsit dem königlich preußischen Staat genommenen, aber jetzt wieder eroberten Provinzen weise ich an, die preußischen Adler aufzustellen und die Wappen von Jerome Bonaparte, da wo sie sich noch finden möchten, abnehmen zu lassen. Diejenige Behörde und derjenige Beamte, welcher diesen meinen Verfügungen nicht nachlebt oder sich eine Versäumniß dabei zu Schulden kommen läßt, werden eingezogen und von einer militärischen Commission als Verräther gegen die verbündeten Heere gerichtet werden. Im Uebrigen bleibt die Administration der genannten Beinke bis auf weitere Ordre ungestört, und sie genießt den Schutz der Waffen, welche die gegen Frankreich verbündeten Heere zur Herstellung der deutschen Freiheit mit dem besten Erfolg ergriffen haben."

Meinen Universitätsfreund, den Lieutenant Focke, bat ich mir zum Begleiter aus, er war mir der treueste Mitarbeiter auf dieser Mission. Wir ritten nach Halberstadt, wo ich den Major Helwig kennen lernte, denselben, welcher 1806 nach der Schlacht von Jena die siegesfichern Franzosen kühn bei Eisenach überfiel. In Zeiten völliger Entmuthigung solch frischen Muth zu bewahren, ist Wenigen gegeben.

In Blankenburg wäre es beim Abnehmen der westphälischen Wappen fast zu Händeln gekommen, da man nicht übel Lust hatte, sich an einigen Anhängern der französischen Herrschaft thätlich zu vergreifen; wir hatten Mühe, die Leute zu beschwichtigen. Mit Bergrath Ribbentrop ritt ich übers Gebirge, mehrere Bergbeamte schlossen sich an. Es war ein fröhlicher Ritt, wo wir zu Eisenhütten ꝛc. kamen, schossen sie aus Böllern und

alten Gewehren, der Jubel war grenzenlos. Wir begegneten einem großen Zuge ſingender Bergleute, die als Freiwillige eintraten und Kreuze an den Hüten trugen. Der Weg von Blankenburg nach Ilſenburg führte mich in die Nähe von Wernigerode; auf hohem Berge liegt hier das Schloß der Grafen Stolberg. Ich hatte zwei Brüder des regierenden Grafen kennen lernen, den leider zu früh verſtorbenen Grafen Conſtantin, welcher Adjutant des Königs von Preußen war, und den Grafen Anton, Adjutanten des Prinzen Wilhelm. Daß beide nach der Schlacht von Leipzig wohl auf waren, wußte ich gewiß, aber dennoch bedachte ich mich, ob ich der gräflichen Familie dies hinterbringen ſollte, überzeugt, daß ſie längſt Nachricht erhalten hätten. Ich ritt doch hinauf zu dem Schloſſe; es thut ja nichts, dachte ich, wenn ich fröhliche Nachrichten auch nur beſtätige. Aber es traf ſich ganz anders, der Graf hatte ſeit langer Zeit keine Briefe von den Brüdern erhalten. Man kann alſo denken, welch ein willkommener Bote ich war und wie freundlich ich aufgenommen ward. Als ich Abſchied nahm, ſagte die Gräfin: ſie müſſe mir doch ein kleines Andenken geben; ſie habe für die Soldaten wollene Socken geſtrickt, welche mir in dem bevorſtehenden Winterfeldzuge gewiß gute Dienſte thun würden. Ich kann nicht ſagen, wie wohl mir dieſer freundliche Empfang von Seiten der trefflichen ehrenwerthen Familie that; im Kriege geht ſolche Freundlichkeit doppelt zu Herzen. Daß ich viele Jahre nach dem Kriege wiederholt Wernigerode beſuchen würde, konnte ich nicht ahnen, mein lieber Schwager Ranke, jetziger Conſiſtorialrath und Hof-

prediger in Wernigerode, war damals noch Student und lag als Freiwilliger mit zu Felde.

Ich will den Leser nicht mit meinen Kreuz- und Querzügen auf dem Harze behelligen, doch eins muß ich mittheilen. Ich besuchte die Gewehrfabrik in Herzberg. Dort erzählte man mir: das Nußbaumholz zu Flintenschäften sei, wenn ich nicht irre, am Mittelrhein gekauft worden. Diese Ausgabe künftig zu sparen, habe der westphälische General Alix junge Nußbäume kommen lassen, um sie anzupflanzen, damit sie in späten Zeiten dem Königreich Westphalen Schaftholz liefern sollten.

Vom Harz ritt ich über Göttingen, wo ich im Heine'schen Hause in Quartier lag, nach Cassel. Hier suchte ich meinen Freund Wilhelm Grimm auf; Jakob Grimm und die Schwester lernte ich damals erst kennen. Das Zusammenleben des geschwisterlichen Kleeblatts war höchst liebenswürdig. Am 21. November erlebte ich hier die Rückkehr des alten Kurfürsten. In einem Hause neben der Fuldabrücke sah ich mit Grimms den Einzug. Vor dem Kurfürsten her zog eine Menge Bauern zu Pferde, zum Theil angetrunken, dann Förster, eine Schaar weißgekleideter vor Frost zitternder Mädchen, Schulmeister mit angestrengt schreienden Chorschülern, Nationalgarden zu Pferde und zu Fuß. Endlich kam der Kurfürst selbst, wohl von 200 Menschen gezogen. Er stand im Wagen, neben ihm der Kurprinz. Der alte Herr trug eine mächtige Zopfperücke, ein großes Gewächs am Halse nöthigte ihn, den Kopf seitwärts zu neigen. Den Kurprinzen hatte ich öfters im Hauptquartier gesehen, wo er nichts weniger als beliebt war. Besonders vergab man es ihm nicht, daß er seine achtungswürdige Ge-

mahlin, eine Schweſter des Königs von Preußen, übel behandelte, ſelbſt thätlich.

Ein Bauer, der dem Einzuge zuſahe, ſagte: ſieben Jahre habe ich ein Pflaſter vorm Maule gehabt, heute reiße ichs runter.

Von Caſſel ritt ich nach Marburg. W. Grimm gab mir einen Brief an den dortigen Conſiſtorialrath Wachler, bei welchem ich hoch oben in der Stadt einquartirt ward. Ich ahnte nicht, daß der redliche Mann ſpäterhin in Breslau mein College bei der Univerſität werden und eines ſeiner liebenswürdigen Kinder meinen Freund Paſſow heirathen würde. — Von Wachler erfuhr ich, daß Steffens kurz vor mir in Marburg war und hier keinen geringen Aufſtand veranlaßte. Er hielt nämlich auf dem Markte eine feurige Rede, in welcher er alle, die ihr Vaterland liebten, aufforderte, fortan zur Befreiung Deutſchlands kräftig mitzuwirken. Die Rede machte einen ungeheuern Eindruck auf die, ohnehin auf die Franzoſen tief erbitterten, ſchlagfertigen Heſſen. Zunächſt aber wandte ſich ihr Grimm gegen die Franzoſenfreunde in der Stadt, denen es ſehr übel gegangen ſein würde, hätte man ſie nicht ſchleunigſt in das gemeine Stadtgefängniß, „den Brummſtall“ eingeſperrt. — Wer Steffens' ausgezeichnet wirkſame Rednergabe, beſonders die ſeiner jüngern Jahre, an ſich erfahren, der wird ſich nicht wundern, wenn er dies lieſt.

Von Marburg ritt ich über Gießen und Frankfurt nach Höchſt, wo das Hauptquartier war. Hier übergab ich dem General Gneiſenau einen genauen ſchriftlichen Bericht über das, was der Harz an Eiſenmunition, Blei, Gewehren und Pulver

liefern könne. Dazu bemerkte ich aber folgendes. Die Franzosen seien in ihren Kriegen nach Osten gezogen, daher hätten sie auf dem östlichsten Gebirge, das sie inne hatten, auf dem Harz, ihre Haupt-Ammunitionswerkstätte angelegt; wir aber, die wir westwärts marschirten, müßten in den westlichsten Gebirgen, die wir besetzt hielten, unsre desfallsigen Bedürfnisse befriedigen. Die Eisenhütten in den Wesergegenden seien schon von den Russen in Beschlag genommen, wir sollten deshalb unser Augenmerk auf das rechte Rheinufer, besonders auf Nassau richten. Mündlich fügte ich hinzu: vorzüglich aber auf die Menge Eisenhütten der jenseitigen Rheinlande. Was insbesondere das Bedürfniß an Kanonenkugeln betraf, so schlug ich vor, das preußische Oberbergdepartement aufzufordern: „von den oberschlesischen Eisenhütten, — welche anerkannt vorzügliche Munition gössen — eine Anzahl geschickter Förmer unter einem sachkundigen Director zur Armee zu schicken. Diese könnten das Heer überall hin begleiten; Modelle müßten sie bei sich führen." Ich beabsichtigte bei meinen Vorschlägen zugleich das Beste des Heeres und der Bauern, denen, wenn es nach dem ersten Plane gieng, unendlich viel Munitionsfuhren vom Harze bis zum Heere würden aufgebürdet worden sein. Der General war mit diesen Vorschlägen sehr zufrieden. Als ich in Höchst zum erstenmale wieder bei ihm aß, sagte er: „Raumer, Sie kommen zu spät, als daß ich Ihnen die in Bautzen versprochenen Trauben vorsetzen könnte, statt derer müssen sie Essig trinken." — So gieng in der kurzen Zeit von zwei Monaten das Unglaubliche in Erfüllung, was Gneisenaus prophetische Heldenseele in Bautzen ausgesprochen. —

Frankfurt. Der Speſſart und Odenwald.

In Frankfurt war ein unerhörter Zuſammenfluß von Menſchen; regierende Häupter, Prinzen, Generale, Miniſter und eine Unzahl Soldaten. Ich Nachzügler konnte kein Unterkommen finden, auch nicht in Gaſthöfen. Zum Glück hatte mir Wachler einen Brief an den Buchhändler Reinherz gegeben, der mich auf's Freundlichſte aufnahm.

Doch war meines Bleibens nicht lange, da ich am 6. December den Auftrag erhielt, die Maingegenden zu bereiſen, um auszumitteln, was dortige Eiſenhütten für das Blücher'ſche Heer liefern könnten. Ueber Gelnhauſen ritt ich in den Speſſart, wo ich eine Nacht in einem tief im Walde ganz einſam gelegenen Förſterhauſe zubrachte. Der Förſter und ſeine Frau, alte brave Leute, vertheidigten ihren herrlichen Wald gegen die Verläumdung: er ſei ein Sitz von Diebsbanden.

Durch die entlaubten Eichen und Buchen kam ich an den Main und ritt über Wertheim und Miltenberg nach Amorbach. Wie oft ſah ich ſpäter dieſe wunderſchönen Gegenden im Frieden und in freundlicher Jahreszeit. Der Mann, bei dem ich in Amorbach in Quartier lag, führte mich ſehr zuvorkommend in ein Liebhabertheater, das geſchmackvoll eingerichtet war. Ich ſah „Zwei Worte im Walde" von d'Allairac und „das Geheimniß" von Solié. Da ich das Spiel gegen meinen Wirth lobte, ſagte er: leider ſpielt nur unſer vorzüglichſter Schauſpieler, Regierungsrath W... nicht mit, der iſt noch ein Schüler von Iffland. Regierungsrath? dachte ich ... Ja, fuhr

er fort, und die beste Sängerin singt heute auch nicht mit, das ist unsere Fürstin. Auch der Fürst spielt sehr brav. Ich sah, daß die Liebe zum Theater, welche vor Jahren in Dürkheim herrschte, als Iffland dort seine Jäger schrieb und zuerst aufführte, mit der fürstlich leiningenschen Familie nach Amorbach verpflanzt worden war.

In der fürstlichen Loge erblickte ich plötzlich das wilde maskenartige Gesicht des Großfürsten Constantin, der seine Verwandten besuchte; seine erste Gemahlin war eine Prinzeß von Leiningen.

In dem schönen versteckten Waldthale von Amorbach lebten schon vor tausend Jahren in stiller Einsamkeit Mönche, jenes Schauspielhaus gehörte auch zu ihrem Klostergebäude.

Am folgenden Morgen ritt ich übers Gebirge nach Michelstadt und von da zurück nach Frankfurt. Ich ward diesmal, nach getroffener Verabredung, bei meinem Universitätsfreunde Christian Schlosser einquartirt. In seiner lieben Familie verlebte ich schöne Tage. Die Mutter, eine würdige alte Wittwe, erschien mir als das Muster einer Frankfurter Matrone. Christian Schlosser, ein lebendiger begeisterter Mann, war zur katholischen Kirche übergetreten; sein älterer Bruder und dessen Frau waren im Begriff, ihm zu folgen. Mit mir lag Graf Christian Stolberg, der 18jährige Sohn Friedrich Leopolds im Quartier, Katholik wie sein Vater. Dieser liebe Jüngling kam aus Westphalen zu Fuß nach Frankfurt, um in ein Jägercorps einzutreten. Er blieb 1815 bei Ligny, er ist einer der drei jungen Helden, welche Arndt besang. Zacharias Werner, der auch vor nicht gar langer Zeit katholisch geworden, kam täglich in das

Haus, öfters gesellte sich zu unserm seltsamen Kreise der wackere Friedrich Perthes, welcher mit Sieveking in hanseatischen Angelegenheiten nach Frankfurt gekommen war.

In den zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts traten bekanntlich mehrere bedeutende Protestanten zur katholischen Kirche über; jedoch aus sehr verschiedenen Beweggründen. Die Einen wurden durch die alte katholische Kunst begeistert. Der Straßburger Münster, der Kölner Dom, die Werke Raphaels und Correggios, die divina Comedia Dantes, die großen Kirchenmusiken Palestrinas und Leonardo Leos hatten sie tief ergriffen, sie wandten sich zu der Kirche, welcher jene Künstler angehörten. Christian Schlosser war vorzüglich von dieser Seite her gewonnen, vor Allem hatte ihn Dante begeistert. — Ganz anders waren die Motive Leopold Stolbergs. Er sehnte sich nach einer Kirche, nach einer Gemeinschaft der Liebe, welche er in der damals so tief gesunkenen, leblosen protestantischen Kirche nicht fand. Längere Zeit war er ja zweifelhaft, ob er sich nach Herrnhut oder nach Rom wenden solle. Unser junger Stolberg schien in kindlicher Pietät dem Vater gefolgt zu sein.

Endlich durfte in Zacharias Werner, nach einem wüsten und unruhigen Leben die Hoffnung aufgestiegen sein, im Schooße der katholischen Kirche Ruhe und vollen Frieden der Seele zu finden. Er hatte damals eben seine Weihe der Unkraft gedichtet, als eine poetische Retractation seiner „Weihe der Kraft". — Mir fiel er in so fern sehr auf, als ich ihn etwa vier Jahre früher zuletzt in Paris gesehen, wo er im seltsamsten Anzuge im Tivoli d'hiver lustig tanzte.

Mitten im Kriegsgetümmel Frankfurts führten wir fried-

liche Religionsgespräche, wie sie seit der unglücklichen Abführung des Erzbischofs von Köln leider fast ganz verstummt sind. Schlosser hatte eine schöne Bibliothek. Unter Andern fand ich darin Augustins Confessionen, die ich hier zum ersten Male las, sie zogen mich unglaublich an.

Bei Guaita, dessen Frau eine Schwester Brentanos, war Oberstlieutenant v. Rühl in Quartier. Dieser ein schöner, sehr gebildeter, feiner Mann, der sich durch Karten und Schriften bekannt gemacht, war früher Hofmeister des Prinzen Bernhard von Weimar; in Frankfurt erhielt er einen wichtigen Auftrag. Es ward hier nämlich eine Commission zur Regulirung des Vertheidigungssystems von Deutschland niedergesetzt. Stein, Gneisenau, Graf Radetzky, damals Chef des Schwarzenbergschen Generalstabs und zwei Generaladjutanten des russischen Kaisers gehörten zu dieser Commission, welche am 24. November (1813) ihre Beschlüsse zu Protokoll gab, deren Ausführung Rühl und Eichhorn unter Steins Oberleitung betrieben.

Auf meinen Dienstreisen nahm ich Exemplare von Arndts „Landwehr und Landsturm" mit, und las das Blatt den Leuten, bei denen ich in Quartier lag, auch in den Wirthshäusern vor. Bauerweiber waren vorzüglich entzückt über dasselbe. Ach das ist prächtig, sagte eine, und alles mit Gott, alles mit Gott! Weil Arndts Schrift nur bis auf den Rückzug der Franzosen aus Rußland gieng, so erzählte ich den Zuhörern den Verfolg des Krieges. Dies brachte mich auf den Gedanken, diese Ergänzung in Frankfurt aufzuschreiben und das Flugblatt bei Eichelberg mit meinem Zusatz drucken zu lassen.

General Gneisenau wohnte in Frankfurt im Hause einer

Frau von Holzhausen. Bei dieser war ich eines Abends mit dem General zum Thee, und lernte hier die Frau von Helwig kennen, die Dichterin der Schwestern von Lesbos. Sie war sehr geistreich, ja aufgeregt, was sich durch häufige leise Zuckungen ihres feinen Gesichts äußerte. So verflossen die Decembertage in Frankfurt; erwartend sahen wir der Fortsetzung des Krieges entgegen. Es munkelte: manche Hochgestellte wollten gar zu gern um jeden Preis Frieden schließen, und scheuten sich, den Rhein zu überschreiten, weil kein Absehn sei, wie weit solch' Ueberschreiten führen könne. Nur Schwärmer, meinten sie, könnten sich einbilden, nach Paris zu kommen. — Ja, nach Paris, nach Paris, riefen die Muthigen, nur da kann ein ehrlicher Friede geschlossen werden.

Plötzlich hieß es: wir marschiren.

Rheinübergang bei Caub. Ueberschreiten der französischen Grenze. Brienne. La Rothiere. Champaubert.

Es war an einem klaren Wintermorgen, am 30. December, da ich allein mit meinem Burschen von Frankfurt nach Wiesbaden ritt. Beim Aufgang der Sonne fragte mich dieser, wie es zugehe, daß die Sonne dort aufgienge, da sie doch in seiner Heimat dort — er zeigte nach Abend — aufgehe. Ich gestand ihm, daß ich nicht im Stande sei, seine Frage zu beantworten.

Am folgenden Morgen, am letzten Tage des großen Jahres 1813, ritt das Blücher'sche Hauptquartier von Wiesbaden das Gebirge hinan, ein weißer Nebel bedeckte das Rheinthal. Wir kamen nach Schlangenbad, von da führte der Weg über wüstes

winterliches Schiefergebirge. Abends erreichten wir den Engpaß, welcher von Weisel nach Caub hinunter führt. Wäre das tiefe Geheimniß der Punkte, an welchen die Verbündeten über den Rhein gehn wollten, nicht aufs Treuste bewahrt worden, so hätten uns die Franzosen vom linken Rheinufer aus mit wenigen Kanonen beim Herabsteigen nach Caub zusammen schmettern können.

Nie werde ich die Neujahrsnacht in Caub vergessen.

Wir giengen an den Rhein. Seit 1802 hatte ich den herrlichen Strom oft besucht, seit dem Jahre, da Friedrich Schlegel jene Klage dichtete, die mit den Worten beginnt:

Du freundlich ernste starke Woge,
Vaterland am lieben Rheine,
Sieh, die Thränen muß ich weinen,
Weil das alles nun verloren.

Wie oft habe ich mit schwererem Herzen diese Worte der Klage mir wiederholt! Zuletzt noch, als ich im Jahre 1809 zurück von Paris nach Köln kam, damals als Oesterreich unterlag, Schill gefallen war und die letzte Hoffnung Deutschlands zu schwinden schien.

Wie hatte sich aber jetzt in Zeit eines Jahres die Welt verwandelt! Dem langen tiefsten Schmerz war eine unermeßliche Freude gefolgt, es war uns wie den Träumenden; doch die blutigen Freiheitsschlachten waren wahrlich kein Traum.

Hier standen wir an der von Napoleon gezogenen Grenze Deutschlands.

Eine Anzahl befreundeter Kampfgenossen trafen in Caub

zusammen. Wir saßen beim Rheinwein, während in der kalten sternhellen Nacht die Pontonbrücke geschlagen ward. Unsere Gespräche wandten sich bald zur Vergangenheit, zu den qualvollen sieben Jahren, die wir seit der Schlacht bei Jena unter Napoleon in grimmiger Trauer zugebracht, und zu den großen Ereignissen des letzten Jahres; jeder erzählte, was er erlebt hatte. Dann aber richteten wir froh die Augen in die Zukunft. Alle waren des festen Glaubens, daß wir Paris erobern würden und zwar in nicht gar langer Zeit; unter der Führung Blüchers, Gneisenaus und Yorks werde es im Sturmschritt vorwärts gehn.

Unter solchen Gesprächen blieben wir zusammen bis nach Mitternacht, da 200 Füsilire von Graf Brandenburg geführt in möglichster Stille über den Rhein setzten. Aber beim Landen begrüßten sie das linke Rheinufer mit Hurrahgeschrei. Wir hofften am Neujahrstage 1814 alle den Strom zu überschreiten. Die Pontonbrücke gieng vom rechten Ufer zunächst nach der Rheininsel, auf welcher die alte wunderliche Pfalz steht: von der Insel war eine zweite Brücke hinüber auf das linke Rheinufer geschlagen. Aber der gewaltige Strom sprengte diese zweite Brücke; darum wurden den ganzen Tag Truppen auf Kähnen übergesetzt, unter Hurrahrufen und Feldmusik. Erst am 2. Januar war die Brücke wieder hergestellt und nun erfolgte der Uebergang der übrigen Truppen. — Unser Marsch gieng über Stromberg, Creuznach, Lauterecken und S. Wendel nach Saarbrücken. Meist hatten wir Schlackenwetter und böse Wege, doch waren die Truppen guten Muths. Einmal ritten wir, es war in der Nähe von Lauterecken, neben einer Infanterie-

colonne. General Gneisenau fragte: Kinder, wie geht's? Sonst wohl gut, war die Antwort, kämen wir nur nicht immer so spät in's Quartier. Nun, sagte Gneisenau, vor Tische kommt ihr doch, das fehlt nicht. Ja wohl, sagten sie und lachten herzlich.

In Saarbrücken standen wir nur 2 Stunden von der französischen Grenze, am 12. Januar überschritten wir diese und marschirten auf S. Avold, am 18. kamen wir nach Nancy. Beim Einzug in die Stadt sollten wir uns etwas heraus putzen, allein nur sehr wenigen gelang es, wir übrigen trugen gröbliche Spuren von Wetter und Wegen. Der Magistrat empfing den Feldmarschall mit einer feierlichen Deputation und Anrede, er antwortete: die Verbündeten kämen, um Frankreich vom Despotismus zu befreien; zur Erleichterung der Einwohner schaffe er in den eroberten Departements die Salzauflage und andere drückende Steuern ab.

Es war noch nicht 6 Jahre her, daß ich im September 1808 durch Nancy kam. Damals war man beschäftigt, Zelte zu bauen, um einem Theil der großen Armee, den Siegern von Jena, die von Preußen nach Spanien zogen, ein Fest zu geben. Und wie zur Verherrlichung dieses Festes diente eine bedeutende Zahl preußischer Gefangener in allen möglichen ganz abgetragenen Uniformen, zum Theil ältere Offiziere mit dem Orden pour le mérite, welche in schmerzlichster Niedergeschlagenheit umherschlichen. Es war ein herzzerreißender Anblick.

Ueber Toul, Vaucouleurs, Goudrecourt und Joinville giengen wir nach Brienne, wo wir den 27. Januar eintrafen, ohne bis dahin einen Feind gesehen zu haben; denn die wenigen Schüsse, welche bei Caub fielen, verdienen kaum Erwähnung.

Auf der Kriegsschule von Brienne hatte Napoleon bekanntlich seine kriegerische Bildung erhalten, hier war es, wo er uns am 29. Januar wieder persönlich entgegen trat. Das Schloß Brienne liegt auf der Höhe eines langgestreckten Hügels, an dessen Fuße sich das Städtchen Brienne hinzieht. Der Feldmarschall ließ es durch den russischen General Alsufiew besetzen, dessen Corps hier den linken an den Schloßberg angelehnten Flügel des schlesischen Heeres bildete, während der rechte Flügel sich in eine Ebene ausdehnte. Zu letzterem Flügel begab sich Nachmittags Blücher und griff gegen Abend mit einer Kavalleriemasse vier Batterien des linken französischen Flügels an, welche Brienne mit Granaten beschossen. Der Angriff glückte, so daß den Franzosen acht Kanonen genommen wurden. Der Feldmarschall ritt nun mit seinem Generalstabe um die brennende Stadt herum, und an der linken Seite des Berges zum Schloße hinauf. Man saß ab; Blücher und Gneisenau giengen in das Schloß, der Commandant des Hauptquartiers, Graf Hardenberg mit einem andern Offiziere — irre ich nicht, so hieß er Zobel — in die brennende Stadt hinunter, um löschen zu helfen. Es war dunkel geworden, nur der Brand der Stadt erhellte schwach das Schloß und den Schloßberg. Neben dem Hauptgebäude des Schloßes steht abgesondert ein kleineres Nebengebäude; plötzlich fielen hinter diesem von versteckten Feinden Schüsse in die Schloßfenster hinein. Blücher und Gneisenau, deren Pferde glücklicher Weise noch zur Hand waren, warfen sich sogleich auf dieselben; Graf Schwerin, dessen Pferd fortgebracht war, hätte zu Fuß gehen müssen, wofern der Lieutenant Geisler ihm nicht das seinige

abgetreten. Man ritt nun den Weg zur Stadt hinab, welcher an ein Gitterthor führt, um sich zu Alsufiews Truppen zu begeben. Glücklicher Weise erkannte man durch das Gitter hindurch französische Soldaten in der vom Brande erhellten Straße, ohne von ihnen erkannt zu werden; schweigend und still wandte man sich rechts und gewann das Freie. Da traf man im Dunkeln den General Sacken, welcher, auch in der Meinung, Brienne sei von den Russen besetzt, hineinritt; sein Adjutant ward neben ihm vom Pferde geschossen und der General entkam mit Mühe. — Das Räthsel löste sich so: Alsufiew war vom Feinde aus Brienne herausgeworfen; der Offizier, welcher dies dem Feldmarschall melden sollte, verfehlte ihn, Hardenberg und sein Begleiter wurden im brennenden Brienne, dem sie wohlwollend zu Hülfe eilten, von den Franzosen gefangen. Aus der Stadt waren feindliche Soldaten auf einem Seitenwege (von der rechten Seite her) zum Schloß hinaufgeschlichen, sie schossen in die Schloßfenster und nahmen das Schloß, nachdem Blücher es verlassen; im Kampfe mit ihnen blieb der Hauptmann von Heiden, welcher die Stabswache befehligte. — General Gneisenau trug mir auf, in einem ganz nahen Dorfe für den Feldmarschall Quartier zu machen. Es gelang mir kaum ein leidliches Unterkommen für ihn zu finden, geschweige denn für mich selbst. Zuletzt quartierte ich mich in eine ziemlich große Bauernstube, auf deren Fußboden russische Verwundete dicht neben einander lagen. Zum Glück entdeckte ich einen sehr großen Wandschrank, in welchem ich mein Nachtlager nahm.

Leider erlebte ich Tags vorher, am 28., zum zweiten Male

den Verluſt meines Mantelſacks. Ich hatte mein Pferd Abends in einen langen Stall zu hinterſt eingeſtellt, da glaubte ich es recht ſicher. Aber eine Hintertür war meiner Aufmerkſamkeit entgangen, durch welche ſich ein Dieb eingeſchlichen und den Mantelſack abgeſchnitten hatte. So hätte ich von Ende Januar bis Mitte März wieder nichts gehabt, als was ich auf dem Leibe trug, wenn mir nicht Lieutenant Scharnhorſt freundlichſt ein Hemde geſchenkt.

Am 1. Februar war die Schlacht bei la Rothière. Wir hielten um Mittag auf einem Hügel nahe Trannes, dahin kam der König von Preußen, der Kaiſer von Rußland, Fürſt Schwarzenberg, General Giulay u. a. General Gneiſenau theilte dem Kaiſer die Dispoſition mit. Der Leſer wird lachen, wenn ich ihm geſtehe, daß es mir faſt ſeltſam vorkam, als ich ſahe, wie der königliche Mann, während er dem Kaiſer Bericht erſtattete, den Generalshut in der Hand hielt.

Es war ein wüſtes Wetter an dieſem Tage, wiederholt das ſtärkſte Schneegeſtöber, ſo daß man unmöglich die Bewegungen der Truppen überblicken konnte, ja dies Geſtöber dämpfte ſelbſt den Kanonendonner dermaßen, daß er von ſolchen, die nicht gar fern vom Schlachtfelde ſtanden, nur ſchwach vernommen wurde. Wir hielten die längſte Zeit bei la Rothière, um deſſen Beſitz lange aufs Mörderlichſte von den Ruſſen unter Sacken gekämpft ward; auf jeder Seite, ſagt ein Berichterſtatter, blieb der fünfte Mann oder ward verwundet. Die Tapferkeit der Baiern unter Wrede und der Württemberger unter Anführung ihres Kronprinzen trug vorzüglich zum vollen Siege bei. —

Man beſchloß, zum Theil der Verpflegung wegen, daß die Hauptarmee nun zwiſchen Aube und Seine vorgehen, Blücher aber nach der Marne marſchiren ſolle. Am 8. Februar waren wir in Vertus. Ich ſtaunte nicht wenig, im daſigen Maire den Bruder unſres Chamiſſo kennen zu lernen. Natürlich war die Unterhaltung mit ihm etwas peinlich, war ich doch zugleich Freund ſeines Bruders und Feind ſeines Vaterlandes.

Vom 10. bis zum 12. Februar hörten wir ſtarke Kanonaden, es fehlte aber an Nachrichten; zu ſpät erfuhr man, daß Napoleon an dieſen Tagen die Generale Alſufiew, Sacken und York angegriffen und geſchlagen hatte.

Am 11. Februar trafen aus Deutſchland das Corps von Kleiſt und die Diviſion Kapzewitſch in Bergeres (nahe Vertus) ein. Mit dieſen Truppen marſchirte Blücher am 14. Februar gegen Napoleon.

Ich verließ früh Etoges; nach ganz kurzem Aufenthalt in Champaubert ritten wir nach Janvilliers. Hier ſtellte es ſich bald heraus, daß wir es mit einer großen Uebermacht, beſonders an Kavallerie zu thun hatten und der Rückzug wurde beſchloſſen. Feindliche Reiter folgten uns nach Fromentières, in Champaubert kamen ſie ſo nahe, daß Karabinerſchüſſe gegen uns fielen. Blücher war verzweifelt grimmig. Ihm, dem Marſchall Vorwärts war das „Rückwärts, rückwärts ſtolzer Cid“ ein widernatürlicher Gräuel. Er blieb bei Champaubert halten und ſuchte den Tod. Mit Mühe wurde er bewogen, durch das Dorf zu reiten, in welchem wir ruſſiſche Truppen in ziemlicher Auflöſung fanden. Jenſeits Champaubert kamen wir auf einen freien Platz neben der Landſtraße. Hier waren wir noch etwa

2000 Schritte vom Rande des Waldes entfernt, durch welchen die Straße nach Etoges läuft. Aber wir ſahen, daß uns auf der entgegengeſetzten Seite der Chauſſee große Maſſen franzöſiſcher Reiterei vorausgeeilt und uns den Rückzug abgeſchnitten hatten.

Es war der bedenklichſte, verhängnißvollſte Augenblick im ganzen Kriege. Blücher, Gneiſenau, Prinz Auguſt Ferdinand, Kleiſt, Grolmann und viele andere höchſt bedeutende Männer ſchienen dem Tode verfallen. Der treffliche Obriſtlieutenant von Oppen hielt neben mir. Ich habe, ſagte er, in Spanien unter Wellington vieles erlebt, doch ſo etwas nie. Es ſind die letzten Worte, welche ich aus ſeinem Munde vernahm, keiner von uns ſah ihn mehr. Lieutenant von Blücher, ein Neffe des Feldmarſchalls, erhielt einen tödtlichen Schuß. Der Prinz Auguſt Ferdinand zog den Degen und rief: lieber wollen wir uns alle niederhauen laſſen als uns ergeben. Ein Viereck preußiſcher Infanterie wurde gebildet, ich ſehe noch die hohe Heldengeſtalt Grolmanns, der mit großer muthiger Ruhe den Soldaten Muth einſprach. Wir ſetzten uns nun mit dieſer Infanterie in Marſch und ſchlugen uns durch die franzöſiſche Kavallerie durch, wobei eine ruſſiſche Batterie mit wohlgerichtetem Kartätſchenfeuer uns unterſtützte. So kamen wir in den Wald, und glaubten die Gefahr hinter uns zu haben. Allein vorgeeilte franzöſiſche Kavalleriſten waren im Walde abgeſeſſen, und ſchoſſen mit Karabinern auf uns. Ruſſiſche Artillerie ſchlug ſich auf der Chauſſee retirirend, wir ritten zwiſchen ihrem Zuge und dem Chauſſeegraben; es iſt ein Wunder, daß wir nicht alle fielen.

In der Nacht kamen wir bis Bergeres, wo wir vom Feinde nicht weiter verfolgt, etwas anhielten. Ich gieng in ein Haus, ermüdet von einer solchen Tagesarbeit legte ich mich auf den Boden, um etwas auszuruhen. Kaum liege ich, so ruft jemand: Raumer. Ich sehe mich nach dem Rufenden um, und frage ihn, was er wolle? Er sieht mich an und sagte: es muß ein Mißverständniß obwalten, ich suche Raumer. Der bin ich, antwortete ich, und so viel ich weiß, bin ich hier der Einzige dieses Namens. Nun erst ergab es sich, daß mein jüngerer Bruder Gustav in ein schlesisches Husarenregiment eingetreten mit dem Kleist'schen Corps eingetroffen war, und als erste Kriegsprobe der unglücklichen Schlacht beigewohnt hatte. — Bald saßen wir wieder auf und ritten bis Chalons, wo wir gegen 10 Uhr Vormittags ankamen; mit geringer Unterbrechung war ich vom 14. früh 6 Uhr bis jetzt, fast 27 Stunden zu Pferde.

Wiewohl die Schlacht von Champaubert für die Preußen verloren war, so würde eine treue Schilderung derselben nur ehrenvoll für sie sein. Es befand sich damals im Blücher'schen Hauptquartier ein seltsamer Engländer, ein langer hagerer Mann im abgetragenen Ueberrock, auf dem Pferde hängend, die Zehen abwärts. Mit einem großen Stock beschrieb er reitend in der Luft Kreise; er sprach sehr wenig; sein langes gegerbtes Gesicht glich dem des Mannes, „der niemals lachet noch weinet." Napoleon in seinem Grimme nannte es später „ein wahres Galgengesicht" — es war das Gesicht des Mannes, welcher ihn sieben Jahre später auf St. Helena begrub, Hudson Lowe's. Am Tage von Champaubert ward dieser Un-

veränderliche von Enthusiasmus ergriffen, und schrieb einen sehr getreuen, an General Stuart gerichteten, Bericht über die Schlacht. Je manque de termes, heißt es in demselben, pour exprimer mon admiration de l'intrépidité et de la discipline des troupes. Diese desperate Schlacht folgte dem Uebermuthe einer frevelhaften Einladung auf dem Fuße.

Momentane Vereinigung mit der Hauptarmee. Gefecht bei Mery. Marsch von der Seine nach Soissons. Schlacht von Laon. Wie es uns in Frankreich ergieng.

In Chalons ruhten wir von den Strapazen aus, die Generale York und Sacken stießen zu uns.

Meinen Bruder fand ich auf, er lag bei dem Vorsteher eines Erziehungsinstituts in Quartier, der mich ganz ernstlich aufforderte, meine Kinder seiner Anstalt anzuvertrauen.

In diesen denkwürdigen Tagen traf ich auch mit andern lieben Freunden zusammen, mit Steffens, Stelzer meinem Universitätsfreund und dem Dompredtiger Blanc aus Halle. Der letztere war zum Feldprediger im Yorkschen Corps ernannt und hatte einen Feldküster mit sich, welcher ihm in der Schlacht abhanden gekommen war. Nachdem wir uns in Chalons ausgeruht, gieng ich mit Blanc zum Thor hinaus, da begegnete uns der Küster auf einem Bagagewagen. Auf Blancs Frage: wo er denn sein Pferd habe? sagt er: ich bin heruntergestiegen und habe es laufen lassen, wo es so hergeht, mag ich nicht reiten.

Blücher war im Begriff mit seiner Armee an der Marne wieder vorwärts zu gehen, als er am 19. Februar von Schwar-

zenberg aufgefordert wurde, an die Seine zur Hauptarmee zu stoßen, um in Gemeinschaft mit dieser dem Kaiser eine Schlacht zu liefern. Er werde am 21. Februar mit 53,000 Mann und 300 Kanonen bei Mery zur Schlacht bereit stehen, war die Antwort des Feldmarschalls. Am 20. waren wir schon bei Arcis an der Aube und am 21. in Mery an der Seine. Abends ließ sich hier kein Einwohner sehen; am andern Morgen aber gieng plötzlich ein großes Feuer auf, da kamen Männer und Weiber mit verzweifeltem Geschrei aus allen Winkeln hervor; wir verließen den Ort. In nicht geringer Erwartung der großen Hauptschlacht, einer zweiten Leipziger Schlacht waren wir gekommen, statt ihrer brachten wir den 22. einen wüsten Wintertag vor Mery in einem nichts entscheidenden Gefecht zu, bei welchem den Feldmarschall eine matte Flintenkugel ans Bein traf.

Die Nacht vom 22. auf den 23. Februar lagen wir in Droup S. Basle. Hier entstand wieder Feuer, Funken fielen in Menge auf unsre Pulverwagen; die schleunigste Entfernung derselben bewahrte uns.

Aber eine ganz andere Gefahr drohte in diesen Tagen. Bei der großen Armee hatte man nicht nur den Plan aufgegeben an der Seine eine Schlacht zu liefern, sondern sogar beschlossen sich in der Richtung von Chaumont und Langres zurück zu ziehen. Und dies geschah in einem Augenblick, da die vereinte Armee der Verbündeten die französische weit an Zahl übertraf.

Schloß Blücher sich den Retirirenden an, so giengen wir woher wir gekommen waren, zurück über den Rhein, es war

die Umkehr der Arndt'ſchen nach der Schlacht von Leipzig an Blücher gerichteten Worte:

Du reite Glück entgegen zum Rhein und über'n Rhein.

Dieſe Schmach wendete der kühne Vorſchlag Grolmanns ab: [1]) Blüchers Heer ſolle ſich ſogleich von der Hauptarmee trennen, über die Aube zurück nach Meaux an die Marne marſchiren, dort ſich mit den Corps von Winzingerode und Bülow vereinigen und mit dieſen auf dem rechten Ufer der Marne nach Paris vordringen. Niemand war mit dem Vorſchlag zufriedener als Blücher.

Grolmann wurde ſogleich nach Troyes zu Schwarzenberg geſchickt. Er erfuhr hier, daß der Rückzug der Hauptarmee unwiederruflich beſchloſſen ſei, die Monarchen jedoch noch nicht ausdrücklich befohlen hätten, daß ſich die Blücher'ſche Armee mit der Hauptarmee zurückziehen ſolle. Am 23. brachte Grolmann Nachricht von der mit Schwarzenberg getroffenen Verabredung, daß Blücher ſeinem Wunſche gemäß über die Aube zurückgehen könne. Die Lehre der Phyſik, daß ſich gleichnamige Pole abſtoßen, ungleichnamige einander anziehen, beſtätigte ſich hier; wir konnten uns nicht ſchnell genug von der Hauptarmee entfernen, ſo zog Paris uns an. Noch in der Nacht vom 23. zum 24. Februar ritten wir nach S. Juſt, einer dem Marſchall Brune gehörigen Beſitzung. Hier fanden wir, wie ſo oft, keinen Menſchen, im Keller aber Wein und einen Topf voll Honig. Da kochten wir Glühwein, der uns

[1]) Damitz 320 flg.

nach dem Nachtritt recht erquickte, General Wollzogen war unser Gast. An demselben Tage kam das Hauptquartier nach Anglüre. Daß Blüchers Besorgniß: es könnte Gegenbefehl kommen, und er müsse sich deshalb schleunigst entfernen, daß diese gegründet war, zeigte sich bald. Denn in der Nacht vom 25. erhielt er von Schwarzenberg eine Depesche des Inhalts: er solle sich wieder mit ihm vereinigen, worauf aber Blücher antwortete: seine Truppen seien zu weit vorgeschoben, als daß er mit ihnen einen Rückmarsch antreten und zur bestimmten Zeit eintreffen könne; es müsse bei der mit Grolmann getroffenen Verabredung bleiben. — Den Monarchen schrieb er zu gleicher Zeit eigenhändig, stellte ihnen alle die bösen Folgen des Rückgehens vor, bat, daß man ihm nur die Corps von Bülow und Winzingerode unterordnen solle, in Verbindung mit diesen scheue er weder den Kaiser Napoleon noch seine Marschälle. Seine Bitte wurde ihm gewährt. —

Ueber Sezanne und Rebais kamen wir am 27. Februar bei la Ferté sous Jouarre an die Marne und giengen über dieselbe. Es war auf diesem Marsch, wenn ich nicht irre, daß unsere Truppen einen Kurier fiengen, welcher eine Menge Briefe bei sich hatte. Gneisenau gab den Auftrag, diese zu lesen und ihm etwaniges Wichtige daraus mitzutheilen. Es fand sich nichts; meist waren es Briefe von Frauen oder Geliebten französischer Offiziere, außerdem eine Anzahl gedruckter Diplome der Ehrenlegion, eins derselben behielt ich zum Andenken. Es lautet:

Ière Division. Légion d'Honneur.

Paris le 14 Juin 1813.

Le Grand-Chancelier, Ministre d'État,

A Monsieur Lafont,

Chevalier de la Légion d'honneur, Grenadier dans le 144e Regt de ligne.

L'Empereur et Roi, en Grand-Conseil, vient de vous nommer Chevalier de la Légion d'Honneur. Je m'empresse et je me félicite vivement, Monsieur, de vous annoncer ce témoignage de la bienveillance de Sa Majesté impériale et royale et de la reconnaissance de la nation.

No d'ordre 36687. B. G. E. L. Cte de Lacepède.

Dem Brevet war folgende Formule du Serment beigefügt: Je jure d'être fidèle à l'Empereur et à sa Dynastie; je promets, sur mon honneur, de me dévouer à son service, à la défense de sa personne, et à la conservation du territoire de l'Empire dans son intégrité; de n'assister à aucun conseil ou réunion contraire à la tranquillité de l'État; de prévenir Sa Majesté, de tout qui se tramerait, à ma connaissance, contre son honneur, sa sûreté ou le bien de l'Empire.

Der unterſchriebene Lacepède, Kanzler der Ehrenlegion, iſt als Naturforſcher bekannt. Wahrſcheinlich iſt Lafont längſt unter den Todten, lebte er noch, ſo wollte ich ihm gern das Diplom zukommen laſſen.

Doch ich kehre zur Erzählung unſres Marſches zurück. Von la Ferté sous Jouarre giengen wir nach Soiſſons, wo ſich

Bülows Corps an das schlesische Heer anschloß. Einen größern Contrast konnte man nicht sehen, als den zwischen Yorks und Bülows Truppen. Jene hatten durch angestrengte Märsche, kümmerliches Leben in der ärmlichen Champagne, durch stetes Bivouacquiren beim ärgsten Wetter ein wüstes zerlumptes Ansehen, während man es den Bülow'schen ansah, daß sie in Belgien gute Tage gehabt, besonders schmuck waren die, welche bequeme, reinliche englische Uniformen trugen.

Am 7. März war das Gefecht bei Craonne gegen Napoleon, der uns gefolgt war. Am 8. nahm das Blücher'sche Heer seine Stellung in und bei Laon. Diese Stadt liegt auf einem Berge, der sich ganz isolirt 350 Fuß hoch über die Ebene erhebt. Die verbündeten Truppen lagen rings um den Berg, der Kaiser griff aufs heftigste den südwestlichen Quadranten derselben an, gegen den südöstlichen war Marschall Marmont in Anmarsch. Dieser traf erst gegen Abend ein, ward in der Nacht von York und Kleist überfallen und völlig in die Flucht geschlagen. Nachdem aber so der rechte französische Flügel verjagt war, setzte Napoleon am folgenden Tage die Schlacht nur in so weit fort, als nöthig, um seinen Rückzug zu decken. Das Hauptquartier war an diesem Tage auf dem Berge von Laon, bei einer Windmühle, von wo das Schlachtfeld zu überblicken war. Kanonenkugeln, welche uns dort begrüßten, zogen manchen Streifen im Schnee. Die Generale saßen in dieser seltsamen Schlacht auf Stühlen, zu Blücher und Gneisenau gesellten sich Bülow und der Chef seines Generalstabs Oberst Boyen. Diese letzteren sah ich hier zum ersten Male. Bülow hatte ein sehr bescheidenes Aeußere,

man hätte in ihm eher den Schüler des trefflichen Muſikers Faſch und den Componiſten von Pſalmen erkannt, als den großen Sieger von Dennewitz. Er zeigte die größte Seelenruhe. Als ſeine am Laoner Berge aufgeſtellten Truppen von denen Neys im Sturmſchritt angegriffen wurden und dieſe ziemlich hoch zu uns hinauf drangen, ſagte der General ganz gelaſſen: bin ich bei Dennewitz mit Ney fertig geworden, werde ichs heute auch. — Der Feldmarſchall war in dieſer Zeit krank, beſonders litt er ſehr an den Augen. Am erſten Schlachttage war er noch einige Stunden zu Pferde. „Später, erzählt Damitz,[1]) vermochte nur ſein treuer Waffengefährte und Chef ſeines Generalſtabes, der General von Gneiſenau, *in den bewußteren Augenblicken* ſeines Feldherrn, deſſen Entſchließungen an ſeinem Schmerzenslager entgegen zu nehmen. Dieſes Verhältniß mußte bei einer Armee, die aus verſchiedenen Nationen zuſammengeſetzt war .... um ſo mehr, *da keine Beſtimmung über die Fortführung des Obercommandos vorlag*, in dem Augenblick, wo die Armee ſich im Kampfe mit Napoleon befand, von größtem Einfluß werden."

Wer die höchſt wichtige Rolle kennt, die Gneiſenau als Chef des Blücher'ſchen Generalſtabes ſpielte, begreift es doch nicht, warum Napoleon nach der Schlacht nicht energiſcher verfolgt wurde, warum Alles etwas langſam gieng. Wie hoch Gneiſenau eine ſolche Verfolgung anſchlug, und mit welchem

[1]) Geſchichte des Feldzugs von 1814, 3. 127. 245. Von Laon bis Paris mußte Blücher in einem Wagen fahren.

Ungestüm er sie auszuführen verstand, das hat er in der Nacht der Schlacht von Belle Alliance gezeigt.

Die eben angeführten Worte des Major v. Damitz deuten auf einen andern Grund der Lähmung unserer Operationen, welchen ich später erfuhr.

Als ich nämlich einige Jahre nach dem Kriege den General Gneisenau in Erdmannsdorf besuchte, kam das Gespräch auf den Krieg von 1813 und 14.

Ich gestand ihm, daß wir oft gar zu gerne in die Geheimnisse der Operationen hineingeschaut, aber natürlich nicht entfernt daran gedacht hätten, uns eine Frage zu erlauben. Nach seiner großen Freundlichkeit erwiederte Gneisenau: nun was hätten Sie z. B. gern wissen mögen, fragen Sie jetzt. Ich erwiederte: es sei uns nach der Schlacht von Laon alles sehr unheimlich vorgekommen, so daß wir uns kaum recht herzlich hätten über den Sieg freuen können. Blüchers Krankheit sei es nicht allein gewesen, was uns gedrückt. —

Sie war es auch nicht allein, erwiederte Gneisenau. Eines Abends brachte ich in Laon dem kranken Feldmarschall eine Ordre an General York zur Unterschrift. Er lag im Bett. Als er unterschrieben, sende ich die Ordre fort, ohne sie noch einmal anzusehen. York findet, daß der Feldmarschall seinen Namen umgekehrt unterzeichnet hat. Darauf hin geht er zu Kleist; da sieht mans, sagt er zu ihm, der Alte ist wieder verrückt geworden, wie früher in Pommern. So ist's eigentlich Gneisenau, der uns befiehlt: das müssen wir nicht leiden. — Sie dachten nun darauf, den Prinzen Wilhelm an Blüchers Stelle zu verlangen, vergaßen aber, daß hierbei das Alter des

Patents entſchied und beim Abtreten von Blücher ein ruſſiſcher General an deſſen Stelle gekommen wäre. Ich ſchrieb, ſobald ich die Sache erfuhr, an die Monarchen und erbot mich, zurückzutreten, erhielt aber zur Antwort: ich ſolle bleiben. [1])

Dieſe Erzählung Gneiſenaus erläutert die, welche Damitz aus dem Munde Grolmanns gibt, der ohne allen Zweifel genau um die Sache wußte.

Die Schlacht von Laon war die letzte, der ich beiwohnte. — Ehe ich aber weiter erzähle, was ich erlebte, muß ich noch einen Rückblick auf unſer Kriegsleben in den Monaten Januar und Februar thun.

Es begann ſo ſchön mit der Neujahrsnacht in Caub.

Auf dem Marſch bis an die franzöſiſche Gränze hatten wir meiſt böſes Schlackerwetter, dies wechſelte ſpäter mit heftiger Kälte und Schneegeſtöber. In den herrlichen Rheingegenden lebten wir aber ſonſt gut, deſto ſchlechter in Frankreich, vornämlich in dem Theil der Champagne, welchen die Franzoſen ſelbſt la Champagne pouilleuse nennen. Beſonders hatte es das Heer übel nach den verlorenen Februarſchlachten; in einer Hinſicht waren wir im Hauptquartier am ſchlimmſten daran. Dies kann nämlich nicht incognito durch Feindes Land ziehen, es wird von den Eingeborenen unaufhörlich verrathen. Sonſt iſt die Gewohnheit, daß der Trompeter vor dem Aufbruch zuerſt das Zeichen giebt zum Satteln, ſpäter zum Auf-

[1]) Es iſt (1850) etwa 32 Jahre her, daß mir General Gneiſenau dies mittheilte: ſollte hieran irgend etwas irrig ſein, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß einzig mein Gedächtniß die Schuld trüge. Doch glaube ich treu berichtet zu haben.

ſitzen; im Februar wurde nie abgeſattelt und nur zum Aufſitzen geblaſen. Und dies geſchah öfters mitten in der Nacht, wenn es hieß: wir werden überfallen. Dann zog jeder eiligſt das Pferd aus dem Stall, warf ſich drauf und war zufrieden, wenn er in der Finſterniß den Feldmarſchall bald auffand. Einſt wurden wir überfallen und ritten zur Sicherheit in ein Yorkſches Bivouacq, dann gieng es weiter in ein zweites, ſo daß wir in der finſtern kalten Nacht gar nicht zur Ruhe kamen.

Die Champagne bildet meiſt hohe kahle Ebenen, über welche der Wind frei wegſtürmt. In den Bivouacqs auf dieſen Ebenen konnte der Soldat beim Feuer kaum einen Platz finden, an welchem ihm nicht der Wind die Flammen zuwehte und ihn verſengte, oder ſie nach der entgegengeſetzten Seite trieb, da denn gar kein Erwärmen ſtattfand.

Und wie ſchwer war es, in der baumloſen Gegend Brennmaterial aufzutreiben! Lag der Soldat neben Dörfern, ſo mußte gewöhnlich das Holz der Häuſer, beſonders das Sparrwerk der Dächer herhalten. So kam es, daß von den Häuſern oft nur der untere Theil, vom ganzen Dorf nur oblonge hohle Käſten aus Kreide mit Fenſterlöchern und ohne Dächer übrig blieben; es war ein Bild der Oede und Verwüſtung. Lag man in einem Dorf, ſo mußte man ſehr wachſam ſein; denn plötzlich erſtiegen Soldaten das Dach und brachen es raſch zuſammen, unbekümmert, ob beim Zuſammenbrechen der Balken einer oder der andere erſchlagen wurde.

Eines Tages lag das Hauptquartier in einem elenden ausgehungerten Dorfe. Hurſon Lowe war bei Blücher und

bittet ihn und ſeine Umgebung zum Thee. Man nimmt die Einladung an, und Hutſon will die Gäſte zu ſeinem Quartier führen. Aber er kann es nicht finden und iſt wie verzaubert, bis er erfährt, daß Soldaten während ſeiner Abweſenheit das ganze Haus demolirt haben.

Man hatte es in den Dörfern kaum beſſer als im Bivouacq. Die Stuben geryflaſtert, ein elendes Kamin, Thüren die klaffiten, zudem die böſe Gewohnheit der Leute, die Thüren aufzulaſſen. Selbſt unſere gemeinen Soldaten haben das: Fermez la porte gelernt, es wurde aber einem bemerkt: il ne faut pas dire fermez la porte, il faut dire: fermez la porte s'il vous plait.

Zu alle dem geſellte ſich der größte Mangel an Lebensmitteln, und was ſich vorfand, war meiſt auch dem Genügſamſten zu ſchlecht, ja ungenießbar. Vor Allem das Brod. Es war mit rother Weinhefe geſäuert, über der Unterrinde beſtand es aus einem ganz naß klitſchigen blauen, etwa zwei Zoll dicken Teig, über welchem ſich die Oberrinde hoch wölbte. Wir waren glücklich, wenn wir Speck und Kartoffeln fanden. Einmal glaubte ich in einem Stall Eier entdeckt zu haben, näher beſehen waren es recht geſchickt aus Kreide geſchnittene; ſo angeführt führte ich meine Kameraden an.

Beſſer wards als wir uns der untern Marne näherten, wo der Krieg noch nicht Alles aufgefreſſen. Mit Vergnügen denke ich an Nebais, einen recht artigen kleinen Ort — doch voll unartiger Leute. Mit einigen andern Offizieren erhielt ich ein Quartierbillet auf ein Haus, das von außen ſehr einladend ſchien. Allein die Hausthür war feſt verſchloſſen, wir

klopften vergebens an. Leute erzählten uns: in dem Hause wohne eine alte Jungfer, die Schwester des Maire. Daraufhin giengen wir zu dieſem und baten, er möge ſeiner Schweſter ſagen laſſen: ſie ſolle die Thüre öffnen, weil wir ſonſt genöthigt wären, ſie aufzubrechen. Nun wurden wir eingelaſſen. Die vorhergehenden Tage hatten wir ſehr elend gelebt, nach der wohlhäbigen Einrichtung des Hauſes konnten wir hoffen, uns hier etwas erquicken zu können. Ich gieng zu unſerer Wirthin, welche eine Kaffeegeſellſchaft von mehreren Damen bei ſich hatte, und bat aufs Freundlichſte: ſie möchte uns zu Abend eine Hühnerſuppe geben. Aus dem Ausſpruche Heinrichs IV.: Jeder franzöſiſche Bauer müſſe Sonntags ein Huhn im Topfe haben, kann der Leſer ſchon ſchließen, daß Frankreich ein rechtes Land der Hühner iſt und meine Forderung daher ſehr beſcheiden war. Die Dame antwortete mir aber ſehr kurz angebunden: ſie ſei keine Pächterin und habe keine Hühner. Ich brachte dieſe unverſchämte und ganz unglaubwürdige Antwort den übrigen Offizieren. Als mein Burſch die Antwort mit anhört, ſagt er: o die hat Hühner, ich habe ſie gackern hören. Such ſie auf, ſagte ich, und bringe zwei unterm Mantel, halt ihnen aber die Schnäbel zu. Es dauerte nicht lange, ſo brachte er die Hühner. Nun trat ich mit dem Burſchen in die Kaffeegeſellſchaft. Ich bin kein Pächter, ſagte ich der Dame, habe aber das Glück gehabt, zwei Hühner aufzutreiben. Laß ſie laufen, befahl ich dem Burſchen. Wie der ſie nun unterm Mantel hervorholte und die Schnäbel losließ, ſo flogen die guten Thiere unter lautem Geſchrei wie toll in der Stube herum. Die Dame, welche ſich gewiß gegen ihre Geſellſchaft

darauf etwas zu Gute gethan, daß ſie mich ſo ſchnöde hatte ablaufen laſſen, erlebte nun das Gegenſpiel. Alle ihre Gäſte ſahen gleich, woher die Hühner ſtammten, verſtanden den Scherz und lachten herzlich; Abends aber bekamen wir die gewünſchte Suppe. —

Wir haben im Feindeslande gewiſſenhaft nur mäßige Anſprüche gemacht und die Leute freundlich behandelt. Leider mußten wir aber oft erfahren, daß man uns eben deshalb für gutmüthige Narren (bonshommes) hielt, denen man Alles bieten dürfe. Dadurch zwangen ſie uns dann zum entſchiedenſten Fordern.

Von Nebais kamen wir nach la Ferté sous Jouarre, einem Orte, der durch einen großen Handel mit Mühlſteinen reich iſt. Hier ward ich mit einigen Freunden in ein ſehr ſchönes Haus einquartiert, deſſen Thüre aber wieder feſt verrammelt war. Der Maire des Orts, dem das Haus gehörte, war über die Marne geflohen. So blieb uns nichts übrig, als durch ein gewaltſam geöffnetes Fenſter einzuſteigen. Bei der Hausſuchung nach Lebensmitteln fanden wir einen Keller voll des trefflichſten Champagners, aber leider keinen Biſſen Brod oder Fleiſch, dagegen Chocoladenbonbons. Ein trefflicher Flügel deutete auf eine gebildete Familie. Wir ließen den Hausbeſitzer bitten, doch zurückzukommen, da wir ſein Haus verlaſſen müßten und nicht für unſere Nachfolger einſtehen könnten. Leider kam der Mann doch nicht, und unſere Beſorgniſſe waren, wie wir ſpäter erfuhren, nur zu gerecht geweſen.

Doch Ergebniſſe wie dieſe in Nebais und la Ferté waren höchſt ſelten. Das Land war — beſonders von der Aube

nordwärts zur Marne, Aisne bis Laon — kaum mehr im Stande, die Heere zu ernähren. Am 11. März schrieb der russische General Langeron: [1]) „Mein Corps befindet sich ohne alle Lebensmittel. Alle Dörfer und Vorstädte um Laon befanden sich bei meiner Ankunft bereits völlig ausgeplündert. — Bei längerer Fortdauer dieses Mangels an Lebensmitteln würde ich mich in der allergrößten Verlegenheit befinden." „Ein gleicher Nothstand war bei den übrigen Corps eingetreten, die in der bereits völlig ausgesogenen Umgegend von Laon nicht mehr zu existiren vermochten."

Sendung nach Lüttich.

Es befanden sich im Hauptquartiere nur sehr wenige Freiwillige, welche schon in Civilämtern standen. Natürlich wurden diese verwendet, wo irgend Civildienste nöthig waren; ich habe erzählt, daß ich selbst einige Aufträge der Art erhalten, meist recht angenehme.

In Frankreich wurden mir aber sehr unangenehme angeboten; Ende Januar sollte ich Intendant im Departement der Maas, später ebenfalls Intendant des Ardennendepartements werden. Ich bat den General inständigst, mich im Hauptquartier zu behalten, da ich zum Intendanten nicht tauglich sei; er gewährte mir die Bitte.

In Laon wurde mir aber ein Geschäft übertragen, das ich um so weniger ablehnen konnte, als man mich mit der Intendantur freundlich verschont hatte.

[1]) Damitz 3, 131.

Unterm 17. März 1814 erhielt ich folgende Instruktion vom Generalkriegscommissär:

Hauptquartier Laon, 17. März 1814.

„Des Herrn Staatsministers Freiherrn v. Stein Excellenz haben in einem besonderen Schreiben an mich die Absendung eines Offiziers nach Lüttich verlangt, um durch diesen die Aufsicht und Leitung der Gewehr- und Munitionsfabriken, sowie die Verfertigung anderer Armeebedürfnisse zu übernehmen, und der commandirende Herr General der vereinigten schlesischen Armee, Generalfeldmarschall v. Blücher Excellenz, hat zu diesem Ende den Volontärofficier Herrn Bergrath Raumer sofort abzusenden und mit nachstehender Instruktion zu versehen befohlen . . .

Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Freiherrn v. Stein Excellenz sind die Departements vom Unterrhein bis nach Paris den königlich preußischen Truppen zur Benutzung vorzüglich überwiesen, und die darin befindlichen Waffen- und Munitionsfabriken, sowie alle Anstalten, welche Armeebedürfnisse verfertigen, werden der Aufsicht und Leitung des Herrn v. Raumer untergeordnet. Es sind bis jetzt zwei Generalgouvernements constituirt. Dem ersteren stehet der Herr Generalcommissarius Delius zu Brüssel interimistisch vor. Das zweite wird von dem Herrn Geheimen-Staatsrath Sack zu Aachen wahrgenommen. Mit diesen muß also der Herr v. Raumer sogleich in Verbindung treten, und es wird gut sein, wenn derselbe ihnen eine Abschrift der gegenwärtigen Instruktion mittheilt."

Darauf folgen die einzelnen Aufträge, als: monatlich 2500 Gewehre, 200 Paar Pistolen, 500 Säbel, ferner 200,000 Paar Hufeisen, 1,600,000 Hufnägel, 20,000 Koch- und Trinkgeschirre anfertigen zu lassen; zudem für Munition „Pulver, Blei und Eisen" zu sorgen.

Es ward mir durch diesen Auftrag eine große Verantwortlichkeit auferlegt, ich nahm ihn mit schwerem Herzen an. Auch trennte ich mich so ungern von meinem verehrten General und von den Freunden.

Ich beschloß zuerst nach Namur zu gehen, um mich dort neu zu equipiren. Hatte ich doch meine Kleider seit dem 25. Januar trotz Wind und Wetter, arger Wege, Quartier und Bivouacqs nicht gewechselt, sie waren im erbärmlichsten Zustande. Ich ritt in Gesellschaft des Lieutenant Brendel. Unser Weg führte durch gefährliche Gegenden, durch Feindes Land, das von keinen verbündeten Truppen besetzt war. So kamen wir am 18. März nahe dem Orte vorüber, wo zwei Tage vorher der unvergeßliche Friesen auf dem schrecklichen Rückzuge des Lützow'schen Corps gefallen war. In einem kleinen Städtchen la Capelle bildeten die Leute eine Gasse, durch welche wir passirten, es waren verdächtige Gesichter. Weiterhin ritten wir nicht weit vor der von Franzosen besetzten Festung Maubeuge vorüber; diese hatten vor Kurzem russische Zufuhr abgefangen.

Am dritten Abend kamen wir in ein Dorf unweit Thuin, konnten aber kein Unterkommen finden. Ein stattlicher Mann in blauer Blouse bot uns Nachtquartier an, wenn wir ihn nach seinem Wohnort begleiten wollten. Wir nahmen das

Anerbieten an, er gieng als Führer vor uns her. Bald kamen wir in einen Wald; es ward finstere Nacht und fast wurde es uns bedenklich. Endlich langten wir bei einem Landgut an; unser Führer, den wir für einen Bauern gehalten, war der Besitzer; daß Männer aus höheren Ständen auch Blousen trügen war uns neu. Wir setzten uns an ein schönes Kamin, dessen Wände mit weißem und schwarzem Marmor getäfelt waren, Kugeln aus Steinkohlen und bituminösem Thon wurden geschmackvoll, wie die Kanonenkugeln in Zeughäusern, im Kamin aufgebaut. Beim willkommenen Feuer ward eine Flasche trefflicher Burgunder vorgesetzt, dann folgte ein einfaches Abendbrod von vorzüglicher Güte. Alles übertraf unser Erwarten, das Gespräch war lebhaft und ward ganz vertraulich. Der freundliche Mann gestand uns, daß er Napoleon entschieden verabscheue, dagegen für die Bourbons sei.

Als wir am andern Morgen den freundlichen Mann verließen, sahen wir erst wie schön das Landgut und seine Lage war. Wir befanden uns nahe an der Sambre, vielleicht war es hier, wo muthige Nervier die Strohdächer des römischen Lagers mit glühenden Kugeln in Brand steckten, nämlich mit solchen, wie wir Abends im Kamine brannten. Dazu bedurfte es keines Bergbaus auf Steinkohlenflöze, da der Fluß diese aufschließt.

Namur kannte ich schon früher. Ich besuchte sogleich den Schloßberg, wo man einen sehr schönen Blick auf die Maas hat, welche hier von Süden her aus dem engen Felsenthale der Ardennen tritt und sich ostwärts nach Huy und Lüttich wendet. Das Thal erweitert sich unterhalb Namur und wird

immer lieblicher, seine Kalkfelsen sind hoch mit Epheu überzogen. Hatte mich das unruhigste Kriegsleben Monate lang meist durch verwüstete Gegenden geführt, wo alle bürgerliche Ordnung aufgelöst war, jedes friedliche Gewerbe und aller Verkehr darniederlag, so genoß ich hier zum erstenmal wieder eine Sabbathsruhe im Lande des Friedens. Ich kann nicht beschreiben, wie mir so still zu Muthe ward, wie die Sehnsucht nach der Heimath und den Meinigen erwachte und Hoffnung der Rückkehr, deren Erfüllung näher war, als ich meinte.

Von Namur ritt ich nach Lüttich, wo der Kronprinz von Schweden schon seit so langer Zeit sein Hauptquartier hatte, daß man ihn deshalb Prince de Liège nannte.

Als ich mir auf der Mairie das Einquartirungsbillet holte, so traf ich dort in derselben Angelegenheit einen Mann, der mir seit Jahren durch seine Schriften genau bekannt war, den ich aber noch nie gesehen — August Wilhelm Schlegel. Beim schwedischen Commandanten, zu welchem mich mein Geschäft führte, sah ich ihn noch einmal, trat ihm damals jedoch nicht näher.

Ich fühlte wohl, daß es mir im Hauptquartier des Kronprinzen eben nicht zur Empfehlung diente, aus dem Blücher'schen Hauptquartier zu kommen. Einer bemerkte mir mit sichtbarer Schadenfreude, daß wir uns ja nach den unglücklichen Schlachten im Februar hätten zurückziehen müssen. Ich antwortete: so etwas könne freilich nur dem Marschall Vorwärts widerfahren. Man verstand mich und brach das Gespräch ab.

Ich betrieb nun eifrig meine Aufträge. Zuerst schloß ich einen Contract über 4000 Gewehre für das Yorksche Corps,

und war nicht wenig erstaunt, als mir der Fabrikherr vor dem Abschluß ohne alle Verwerthung gelassen ein bedeutendes Geschenk antot. Er war nicht minder erstaunt, da ich sein Anerbieten nichts weniger als gelassen zurückwies, und entschuldigte sich mit der Gewohnheit, die ihn hierin nichts Arges finden ließ. Er war übrigens ein zuverlässiger Mann.

Dagegen bekam ich es bei einem zweiten Geschäft mit desto schlimmeren Menschen zu thun. Lüttich war die bedeutendste Ammunitionswerkstatt der Franzosen. Hier wurden ihre eisernen Kanonen gegossen, ire ich nicht, so konnten zu gleicher Zeit 30 Kanonen gebohrt werden. Das rohe Material hatte einen Werth von etwa 1 Million Franken.

Menschen von unverschämter Frechheit hatten die Sache in ihren unreinen Händen. Der Eine, mit welchem ich eine Geschäftsfahrt machen mußte, präsentirte mir schamlos 4 schöne Rappen als Holsteiner, das heißt: als in Holstein gestohlen.

Ich will den Leser nicht mit dieser widerwärtigen Sache behelligen, nur dies, daß ich mich genöthigt sah, dem Minister Stein die Schurkenstreiche anzuzeigen, welcher darauf, nach seiner Weise, fulminant dazwischen trat.

In Lüttich erlebte ich eine merkwürdige Bewahrung. Als ich nämlich eines Tages mit dem Gewehrfabrikanten vor die Stadt gehen wollte, um dort Gewehre zu probiren, kamen wir an eine ehemalige Kirche, in welcher Flintenschäfte aufbewahrt lagen. Mein Begleiter fragte: ob wir diese wohl jetzt besehen wollten? Wir gehn in die Kirche; noch beschäftigt, hören wir plötzlich einen ungeheuern Knall und stürzen hinaus. Bald erfahren wir, daß ein Pulverhaus, welches nahe dem Orte war,

wo wir die Gewehrproben vornehmen wollten, durch Unvorsichtigkeit aufgeflogen sei, wobei acht Arbeiter umgekommen. Gleich darauf brachte man eine entsetzlich entstellte Leiche, von Weibern und Kindern begleitet, die ein verzweifeltes Jammergeschrei erhoben. Der Krieg härtet zwar gegen solche Erscheinungen ab, doch war mir's, als wäre ich schon zu der frühern Friedensstimmung eines empfindlichen Mitleids zurückgekehrt. Dazu kam der sehr ernste Gedanke, daß ich mit meinem Begleiter gewiß ein Opfer der Explosion geworden wäre, hätten wir uns nicht etwa eine Viertelstunde in der Kirche aufgehalten.

Am 4. April traf in Lüttich die Nachricht ein, daß die verbündeten Heere am 30. März in Paris eingezogen waren.

Obwohl wir auf diese Nachricht gehofft hatten, überraschte uns dennoch die wirkliche Erfüllung unserer Hoffnung auf's Freudigste. Da nun der Krieg ein Ende hatte, so konnte ich auch meinen Auftrag so gut als beendigt ansehen, weil derselbe ja auf Befriedigung von Bedürfnissen der kriegführenden Heere gieng. Doch mußte ich einiges Begonnene zum Abschluß bringen, und ritt deshalb nach Brüssel und Aachen. In Brüssel machte ich an der Tafel des Generalgouverneurs die Bekanntschaft des Generals Dörenberg, welcher, ein Freund Gneisenaus, den Ruhm davon trug, zuerst die Franzosen in Gemeinschaft mit Czernitscheff besiegt zu haben; es war am 2. April in dem bedeutenden Treffen bei Lüneburg.

Zu Ende April waren meine Geschäfte abgethan und ich ritt über Compiegne in Gesellschaft des Lieutenants Geisler nach Paris.

Paris.

Wie hätte ich ahnen können, als ich mich in den Jahren 1808 und 9 hier aufhielt, daß sich binnen vier Jahren die Welt so verwandeln würde! Damals waren die Franzosen in Madrid und Wien, Berlin stand unter ihrer Oberaufsicht. Jetzt, aus Spanien und Deutschland vertrieben, lagen Preußen, Russen, Engländer als siegreiche Feinde in der Stadt, welche sich rühmte, capitale du monde zu sein.

Als ich auf der Pariser Mairie für mich und Lieutenant Geisler ein Quartierbillet verlangte, war die unverschämte Antwort: es sei kein Platz mehr. Wir lachten laut auf und versicherten: im letzten Dorfe der Champagne pouilleuse hätten wir Platz gefunden, so hofften wir auch in Paris noch Unterkommen zu finden. Darauf erhielten wir ein Billet auf das Haus eines Notaire public. Dieser versicherte zuerst, seine Frau stimmte ein: es sei bei ihm durchaus kein Platz. Als wir uns nicht abweisen ließen, führten sie uns in eine schlechte, ich weiß nicht mehr, im wievielsten Stock gelegene Stube. Wir sahen, mit wem wir es zu thun hatten, und in der artigsten Weise excomplimentirten wir uns eine sehr schöne Stube, um welche wir später von andern Offizieren beneidet wurden. Das Haus lag am Pont neuf, wir hatten die schönste weite Aussicht auf die Seine bis zum Louvre. Unserm Ehepaar fielen wir wenig zur Last, nur einmal aß ich, Ehren halber, mit ihnen. Die Frau hatte die volle Anmaßung einer ganz unwissenden aber sehr eingebildeten Pariserin. Russes und Prusses

konnte sie — wie viele andere — nicht auseinander wirren. Da sie, um mir etwas Unangenehmes zu sagen, versicherte, Kaiser Alexander sei in Paris weit beliebter als der König von Preußen, so versicherte ich ihr gegenseitig, das sei das größte Compliment für den König von Preußen. Doch genug von diesen Leuten. — Kaum drei Wochen blieb ich in Paris und erlebte doch außerordentlich vieles.

So den Einzug Ludwig XVIII. Die ganze Stadt war in Bewegung. Die Marseillaise war verstummt, dagegen hörte man an allen Ecken das Lied: Vive Henri quatre, vive ce roi vaillant. Die Melodie dieses Liedes hat etwas von einer Bestie, die zwar gezähmt ist, deren Wildheit aber überall durchbricht.

Die bekannte Madame Blanchard machte zu Ehren des Tages eine Luftfahrt. Sie hatte einige weiße Tauben mitgenommen, welche sie in großer Höhe aus der Gondel warf. Wie Steine fielen sie zuerst ein gutes Stück herunter, dann erst besannen sie sich, daß sie Vögel seien und flogen mit ausgebreiteten Flügeln davon.

Die Gemäldegallerie besuchte ich fast täglich. Der ungeheure Saal des Louvre, wohl der längste in Europa, war von einem Ende bis zum andern mit Gemälden geschmückt. Ich suchte die Meisterwerke auf, welche mich schon in den Jahren 1808 und 9 so sehr angezogen hatten, vor allen Raphaels, dessen ganze Entwicklungsgeschichte man hier verfolgen konnte. Im 17. Jahre malte er die Krönung der Jungfrau, ein Bild, das man für ein Werk seines Lehrers, des Perugino, halten sollte; am Ende seines Lebens ist die Transfiguration gemalt,

welche den Uebergang zu ſeines Schülers, des Giulio Romano, Weiſe bildet. Den Culminationspunkt bezeichnet die Sixtiniſche Madonna in Dresden.

Doch ich kann hier nicht näher von allen Bildern ſprechen, in deren Anſchaun ich mich von Neuem vertiefte, von den Werken des Perugino, Francisco Francia, Fra Bartolomeo, Gentile Bellini u. a.

Die Gallerie war ſtets voller Menſchen, beſonders voll deutſcher Soldaten, Gemeine wie Offiziere. Es war intereſſant zu bemerken, welche Bilder beſondern Reiz für die Betrachter hatten. Vor dem einen ſand man immer eine Menge, Vornehme und Geringe, Kenner und Nichtkenner, nämlich vor Johann von Eyks jüngſtem Gericht. Zur Rechten des Zuſchauers die Verdammten in furchtbarer Verzweiflung, auf ihren Geſichtern das Entſetzen vor den ewigen Strafen, Teufel ſchleppen und ſtürzen ſie in die Hölle. Zur Linken des Zuſchauers die Seligen, welche auf kryſtallenen Stufen zum himmliſchen Heiligthum emporſteigen und Kleider des Heils erhalten; auf ihren Geſichtern ein ewiger Friede, frei von Sünde, Schmerzen und Tod. In der Mitte, zwiſchen den Seligen und den Verdammten, der mächtige Engel Michael mit der Wage, über ihm im Himmel der Weltrichter, Maria und die Heiligen des alten und neuen Teſtaments. Das gewaltige Bild ward ſpäter der Marienkirche zu Danzig zurückgegeben.

Die Antiken waren im untern Steck des Louvre aufgeſtellt. Trat man in dieſe Säle, ſo war es

Als hätte der Olymp sich aufgethan,
Und die Gestalten der erlauchten Vorwelt
Herabgesendet.

Hier aber sollten sie nicht vereint bleiben, sie giengen wie die zusammengeraubten Gemälde freilich erst nach der zweiten Eroberung von Paris an die früheren Besitzer zurück. Leider geschah dies nicht mit Gemälden, die ich schon in meinen Universitätsjahren liebgewonnen, nämlich mit denen der Casseler Gallerie; so viel ich weiß, hat Kaiser Alexander sie gekauft. Zu ihnen gehörten die vier Tageszeiten von Claude Lorrain, Paul Potters verkehrte Welt und andere schöne Bilder.

Ich besuchte den Abbé Tonellier, den Inspektor der Mineraliensammlung der école des mines. Er hatte mir bei meinem frühern Aufenthalt in Paris sehr freundlich die freieste Benützung jener Sammlung erlaubt, als ich einen wissenschaftlichen Katalog des geographischen Theils derselben entwarf, welcher später gedruckt wurde. Der arme Mann schüttete bittere Klagen gegen mich aus. Denken Sie, wie es uns geht, sagte er. Das Hôtel, worin das Bergdepartement seine Sitzungszimmer, Registraturen, Sammlungen, chemische Laboratorien auf's Beste eingerichtet hat, dies Hôtel gehörte früher der Familie Noailles, die 1789 auswanderte. Mit den Heeren der Verbündeten ist sie zurückgekehrt und verlangt jetzt durchaus das Hôtel wieder. Wir haben ihr für dasselbe mehr geboten als es werth ist, allein sie besteht auf ihrer Forderung. Denken Sie, wie es allen Sammlungen ergehen wird, wenn wir gezwungen werden, auszuziehen, wissen wir doch selbst noch nicht wohin.

Mir that der arme Torellier sehr leid, seine Klagen waren nur zu gerecht. Ich gieng zum Ministier Stein und stellte ihm die Sache vor; leider war dieser schon verstimmt durch so manches, was er in Paris erlebt. Die Franzosen möchten ihre Sachen unter sich ausmachen, sagte er. Die Neuilles setzten ihren Willen durch, es wurden die Sammlungen zuerst in das Palais Luxembourg gebracht, späterhin mußte man von da noch einmal umziehen.

Beim wiederholten Besuche der école des mines traf ich dort mit Greenough, dem Präsidenten der Londoner geologischen Gesellschaft zusammen. Er nahm die erwähnte geographische Sammlung durch, welche ihn, als Autor einer vortrefflichen geognostischen Karte von England, doppelt interessirte. Ich erzählte ihm von meinem Katalog; wir wurden bald näher bekannt. Da ich die Pariser Gegend untersucht hatte, so führte ich Greenough und Steffens zu mehreren in geognostischer Hinsicht wichtigen Punkten.

Blücher und Gneisenau schickten sich an nach London zu gehen, da beeilte ich mich, meinen Abschied aus dem Kriegsdienst zu erhalten, um in die Heimath zurückzukehren. Ich erhielt denselben am 5. Mai, er lautete:

„Sie sind dem Ruf zur Vertheidigung des Vaterlandes mit so rühmlichem Eifer gefolgt, daß ich Ihren Wunsch um Entlassung aus dem Militärdienst, den Sie in dem Schreiben vom 4. d. ausdrücken, nur als einen neuen Beweis Ihres Bestrebens ansehe, dem Staate da zu dienen, wo Sie ihm am nützlichsten werden können. Ich ertheile Ihnen daher sehr gerne

die Erlaubniß zur Rückkehr in Ihr Civilverhältniß und den dazu erforderlichen Abschied aus der Landwehr.

Hauptquartier Paris, 4. Mai 1814.

Friedrich Wilhelm.

Am 31. Mai ward mir das eiserne Kreuz verliehen.

Ich verabredete mit Hauptmann von Scharnhorst, daß wir zusammen in das Vaterland zurückkehren wollten. Am 13. Mai brachen wir auf, am 15. waren wir in Soissons; von da ritten wir durch die Ardennen über Namur nach Lüttich. Hier schickten wir unsere Leute nach Aachen mit den Pferden voraus und fuhren auf Mastricht, dessen merkwürdige Steinbrüche im Petersberge ich im Jahre 1809 besuchte; diesmal aber schloß ich mich an meinen Begleiter an, welcher die Festungswerke in Augenschein nahm. Von Aachen ritten wir über Jülich und Köln nach Solingen, wo wir uns trennten, Scharnhorst gieng nach Düsseldorf, ich über Elberfeld durchs Gebirge nach Arolsen und Cassel, wo ich bei Grimms einen schönen Ruhetag verlebte. Es war der Pfingsttag, an welchem die Wasser von Wilhelmshöhe springen; vom Altane der Wohnung sahen wir den mächtigen Wasserstrahl.

Dies war der einzige Rasttag zwischen Paris und Giebichenstein, wohin ich am 3. Juni kam. Da ich auf dieser Reise jeden Tag sehr früh aufbrach und nach der Mittagsruhe noch bis zum Abend ritt, so ward es dadurch möglich, den ganzen Weg in so kurzer Zeit zurückzulegen.

Diese Heimreise gehört zu den liebsten Erinnerungen meines Lebens. Sie fiel in die heitersten Frühlingstage und

führte mich durch den Ardennenwald und die schönsten vaterländischen Gegenden. Hinter mir lag das wüste Winterleben in Frankreich, vor mir das Wiedersehen der Meinigen, vor mir ein schönes neues Leben, da für mein Vaterland der Frühling gekommen, eine edle Herrlichkeit nach Jahren schweren Drucks und entsetzlicher Schmach.

Es war der Geburtstag meiner lieben Schwiegermutter, an welchem ich Giebichenstein erreichte. Aber die Freude der Feier und des Wiedersehens ward getrübt durch den schmerzlich leidenden Zustand, in welchem ich den armen Reichardt antraf. Er war ein Mann von gewaltiger Willenskraft und Selbstüberwindung, aber durch die Krankheit und durch die Heilmittel selbst — man hatte ihm viel Opium gegeben — war seine Kraft gebrochen. Doch freute er sich noch sehr, daß seine Wünsche für Deutschland über alles Erwarten in Erfüllung gegangen. Ich sah ihn zum letztenmale, er starb 14 Tage nach meiner Abreise.

In Freiberg besuchte ich meinen verehrten Lehrer Werner. Von unserm früheren wissenschaftlichen Mißverhältniß war nicht die Rede, sollte nicht die Rede sein; in dieser großen Zeit trat dergleichen in den Hintergrund. Ein Mann überdies, der, wie Werner, in einem langen thätigen Leben mehr für seine Wissenschaft gethan als irgend ein anderer, der die Wahrheit redlich gesucht hatte, ein solcher Mann konnte es leicht verschmerzen, wenn er sich auf seinen großen wissenschaftlichen Entdeckungsreisen auch einmal verirrt hatte. — Was er aber nicht verschmerzen konnte, war das Schicksal seines Vaterlandes Sachsen, das er unaussprechlich liebte, wie er auch mit un-

wandelbarer Treue seinem unglücklichen alten Könige zugethan war, der ihn gegenseitig sehr hoch schätzte. Besonders weh that ihm die Theilung Sachsens; hätte man uns lieber ganz genommen, sagte er, und es wäre vereinigt geblieben, was von jeher vereinigt war.

Ich sah seitdem Werner nie wieder. Die hohe Achtung und die Liebe, welche mich früher an ihn fesselte, und die eine kurze Zeit getrübt war, sie lebten bei diesem letzten Besuche neu auf und ich bewahre sie bis an mein Ende.

Am 12. Juni kam ich nach Breslau zurück. Ich kann meine Freude des Wiedersehens nicht schildern.

Das Blücher'sche Hauptquartier.

Ehe ich zu der nun folgenden Lebensperiode übergehe, muß ich noch einen Rückblick auf das Blücher'sche Hauptquartier werfen.

Die Schilderung, welche Oreleben vom Hauptquartier Napoleons gibt, macht einen wahrhaft unheimlichen Eindruck. Der Kaiser selbst erscheint wie ein dämonisch besessener Tyrann, den ein Brandmal im Gewissen und seit Moskau ein Brandmal seines Glückes quält, und der eben deswegen seine sklavische Umgebung quält, die Tag und Nacht seines Winks gewärtig sein muß.

Wie war doch Blüchers Hauptquartier das volle Gegentheil des Napoleon'schen! Hier regierte die Freudigkeit eines guten Gewissens und die Zuversicht des Sieges; seit der Schlacht an der Katzbach tauchte nur sehr selten ein Zweifel,

eine Besorgniß auf. An Entbehrungen und Anstrengungen fehlte es nicht, aber wir hatten nur so viele, als der Krieg eben mit sich brachte. Die Generäle theilten Böses und Gutes mit uns. Eines Abends in der Champagne ließ Gneisenau bei einigen von uns anfragen: ob sie ihm nicht Kartoffeln könnten zukommen lassen; er bezahlte sie später mit einigen Flaschen vortrefflichen Wein. Niemand konnte sich beklagen, durch Launen der Befehlshaber geplagt zu werden. Nur das Nothwendige ward befohlen; konnte aber — wie natürlich — nicht immer Grund und Absicht der Aufträge mitgetheilt werden, so war doch jeder überzeugt, daß er im Dienste der tüchtigsten zuverlässigsten Männer gewiß das Rechte thue.

So kam es, daß unter uns, trotz aller Strapazen, ein fröhlicher Sinn herrschte, jedoch gewiß nicht Leichtsinn. Es ward im Lager viel gesungen, vor allem Schillers Reiterlied; wie wir denn sehr oft an Wallensteins Lager erinnert wurden.

Viele nehmen mit Unrecht Anstoß daran, daß Shakespeare auf ernste, ja hochtragische Scenen unmittelbar ganz komische folgen läßt — im Kriege wechselt auch Tragisches und Komisches. Es war im Hauptquartier ein ältlicher Offizier, ein leidenschaftlicher Anhänger des militärischen Purismus, der an der Natürlichkeit und dem mäßigen Cynismus, mit welchem wir weniger geschulte Freiwillige behaftet waren, den größten Anstoß nahm. Am dritten Leipziger Schlachttage, als wir bei Schönfeld an der Parthe hielten, schlug eine Kanonenkugel dicht neben jenem Manne in eine Pfütze und beschmutzte seine sorgfältigst gebürstete Uniform von oben bis unten. Ich bekenne, daß wir Mühe hatten, über die Verzweiflung des

Pedanten das Lachen zu verhalten, er hätte auch nicht bitterer klagen können, wenn ihm die Kugel das Bein weggerissen. — So fiel hier in die gewaltig tragische Schlacht ein komischer Moment. Man nehme keinen Anstoß daran, daß uns das Lachen anwandelte und sei versichert, daß im Angesicht des Todes, wenn uns jeden Augenblick eine Kugel wegraffen kann, dennoch ein heiliger Ernst die Grundstimmung ist.

Eine seltsamere Mischung von Männern war wohl nie in einem Hauptquartiere vereinigt, wie im Blücher'schen; der eigenthümliche Charakter der Freiheitskriege brachte es so mit sich. Die Offiziere waren entweder vom Kriegshandwerk, oder Freiwillige, die aus den verschiedensten bürgerlichen Verhältnissen kamen. Zu den Freiwilligen gehörte Eichhorn. Er war schon 1809 mit Schill gezogen, diesmal kam er aus dem Berliner Kammergericht zu Gneisenau, wir trafen an demselben Tage im Hauptquartier ein. Er meinte es treu und redlich mit dem Vaterlande und bewies dies wie 1809 so 1813 durch die That; daß ihm durch Stein die ehrenvollste Anerkennung seiner zuverlässigen Gesinnung und Tüchtigkeit zu Theil wurde, erwähnte ich schon. Bis zur Leipziger Schlacht blieb er im Hauptquartier. Einen seltsamen alten Reitknecht hielten wir gemeinschaftlich, meist wurden wir auch zusammen einquartiert.

Viele liebe Freunde sah ich seit dem Kriege gar nicht wieder. Fern von ihnen weiß ich nicht, ob sie noch leben; sollte dieses Buch Hekel, Dieterici, Geisler zufällig zu Gesicht kommen, so möge es ihnen den Gruß eines alten Kriegsgenossen bringen. Mein lieber seliger Steffens kam nur ab und zu ins Hauptquartier, wohnte aber den bedeutendsten

Treffen bei. Während wir Landwehrmänner noch in Breslau eingeübt wurden und einübten, erlebte er ſchon die Schlachten von Lützen und Bautzen, ſpäter waren wir zuſammen bei Wartenburg, Leipzig und Champaubert; zuletzt traf ich ihn in Paris.

Von den Offizieren der Linie, welche ſich im Hauptquartier befanden, waren die Einen von 1807—13 im preußiſchen Kriegsdienſt geblieben, ſo Blücher und Scharnhorſt; andere hatten dagegen den Abſchied genommen, und während jener Jahre in Oeſterreich, Spanien und Rußland gegen Napoleon gefochten.

Hauptmann von Fehrentheil war ſchon in Colberg bei Gneiſenau; ſcherzweiſe nannte man uns beide Réaumur und Fahrenheit. Zuletzt ſprach ich ihn in Glatz. Er war ein tapferer Offizier, aber ein Polterer, der, ohne es bös zu meinen, mehr ſagte, als er verantworten konnte. Wahrſcheinlich gereichte dies ſpäter zu ſeinem Unglück, da der ſonſt ſo brave Mann ſich als Platzmajor von Erfurt in ein unſinniges republikaniſches Complott hineinziehen ließ. Er kam auf die Feſtung, entfloh aber nach Amerika — ich habe ſeitdem nichts gewiſſes über ihn erfahren. —

Oberſtlieutenant von Oppen, ein liebenswürdiger, ſehr tüchtiger Offizier, welcher in Spanien gedient und ſpaniſche Volkslieder zur Guitarre ſang. Ich erwähnte ſchon, daß er bei Champaubert blieb. [1]) — Lieutenant von Gerlach, der, auch

[1]) Es iſt derſelbe Oppen, von welchem Arndt erzählt. Arndts Schriften 3, 525.

wenn es nicht gut gieng, immer guten tapferen Muth, ja Uebermuth zeigte. Im bedenklichsten Augenblick der Schlacht bei Champaubert sagte er ich weiß nicht was witziges. Verdrießlich fuhr ihn der Feldmarschall an: Herr, jetzt ist's nicht Zeit, Witze zu reißen. — Lieutenant von Scharnhorst, ein würdiger Sohn seines trefflichen Vaters. Ich studirte mit ihm in Halle, damals sahen wir uns auch im Reichardt'schen Hause. Er ist durch und durch Soldat und von ausgezeichnet militärischer Bildung. Besonders hat er eminente geographische Kenntnisse und die trefflichste Kartensammlung. Ich habe ihn in der Champagne bewundern müssen, wenn er bei nächtlichen Ritten unser Führer war. In der Schlacht von Champaubert trug Gneisenau ihm auf, die Artillerie gegen die uns verfolgende französische Kavallerie wiederholt auffahren zu lassen. Er wählte die Momente und die Punkte mit der muthigsten Besonnenheit so gut, daß er den stürmischen Andrang der feindlichen Reiter dämpfte. Seitdem ich mit ihm 1814 von Paris nach Deutschland zurückritt, sah ich ihn noch einmal in Erdmannsdorf unmittelbar vor seiner Vermählung mit Gneisenaus Tochter, zuletzt in Erlangen, als er nach Griechenland gieng. Seinen Vater, den General Scharnhorst, hatte ich früher in Berlin kennen lernen; leider war er schon in Folge seiner Lützner Wunde gestorben, als ich ins Hauptquartier kam. Clausewitz hat Scharnhorst so trefflich charakterisirt, wie es nur ein Mann vermochte, der bei dem gediegensten militärischen Urtheil die größte Liebe und Verehrung für ihn hatte. [1]) Ein höchst

[1]) Diese Charakteristik steht in Rankes Zeitschrift.

treues Bild des Mannes gibt auch Arndts Lied: Wem gebührt der höchste Preis? — Man fragt mit Recht: warum Scharnhorsts Söhne nicht in den Grafenstand erhoben und dotirt worden, wie die Söhne der andern großen preußischen Generäle Grafentitel und Dotation von ihren Vätern ererbten; trägt ihres Vaters zu früher Heldentod die Schuld? —

General Müffling gehörte zu denen, welche nach 1807 den preußischen Kriegsdienst verließen; er war eine Zeit lang Weimarischer Kammerpräsident. Als ein durchaus nüchterner, prosaischer, mathematischer Kopf kann es nicht wundern, daß er in diesem Civilamte mit Göthe, seinem Collegen, nicht im besten Vernehmen stand, ja daß er eine wahre Antipathie gegen diesen zeigte. Offiziere vom Yorkschen Corps klagten mit Recht, daß Müffling, als Verfasser der preußischen Bülletins, ganz augenscheinlich das, was ihr Corps gethan, in den Hintergrund stelle, dagegen auf alle Weise hervorhebe, was die Russen verrichtet. Müffling entgegnete: die Preußen thäten von selbst ihre Pflicht, aber die Russen müßten durch solch Lob erst angefeuert werden. — Was hat ihn aber bewogen, in seiner Geschichte der Freiheitskriege Gneisenau zu ignoriren, dessen unermeßliches Verdienst niemand besser kannte, als er? —

Der General Grolmann war ein Sohn des würdigen preußischen Obertribunalspräsidenten, welcher 1840 im 99sten Lebensjahre starb. Ich sahe ihn in Berlin oft in dem Hause meines Onkels, des Kammerpräsidenten von Gerlach, dessen liebenswürdige Tochter er später heirathete. Es war dies in den Jahren 1797 bis 1801. Damals war er ein schöner Jüngling, mild und freundlich, kaum erkannte ich ihn wieder,

als ich ihn nach 13 Jahren als einen Mann wiedersahe, von gewaltiger Heldengestalt und furchtbar muthigem Heldengesicht. Was aber hatte er nicht in jenen 13 Jahren erlebt! Zuerst den unglücklichen Krieg von 1806 und 7, dann den Verlust seiner trefflichen Frau. 1809 focht er als österreichischer Major, dann in Spanien gegen Napoleon, 1813 trat er zurück in preußische Dienste. Wie Großes er in den Freiheitskriegen geleistet, ist bekannt, daß sein kühner Feldzugsplan im Februar 1814 die Eroberung von Paris herbeiführte, ward schon erwähnt.

Blücher ist von vielen meist wesentlich übereinstimmend geschildert worden, was natürlich ist bei einem so einfachen, ehrlichen, rücksichtslosen, muthigen Manne, der nie hinter dem Berge hielt. In Hinsicht seiner Wirksamkeit als Feldherr sind jedoch die Urtheile sehr verschieden, da die Einen behaupten: er habe Alles gethan, die Andern: es seien die großen Erfolge in den Freiheitskriegen nur im geringeren Maße ihm, weit mehr aber andern, besonders Gneisenau, zuzuschreiben.

Beide Theile haben gewiß Unrecht, das bezeugten vor allen Blücher und Gneisenau selbst. Wie hoch jener den Chef seines Generalstabes hielt, hat er mehr als einmal ausgesprochen. Es ist bekannt, daß Blücher, als man ihn in Orford zum Doctor creirte, erklärte: Gneisenau müsse sein Apotheker sein — daß er in Gesellschaft einst fragte: wer wohl seinen Kopf küssen könne, und die Aufgabe löste, indem er Gneisenau küßte. Einst erwiederte er einem Lobredner: Was ists daß Ihr mich rühmt? Es ist meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit, des großen Gottes Barmherzigkeit. —

Und nun Gneiſenaus Urtheil über Blücher. Arndt berichtet: „Ein Freund, General von Hüſer, hat mir erzählt, daß, als ſie über Blüchers Sturz und Fall in der Schlacht bei Ligny mit und unter dem Pferde ſprachen, und wie es geworden ſein würde, wenn der Feldmarſchall nicht wieder erſchienen wäre, und als Hüſer da geſagt: ‚da hätten wir Sie ja gehabt,‘ Gneiſenau ihn beſcheiden unterbrochen habe mit den Worten: Glauben Sie denn, daß einer von uns den Alten im Heere hätte erſetzen können? Sein Vorwärts! blitzt in ſeinen Augen und iſt in die Herzen unſerer Soldaten eingegraben.“ „Dieſem Alten, fährt Arndt fort, diente Gneiſenau mit voller Anerkennung und Hingebung.“ [1]) — Dies Dienen wird jeder bezeugen, der Gelegenheit hatte, Gneiſenau in ſeinem Verhältniß zu Blücher zu ſehen; es äußerte ſich bei jeder Gelegenheit. So z. B. gab er nie einen Auftrag im eigenen Namen, ſondern ſagte: S. Excellenz der Feldmarſchall befehlen ꝛc. — Wenn ſich die Hand Gottes in der Geſchichte in irgend etwas ſichtbar zeigt, ſo darin, daß er, wenn er Großes im Sinne hat mit den Menſchen, um dieſelbe Zeit Männer geboren werden läßt, welche gemeinſam dies Große ausführen, und die einander durch die verſchiedenſten Gaben ergänzen. Ein bedeutendes Beiſpiel ſind Luther und Melanchthon.

Und auf gleiche Weiſe geſchah es für die Jahre 1813—15; wir Deutſche ahndeten es kaum: welche Männer unter

[1]) Auch Scharnhorſt, der ſo beſonnene Mann, ſchrieb 1808 an Blücher: „Sie ſind unſer Anführer und Held, und müßten Sie auf der Sänfte uns vor- und nachgetragen werden, nur mit Ihnen iſt Entſchloſſenheit und Glück.“ Leben Blüchers von Varnhagen S. 137.

uns lebten, und wie jeder von ihnen so eigenthümlich und für eine bestimmte Aufgabe berufen war. Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, York, Bülow, Grolmann — wie verschieden waren, wie verschiedenes leisteten sie. Und bei aller Verschiedenheit verfolgten doch alle Ein und dasselbe Ziel: den Sturz Napoleons und die Befreiung des Vaterlands. —

Als man 1813 zuerst hörte: Blücher werde Oberbefehlshaber, da schüttelte mancher den Kopf. Er ist zu alt, sagten die Einen — er war wirklich 71 Jahre alt —; andere meinten: er möge ein ganz tüchtiger Husarengeneral sein, aber darum sei er noch lange kein Oberfeldherr. Noch andern war es höchst bedenklich, daß er im Jahre 1808 einen Anfall von Wahnsinn gehabt und ohne den geringsten Zweifel und als ganz unfehlbar behauptet habe: er werde mit Heeresmacht Napoleon stürzen und Deutschland befreien. *) — Jetzt wissen wir, daß alle diese Bedenklichkeiten nichtig waren und Heldenwahnsinn, der mit hellem Auge in die Zukunft sah, später die beschränkte Weisheit und den Calcul feiger Seelen zu Schanden machte.

Es wäre sehr überflüssig, den Muth Blüchers zu preisen, zu schildern wie beliebt er im Heere war ꝛc. Ich weiß aber nicht ob seine natürliche Feldherrnberedtsamkeit gewürdigt worden ist; es war eine Freude und Erfrischung ihn sprechen zu hören. So erinnere ich mich einer Anrede an die Truppen Kleists, als diese im Februar 1814 aus Deutschland zu uns stießen; sie war im kräftigsten Feldmarschallstyl. Eine andere

*) Vgl. Varnhagen S. 137. 138.

Rede sollte ich kaum erwähnen. Es war in Frankreich, wo, kann ich nicht mehr angeben. Die Trompete rief uns regelmäßig zu Blüchers Quartier: weil wir aber oft und zum Theil bei argem Wetter lange hielten, bis der Feldmarschall erschien, so übereilten wir uns auch nicht. Als wir einst wieder zu spät kamen, so hatte es den Alten verdrossen. Wir ritten ohne uns was Arges zu versehen, als er auf einmal hielt und uns „vom Pferde herunter kanzelte“ wegen der Verspätung. Nur folgender ersten Worte dieser Rede erinnere ich mich noch: Meine Herrn, die Bequemlichkeit ist eine Schwester der Faulheit u. s. w. Nachdem er uns so seine Meinung gesagt, war er wieder ganz freundlich. Wie denn überhaupt in seiner Seele der gewaltigste Kriegszorn und die größte Gutmüthigkeit bei einander wohnten.

Ein schöner Zug in Blüchers Charakter war seine entschiedene Verachtung alles eiteln Scheinens. Er hatte schon eine eine Menge Orden; einen neuen empfieng er mit einem derben Scherz, dessen kein eitler Mann fähig gewesen wäre. Mit welcher schlichten, aufrichtigen Bescheidenheit sprach er von Gneisenaus Verdiensten. Ja, was mit einer solchen Gesinnung eng verknüpft ist, wie gab er von Herzen Gott die Ehre, wenn er siegte! —

Gneisenau.

Männer von großem Namen, sagt man, verlieren gewöhnlich, wenn man sie näher kennen lernt. Das volle Gegentheil fand bei Gneisenau statt. Je länger mir das Glück zu Theil

ward, in ſeiner Nähe zu ſein, um ſo mehr hatte ich Gelegenheit, die Größe ſeines Geiſtes und die Reinheit ſeines Charakters zu bewundern. Dazu kam, daß er mir im Kriege und noch viele Jahre nach demſelben das freundlichſte Wohlwollen ſchenkte. — Könnte ich eine Schilderung Gneiſenaus geben, welche der Verehrung und Liebe entſpräche, die ich zu ihm hege, ſo ſollte ſie von keiner andern übertroffen werden; was ich im Folgenden gebe, iſt aber nur ein geringer Beitrag zu einer künftigen Biographie des Helden. [1])

Gneiſenau iſt den 27. October 1760 zu Schilda in Sachſen geboren, in deſſen Nähe die deutſchen Reichstruppen ihre Cantonierung hatten, bei welchen der Vater als Artillerielieutenant ſtand. Als Knabe ward er im Hauſe ſeines mütterlichen Großvaters, des katholiſchen Oberſtlieutenants Andreas Müller zu Würzburg in der katholiſchen Confeſſion erzogen, wiewohl ſein Vater lutheriſch war. Später ſtudierte er auf der Univerſität Erfurt und trat dann in die Kriegsdienſte des Markgrafen von Ansbach. Im Jahre 1782 ſchiffte er mit ſeinem in engliſche Dienſte genommenen Regiment nach Amerika; da der Krieg bei ſeiner Ankunft ſchon zu Ende war, kehrte das Regiment, ohne zu fechten, zurück. 1786 trat er in preußiſche Dienſte und ward bald nach Friedrichs II. Tode bei einem ſchleſiſchen Füſilierbataillon angeſtellt, das in Löwenberg in Garniſon lag. Aus der Schlacht von Jena (1806) führte

[1]) Seit das Obige geſchrieben wurde, iſt das vortreffliche Werk von Pertz über Gneiſenau erſchienen. Wir haben deshalb die Notizen über Gneiſenaus Jugend nach den Angaben von Pertz berichtigt.
Anm. des Herausg.]

Gneiſenau noch als Hauptmann ſein Füſilierbataillon bis Königsberg. Hier wurde er vom König zum Major ernannt.

Von da an ſpielt Gneiſenau eine der größten Heldenrollen in der deutſchen Geſchichte. Im Jahre 1807 gegen Ende April ward er Commandant von Colberg und vertheidigte es neun Wochen mit dem ausdauerndſten Heldenmuthe bis zum Frieden von Tilſit. Als dieſer Friede der Belagerung ein Ende machte, ritt Gneiſenau mit ſeinen Offizieren in's franzöſiſche Lager, wo man ihm die größten militäriſchen Ehrenbezeugungen erwies. Hätten ſich, ſagte ihm der Marſchall Mortier, welcher das franzöſiſche Belagerungscorps befehligte, hätten ſich alle, wie Sie gehalten, dann ſtünde es freilich anders mit Preußen.

Vom Jahre 1806 bis 1813 entwickelte Gneiſenau eine raſtloſe Thätigkeit zur Befreiung Deutſchlands. Da zeigte ſich's, daß er, wie Arndt ſagt, „durch und durch ein politiſcher Charakter im größten Stil war.“ Als in Berlin eine völlige Reſignation, ein unbedingtes Ergeben unter Napoleons Tyrannei eintrat, reiſte er auf eigene Hand nach Rußland, Schweden, England, um alle gegen Frankreich zu verbinden und in Bewegung zu bringen. Seine Briefe aus Schweden und England, welche Hermayr mittheilt, bezeugen das.

Was Gneiſenau Großes in den Jahren 1813 und 14 gethan, iſt weltbekannt. In den Schlachten des Juni 1815 war er es, der in der Nacht des 16., da Blücher für todt galt, im „höchſt wichtigen Moment die entſcheidenden Worte ausſprach: der Rückzug der Armee ſolle über Tilly auf Wavre ausgeführt werden.“ „Die geiſtige Kraft des Feldherrn,“ urtheilt Grolmann, „der ſich nach den Anſtrengungen einer blu-

tigen Schlacht im Getümmel eines Rückzugs in klarer Anschauung über diese Verhältnisse zu erheben wußte, erregt Bewunderung." [1]) Der Marsch der Preußen nordwärts auf Wavre desorientierte den Marschall Grouchy und Napoleon selbst, beide glaubten, [2]) die geschlagene preußische Armee ziehe sich über Lüttich nach dem Rhein zurück. Ja am Abend nach der Schlacht von Belleallianee wollte es Napoleon nicht glauben, daß Blücher mit der vor zwei Tagen geschlagenen preußischen Armee gegen ihn im Anmarsch sei."

Es ist auch bekannt, wie am 18. Juni nach der furchtbarsten Tagesarbeit Gneisenau den Kaiser bis in die sinkende Nacht vom Schlachtfelde von Belleallianee bis Frasnes verfolgte, und das französische Heer in so ungeordnete Flucht jagte, daß an kein Standhalten, an keine zweite Schlacht mehr zu denken war.

Aber den Siegen der Jahre 1813 und 14 folgte der erste Pariser Friede, dem Siege von Belleallianee der zweite Pariser Friede. Gneisenau nahm an beiden traurigen Friedensunterhandlungen Theil. Briefe, welche er damals an Arndt schrieb, bezeugen die innigste Vaterlandsliebe, den klaren Blick, und zugleich die tiefe Entrüstung dieses reinen Charakters über die Perfidie der Diplomaten gegen Deutschland.

Im Sommer des Jahres 1814 schrieb er: „Die große Sache wäre also so ziemlich gut durchgefochten worden, freilich nicht ohne Hülfe eines allgewaltigen Schicksals, das selbst

[1]) Geschichte des Feldzugs von 1815. 1, 179.
[2]) Ebend. S. 232.

unſere Fehler und Unfälle zum Verderben des Feindes kehrte. So wie das Schwert ruhte und die Diplomatie waltete, traten der Fehler noch mehrere ein.

Man richtete ſeinen Blick nur auf ſelbſtſüchtige Vortheile und vergaß oder vernachläſſigte das Allen gemeinſchaftliche Deutſchland. Man wollte ſich die überwundene Nation verbinden und vernachläſſigte es, Deutſchland eine Grenze zu geben, wie ſie ihm Noth thut. Dieſe Verſäumniß wird durch heftige Kriege geſtraft werden. Doch Sie wiſſen ja dies Alles bereits durch Herrn v. Stein.

Dieſem edelſinnigen Deutſchen verdanken wir viel. Er war faſt der Einzige, der mir in Vertheidigung der Behauptung beiſtand, man müſſe nach Paris gehen und könne nur dort den Frieden erobern. Möchte man ihn ferner gehört haben und noch ferner hören wollen! aber die Schwachen und die Boshaften ſtehen im Bund gegen ihn: jene fürchten, dieſe haſſen ihn. Ich fürchte daher, daß ſeine Einwirkung in Wien nicht groß ſein wird. Die öſterreichiſchen Diplomaten beſonders halten ihn für einen leibhaften Satanas und möchten ihn aus ihrer Gegenwart heraus exorciſiren.“ [1])

Blücher brachte in Paris den Trinkſpruch aus:

Was die Schwerter uns erwerben,
Laßt die Federn nicht verderben.

Wie war er im Kriege und im Frieden Eines Sinnes mit Gneiſenau! Es verband beide die reinſte Liebe zu Deutſch-

[1]) Arndt „Nothgedrungener Bericht“ 2, 154.

land und der reinſte ehrenfeſteſte Haß gegen die Verräther ihres Vaterlandes.

Gneiſenau überlebte den Pariſer Frieden 15 Jahre. Im Schlachtenwetter der großen Kriegsjahre war der Held in ſeinem Elemente; nachdem das Wetter ausgetobt, wäre der Staatsmann auch in ſeinem Elemente geweſen. Das bezeugen ſeine oben mitgetheilten Pariſer Briefe, ebenſo ein Brief, den er an Arndt unterm 28. Auguſt 1814 ſchrieb: [1]) „Die Nothwendigkeit, Preußen bald, ſogleich eine Conſtitution zu geben, habe ich mündlich und ſchriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunſt angehören, gebieten dies. Es gibt kein feſteres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unſere älteren zu knüpfen, als eine gute Conſtitution. Ueberdies müſſen wir dadurch die Meinung in Deutſchland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geiſter. Der dreifache Primat: der Waffen, der Conſtitution, der Wiſſenſchaften — iſt es allein, der uns zwiſchen den mächtigeren Nachbarn aufrecht erhalten kann."

Aber nach dem Schlachtenwetter ward der Himmel nicht rein und blau, graue giftige Nebel legten ſich über Deutſchland. Die vom Könige wiederholt zugeſagte, von Gneiſenau ſo dringend empfohlene Verfaſſung erſchien nicht. Es iſt unglaublich, wie dies bei ſo vielen, vornämlich bei jüngeren, weniger Geduldigen eine tiefe Miſſtimmung erzeugte; unſelige Maßregeln wurden beſonders gegen die Univerſitäten ergriffen, um verdächtige Unzufriedene niederzuhalten.

[1]) Aus demſelben Briefe theilte ich oben einiges mit, Arndt 2, 157.

Durch dieſe Maßregeln, durch die ungerechteſte Verfolgung litt im hohen Grade Arndt; ſeine raſtlos thätige, treue Vaterlandsliebe ward übel belohnt. Auch Gneiſenau hätte man 1819 gern in die demagogiſchen Unterſuchungen verwickelt. „Es begann, erzählt Arndt, [1]) wieder von dem Demagogengeneral zu munkeln, und Gneiſenau iſt auch von ſehr wackern Männern getadelt worden, er habe, vorzüglich von ſeinem vertrauten Freunde, dem General v. Clauſewitz, einem ſehr vorſichtigen, aber durchaus biedern Manne verleitet, bei jener Gelegenheit und in jener böſen herumlauſchenden und herumzettelnden Zeit ſeinen mißgünſtigen hinterrückiſchen Feinden nicht die ſtolze Feldherrnſtirne gezeigt, die in ſo vielen herrlichen Schlachten dem Tode getrotzt hatte.... Doch ſei er hier, fährt Arndt weiter fort, auch ein wenig aus ſeiner Bahn getrieben worden, ſo war es ein leichtes kurzes Gewölk, welches dieſe reine hohe Seele nicht mit bleibendem Dunkel überziehen konnte."

War Gneiſenau wirklich ein wenig aus ſeiner Bahn getrieben? Ich kann es nicht glauben und berufe mich auf das, was er gegen mich über jene unſeligen Mißverhältniſſe äußerte. Als ſich im Jahre 1818 die Turnfehde entſpann und ich für das Turnen Partei ergriff, ſchrieb er mir unterm 30. November: „Selbſt ein Freund der Turnübung und meinen Sohn unter der Zahl der Turner zählend, hat mir dennoch der Mißbrauch dieſer der Jugend ſo heilſamen Anſtalt mißfallen, und ich habe zu bemerken geglaubt, daß man daraus eine abgeſon-

[1]) Schriften 3, 407.

derte Anstalt zu eigensüchtigen Zwecken bilden wolle. Die Turngesetze sind zum Theil wirklich bedenklich und ebenso die Thatsache, daß man den Turnverein zur Anfeindung von Personen und Anstalten gebraucht hat... Die Turnkunst soll meines Erachtens nicht Herrin, sondern Dienerin des Erziehungswesens sein."

Besonders äußert sich der General tief empört, daß man von dieser Seite her „einen tüchtigen Regimentsbefehlshaber und braven Mann schändlich angegriffen habe." — Er äußert dann sehr freundlich: ich sollte „nicht den Wanderstab um Verschiedenheiten der Meinungen willen ergreifen und vermittelnd auf die Fehde einwirken."

Es ist bekannt, wie damals Turnwesen und Burschenschaft vorzugsweise als Repräsentanten der Demagogie galten; daher ist das vorstehende Urtheil Gneisenaus wichtig, um es richtig zu würdigen, warum er nicht Partei ergriff. Die schwachen und bedenklichen Seiten der neuen Richtung erschienen ihm zu bedeutend, um sich mit ganzem Herzen entschieden für sie zu erklären, sein Muth wurzelte immer in voller Ueberzeugung und einem guten Gewissen.

Dies tritt noch klarer in einem spätern Briefe (vom 30. September 1826) hervor. Er schrieb mir: „Iliacos intra muros peccatur et extra, kann man sagen. Von beiden Seiten ist viel gefehlt worden durch Uebertreibungen aller Art, im Absolutismus und Stabilismus, Liberalismus und Jacobinismus, und betrübt ist es, daß durch solchen Widerstreit so vieles Gute ist gehemmt und so viel Bitterkeit erregt worden. Ich meinerseits habe mich in den Mittelweg zurückgezogen und

dadurch wenigstens meine Unabhängigkeit gerettet, wenn ich mir auch dadurch den Tadel beider Parteien zugezogen habe. Es ist unmöglich, sich einer streitenden Partei zuzugesellen und der Wahrheit treu zu bleiben. Einmal angeworben muß man helfen vertuschen und verheimlichen, um unsern Mitstreitern nicht zu schaden."

Wer möchte des edlen Helden heilige Scheu tadeln, sich in Verhältnisse verwickeln zu lassen, in denen, wie er fürchtete, Lauterkeit, Wahrhaftigkeit, reine Ehre und Gewissen irgend im mindesten gefährdet werden konnten, wer möchte es, wenn er auch jene Furcht nicht theilte?

In den letzten Lebensjahren war dem trefflichen Manne nicht Ruhe und Stille beschieden, vielmehr ward er auf den bedenklichsten Posten des Königreichs als Gouverneur von Posen gestellt. Wer die Lage der Dinge nur einigermaßen kennt, der kann sich denken, wie sehr die Schwierigkeit jenes Postens stieg, als die polnische Revolution ausbrach. Man erinnere sich, welch ein Kampf der Urtheile über diese Revolution in Deutschland statthatte. Nach der Erzählung Rahdens [1]), welcher damals in Posen war und täglich an des Feldmarschalls Tafel aß, traten auch in dessen Umgebungen diese Meinungsverschiedenheiten hervor. Wie äußerte er sich? Als charakteristisch wolle er hervorheben, sagt Rahden, daß er, in nächster Nähe des Feldmarschalls lebend, selbst in Momenten der Tafelrunde, welche so leicht das freie, offene Wort hervorzulocken vermögen, vom Feldherrn nie eine einzige Bemerkung, welche

[1]) Rahden 2, 342.

irgend als Urtheil über die eben obwaltenden politischen Verhältnisse geltend gemacht werden konnte, vernommen habe."

Welch eine männliche Selbstüberwindung in solcher Zeit den sich vordrängenden Empfindungen und Gedanken das Wort zu versagen! Und war nicht entschieden für den preußischen Gouverneur in Posen Schweigen das Weiseste?

Einer der letzten Briefe Gneisenaus ist an Graf Münster unterm 22. Mai 1831 geschrieben. Er sah klar, welche grimmig maaßlose Kräfte sich in den Wehen der Gegenwart regten.[1]) „Die verhängnißvolle Pariser Revolution, schreibt er, so manches Unheil in ihrem Schooße tragend, hat die Gemüther auf eine bedenkliche Weise aufgeregt; das Bestehende soll einer neuen Ordnung der Dinge weichen. Die Erscheinungen in Deutschland und anderwärts, welche eine unmittelbare Folge von solcher Sinnesart sind, sollten die höheren Stände warnen, Neid und Scheelsucht zu verbannen und einmüthig zusammenzuhalten, um mit Einsicht und Kraft dem einbrechenden Unglück zu begegnen, das lawinenartig sich immer vergrößernd, alles, was durch Talent, Rang und Vermögen ausgezeichnet ist, begraben wird. In letzter Instanz gestalten sich dann diese Anfänge von Revolution zu einem Einbruch der rohen Fäuste in das Vermögen der Besitzenden, und wer am Anfang Führer war, gehört später unter die Geächteten. Die Weltgeschichte giebt hievon Zeugniß, leider ein unbeachtetes, wie wir gewahr werden."

Dann fährt er fort: es sei ihnen in Posen die neue Be-

[1]) Lebensbilder Thl. 1. Fac simile am Schluß.

ſtimmung geworden, einen Peſtcordon gegen die Cholera zu bilden. Zu Anfang Juni raffte die Krankheit den Feldmarſchall Grafen Diebitſch weg. Als die Nachricht nach Poſen kam und ernſte Geſpräche an Gneiſenaus Tafel veranlaßte, bemerkte ein Offizier: wie verſchiedene Todesarten einen General treffen könnten. Da brach der Greis ſeufzend in die Worte aus: Wer doch, wie Schwerin, fürs Vaterland ſterben könnte! [1])

Am 22. Auguſt 1831 Abends um 10 Uhr fand der älteſte Sohn des Feldmarſchalls ſeinen Vater noch am Arbeitstiſche. Nach Mitternacht hatte ihn plötzlich die Cholera ergriffen, am 23. Auguſt Abends 11 Uhr entſchlummerte er ſanft. Am 18. Juni 1841, dem 26. Jahrestage der Schlacht von Belle Alliance ward ſeine Leiche mit großer Feierlichkeit in Gegenwart des Königs von Preußen in der Familiengruft von Sommerſchenburg beigeſetzt.

Nun ruht der Held von der raſtloſen Arbeit ſeines großen Lebens.

Gott ſandte uns in der böſen Zeit Helden als Schutzengel Deutſchlands und als Strafengel Napoleons. Solch ein Held war Gneiſenau. Nicht perſönlicher Ehrgeiz, ſondern die reinſte Liebe zum Vaterlande bis in den Tod war die geſegnete Quelle ſeiner Thaten.

Im Jahre 1809 ſchrieb er einem jungen Offizier, den er an Schill empfohlen: „Sein Sie unbeſorgt darum, daß die unſerm Schill in Berlin und anderwärts bewieſenen Huldigungen meine Eiferſucht rege machen könnten. — Schill iſt

[1]) Rahden 346.

noch jung und kann der großen deutschen Sache noch wichtige Dienste leisten; mit mir geht es bergab. Durch Schills Popularität und allverbreiteten Namen können noch schöne Dinge gethan werden, wir müssen daher solchen verherrlichen, so viel wir können. Mich plagt kein Ehrgeiz. Mein Blick in die Zukunft erheitert sich nur dann, wenn ich mir die Möglichkeit denke, dem fremden Joche zu entgehen; in einem solchen Kampfe will ich gern meinen Untergang finden. Sollen wir ihn aber nicht kämpfen, oder ist er glücklich vollendet, so folge ich meiner Neigung, in der Einsamkeit zu leben, sofern mich nicht eine harte Nothwendigkeit zwingt, unter einem fremden Himmel eine Zuflucht zu suchen. Sie sehen, mit solchen Gesinnungen und Planen kann man nicht füglich Eifersucht gegen einen andern hochverdienstlichen Mann haben, wenn ihm auch das große Publikum etwas zuschreiben sollte, was mir gebührt. Leben Sie wohl!

Königsberg, 2. Febr. 1809.

Ihr treuergebener

N. v. Gneisenau."

Ich wüßte nichts zu sagen, was Gneisenau mehr verherrlichte, als dieser Brief. Mit einem so gesinnten Mann war Gott und segnete sein Thun; möge Kindern und Enkeln sein großes Beispiel als ein heller Stern in finsterer Nacht vorleuchten!

Juni 1814 bis Neujahr 1815.

Bei meiner Rückkehr aus Paris fand ich meine Frau in einer Gartenwohnung vor dem Schweidnitzer Thore, welche sie dem armen kranken Kinde zu Liebe gemiethet hatte. Das Kind war hergestellt, und wir würden nach überstandner schwerer Zeit überglücklich gewesen sein, wenn nicht bald nach meiner Rückkunft die Nachricht vom Tode des guten Reichardt uns tief betrübt hätte.

Am 6. August fuhr ich mit Frau und Kind nach Waldenburg, wo diese blieben, während ich das Gebirge bereiste. Am 12. September brachte ich sie nach Schweidnitz, von wo meine Frau auf dem ebensten Wege mit Extrapost nach Breslau fahren sollte. Unverantwortlicher Weise gab man ihr Pferde, die nie eine Kutsche gezogen und einen Jungen, der nie kutschiert hatte. Unterwegs kamen sie an eine tiefe Sandgrube, deren oberer Rand mit Gras bewachsen war. Den Pferden gefiel es, aus der Straße zu biegen, dem Grase nachgehend, bis sie plötzlich in die Grube mit der Kutsche hinabstürzten, welche so umfiel, daß ihre Räder gen Himmel standen. Der Fall hatte wunderbarer Weise meiner lieben Frau, die in gesegneten Umständen war, Gott lob! gar nicht geschadet und ebenso wenig der Kleinen, welche im Arm des starken Kindermädchens geschützt war, das selbst unverletzt blieb. Der sogenannte Postillon spannte die Pferde aus, zündete eine Pfeife an und ließ sich ruhig in der Sandgrube nieder, ohne Miene zu machen, Abhülfe schaffen zu wollen. Vergebens rief meine Frau Vorbei-

fahrende um Hülfe an. Endlich, da es ſchon dunkel war, kam eine vierſpännige Kutſche. Der Herr derſelben ließ, da er das Rufen hörte, ſogleich ſtill halten, ſchickte einen Bedienten und that, als er das Nähere erfuhr, auf's Zuvorkommendſte Alles, um den Wagen und das Gepäck auf die Straße und nach Breslau zu befördern, meine Frau mit dem Kinde nahm er in ſeine Kutſche. Er freute ſich nicht wenig, als er den Namen meiner Frau erfuhr, da er — ein Baron Loen — längere Zeit in meinem älterlichen Hauſe ſich aufgehalten, um unter meines Vaters Anleitung die Landwirthſchaft zu erlernen.

Ich ſelbſt kehrte erſt am 25. September von meiner Gebirgsreiſe zurück. Ein Beſuch meines lieben alten Freundes Engelhardt erfreute mich ſehr. Dieſer Freude folgten aber unglückliche Tage, da Dorothea einen heftigen Kroupanfall mit ſchweren Nachwehen bekam, ſo heftig, daß ſie vom Arzte ſchon aufgegeben war.

1815.

Zuerſt ein Wort über die akademiſche Mineraliensammlung. Da dem Mangel nicht durch Doubletten der Berliner Sammlung abgeholfen war, wurde der Univerſität der Ankauf einer, der verwittweten Generalin Schönermark gehörigen Sammlung vom Miniſterium und vom Könige ſelbſt empfohlen. Die Frau verlangte 3000 Thaler, nach gewiſſenhafter genauer Schätzung taxirte ich dieſelbe zu 7—800 Thlr. Sonach kam der Kauf nicht zu Stande. So war ich vier Jahre — ſeit 1811 — bei meinen Vorleſungen über Mineralogie faſt einzig an den erwähnten Mineralienreſt gewieſen, welchen ich im oberberg-

amtlichen Gartensaal vorgefunden. Mein Vorschlag, die Meuder'sche Sammlung zu kaufen, welche in Freiberg entschieden als die beste nächst der Werner'schen galt, war unbeachtet geblieben. Meine Geduld hatte ein Ende, ich erklärte dem Vorstand der Universität, Geh. Rath Neumann, mit dem entschiedensten Ernst, ich werde in die Zeitungen einrücken lassen, es möge keiner nach Breslau kommen, um Mineralogie zu studiren, da hier beim Mangel einer Mineraliensammlung dazu die Gelegenheit fehle. Neumann bat meinen Bruder und Steffens, sie möchten mich um Alles von einem Schritt abhalten, welcher die Universität blamire. Ich ließ mich willig finden unter Bedingung, daß der von mir vorgeschlagene Ankauf aufs dringendste dem Ministerio empfohlen werde und zwar sogleich. Nach weniger Zeit kam die Entscheidung, es solle die Meuder'sche Sammlung für 4000 Thlr. gekauft und von mir in Freiberg übernommen werden.

Meine Freude war sehr groß, aber . . . .

Es war im März. In einem Konzert kommt ein Freund sehr aufgeregt auf mich zu. „Er ist wieder da," sagte er, und wie sich später ergab, war der von Elba entflohene Napoleon in diesem Augenblick schon in Paris.

Es war eine tief erschütternde Nachricht. Ein Unmuth lebte in mir, daß wir 1814 die Gelegenheit nicht ergriffen, Gerechtigkeit, nur Gerechtigkeit an Frankreich zu üben, wenigstens die Masse geraubter Kunstsachen und anderes Gestohlene von ihnen zurückzufordern, vor Allem aber Straßburg und den Elsaß. Als mein Freund, Pfarrer Peters in Rogau, derselbe, welcher 1813 in Rogau das Lützow'sche Corps einsegnete, mir

im September 1814 Glück zu der fröhlichen Rückkehr aus Paris wünschte, entgegnete ich, binnen Jahr und Tag müßten unsere Heere noch einmal in Paris einziehen und Versäumtes nachholen. Peters bot mir getrost eine Wette an, daß die von mir behauptete zweite Eroberung von Paris nicht stattfinden werde. Im folgenden Jahre hatte er die Freude, jene Wette zu verlieren.

Diese Erzählung von der Wette hat mich veranlaßt, einige wichtige Monate zu überspringen. Ich kehre zum April zurück, wo es galt, zu handeln. Ich hatte den ministeriellen Auftrag in Händen, nach Freiberg zu gehen, die gekaufte Meuder'sche Mineraliensammlung in Empfang zu nehmen und nach Breslau zu senden. Wer weiß, dachte ich, welche wüste Zeit hereinbricht — ich muß eilen, meinem Auftrag zu genügen. So reiste ich Tag und Nacht nach Freiberg, übernahm die Mineralien, verpackte sie mit Hilfe einiger Bergleute, übergab sie einem zuverlässigen Fuhrmann und kehrte dann eiligst nach Breslau zurück. Hatte ich doch auch nach beendetem Geschäft die größte Sehnsucht, eiligst nach Hause zu kommen. Die Niederkunft meiner lieben Frau war vor der Thür. Im Angedenken an die schwere, lebensgefährliche erste Niederkunft sahe ich der zweiten mit Furcht entgegen, ich sollte aber nicht lange geängstigt werden. Meine Frau hatte sich fest entschlossen, mir die schweren Stunden zu verheimlichen. So geschah es, daß am 14. April morgens um halb sechs Uhr ich mit der Nachricht geweckt wurde, es sei uns ein gesunder Knabe geboren. — Nie, nie werde ich diesen ergreifenden Moment vergessen, da ich von der bangsten Erwartung durch eine unaussprech-

liche Freude erlöst wurde. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat!

Gespannt ungeduldig sahen wir dem Ausbruch des Krieges mit Napoleon entgegen, da kam die Nachricht von der Schlacht bei Belleallianee. Von der Freude, die alle ergriff, kann man sich kaum einen Begriff machen. Gott von ganzem Herzen zu danken, drängte sich alles Volk in die große Elisabethkirche, mitten unter allen sah man den grauen Helden York. Nie habe ich einen so mächtigen, lebendigen Kirchengesang gehört, als das von Unzähligen angestimmte: Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut.

Abends feierten wir den Sieg bei uns im Kreise der Freunde. Einer von diesen brachte einen Gast mit, den wir freundlich begrüßten, er ward uns aber nicht vorgestellt, über die Siegesfreude ward alles Andere vergessen. Gegen Mitternacht mußte der Gast aber auf die Post, um weiter zu reisen, so leid es ihm that, daß er genöthigt sei, unsern Kreis zu verlassen. Der Freund begleitete ihn, der ihn zu uns gebracht. Kaum sind beide fort, so fragen wir uns untereinander: Wer war denn der Fremde? Keiner wußte es, und wir mußten unsere Neugier hinhalten, bis auf die Rückkehr des begleitenden Freundes. Mit Fragen bestürmt gestand dieser, so wenig wie wir kenne er den Mann. Er sei ihm auf der Straße begegnet, ohne weiteres hätten sie sich gegeneinander enthusiastisch über den Sieg ausgelassen. Da er dem Mann erzählte, er gehe eben zu einer fröhlichen Siegesfeier, da der Andere bedauerte, daß er als Fremder genöthigt sei, den Abend einsam zubringen zu müssen, so habe er denselben eingeladen, mit ihm

zu gehen und zu feiern. Keiner von uns hat den Mann ſpäter geſehen oder von ihm gehört.

Der 8. September 1815 war für meinen geliebten Vater ein ernſter Freudentag. Geboren 1756 trat er ſchon in ſeinem zehnten Lebensjahre 1765 als Page in den fürſtlichen Dienſt. 1815 waren es 50 Jahre, daß er Ein und demſelben Herrn, dem trefflichen Fürſten Leopold Friedrich Franz mit der anerkannteſten, treueſten, gewiſſenhafteſten Thätigkeit diente. Er erhielt auch an ſeinem Ehrentage von allen Seiten Beweiſe der Anerkennung. Wie von Herzen die Theilnahme ſeiner Kinder war, möge mein Glückwunſch bezeugen, den ich Gott Lob aus voller Ueberzeugung ſchrieb:

Beſter Vater!

Möchte dieſer Brief Sie noch zum 8. treffen, damit Sie erführen, wie wir auch weit von Ihnen den Tag feiern. Wie viel lieber feierte ich ihn mit Frau und Kind in Deſſau mit Ihnen und dem ganzen Lande. Ich weiß nichts davon, wie der Herzog, wie das Land Ihnen die Theilnahme bezeigen werden, bin aber des Dankes ſo gewiß, den Sie verdienen, daß ich mit Sicherheit im voraus davon ſpreche. Lieber guter Vater, wie ſind Sie in einer Zeit der Treuloſigkeit und Pflichtvergeſſenheit um ein langes, unbeſcholtenes, treues, pflichtgemäßes Leben zu beneiden.

Möchten Ihre Kinder und Kindeskinder ſpäter auch einmal ſo wie Sie auf die Vergangenheit zurückſehn können, möchte jedes ſo wie Sie mit dem von Gott anvertrauten Pfunde gewuchert haben. Von allem Guten, was Sie uns Kindern erwieſen, iſt das Beiſpiel, womit Sie uns vorangegangen, der

gute Name, der uns von Ihnen wie ein unverletzbares Heiligthum überkommt, das Vorzüglichste, Dauerndste und Fortwirkende. Gott erhalte Sie noch lange frisch und gesund und thätig zur Freude aller, die an Ihrem Jubelfeste den herzlichsten Antheil nehmen.

Breslau, den 3. September 1815.

Ihr Sie herzlich liebender Sohn Karl
und Ihre treue Tochter F. v. Raumer.

Mein Vater antwortete:

Lieber guter Sohn und Tochter!

Deinen lieben Brief habe ich mit innigster Rührung geleſen, allerdings iſt es Wonne, wenn man im Sturm die Wellen durchbrochen, ohne Schiffbruch zu leiden; es iſt gewiß, Gott hat mir viel Gutes dadurch widerfahren laſſen, daß ich ſo nützlich ſein konnte, als ich es geweſen bin. Es war hart und mühevoll dieſes elende Leben, und oft hätte man es in Verdruß und Verzweiflung gern um einen Schuß Pulver gegeben, ohne zu bedenken, wie hart man ſich an Familie, Vaterland und Herrn verſündigt hätte; aber es war wahrlich nicht zu ertragen, nur das Gefühl, daß ein Chriſt ſich ſtets unverzagt und ohne Grauen ſchauen laſſen ſoll, konnte den Geiſt wieder wecken und dem Körper neue Kraft geben. Ein Gefühl, ſtets ſeine Pflichten in jeder Lage des Lebens erfüllt zu haben, iſt das Erſte und Beſte, was der Menſch haben kann; nie weiche der Chriſt von ſeinem Poſten. Indem Gott mit Gefahren drohet, giebt Er auch in demſelben Augenblick neue Kräfte, um dieſen zu widerſtehen, und nichts ſtürzt den

Menſchen, den Mann tiefer als eine knechtiſche Furcht. Ich geſtehe es gern, ſo lange als wir alle dieſe Leiden duldeten, ohne zu wiſſen, ob ſie je zum Guten führen, ob wir je von der franzöſiſchen Sclaverei befreit ſein würden, ſo lange war das Leben, was wir hier beſonders anno 1813 zur Zeit des Waffenſtillſtands führten, zum crepiren, aber nachher hob ſich der Geiſt und mit ihm der Körper.

Mein Jubiläum iſt froh verbracht worden, Alles nahm herzlichen Antheil. Ich ſende dir hier ein Gedicht des Predigers de Marées, was ſehr gut iſt, doch weiß ich nicht, ob ich Alles verdiene. Eins fehlte an dieſem Tage, ich hätte gewünſcht, die gute, redliche Mutter wäre noch da geweſen, oder hätte können nach dem Verſchlafen der traurigen Zeit wieder erſcheinen und Euch alle um ſich verſammelt ſehen. Doch das iſt ein Traum und kann nur dort dereinſt realiſirt werden. Gott ſei Dank, daß meine guten Kinder der Art alle ſind, daß keines bei dieſer himmliſchen Verſammlung dereinſt fehlen wird.

Freuden hatte ich viele in der Welt; denn ich genoß Geſundheit, Ehre, hatte ſo viel Vermögen als zum Fortkommen nöthig war, hatte ein rechtſchaffenes Weib, gute Kinder, einen Herrn, der mich ehrte, war nicht unnütz fürs Land und genoß auch aus dieſem Grunde Liebe und Achtung. Ich erlebte den Segen, daß wir auch in der elendeſten Zeit unſer Schiff durch Wellen und Klippen doch ſicher wieder in Hafen ſteuerten. Gott ſegne Dich und Deine gute Frau, folgt treu Euerm Berufe in jeder Art, ſo kann Gottes Segen nicht fehlen. Amen.

Deſſau, den 12. September 1815.

G. Fr. v. Raumer.

1816.

In diesem Jahre kam Winterfeld, mein lieber Universitätsfreund, als Oberlandesgerichtsrath nach Breslau. Seine treffliche Frau war eine Tochter des General Thümen, eine ihrer Schwestern, die liebenswürdige Agnes Thümen, begleitete sie.

Mit der Ankunft dieser lieben Familie begann für uns ein neuer Lebensabschnitt. Wir sahen bald, welche Harmonie zwischen uns herrschte, — in religiöser Hinsicht, in unserer Liebe zu den Dichtern und zur Musik. Winterfeld hatte seit seiner Universitätszeit sich aufs Eifrigste mit Musik beschäftigt. Früher schon hatte er mit Enthusiasmus in Berlin die Opern von Mozart, Gluck u. A. wiederholt gehört. Mit erstaunungswürdigem musikalischen Gedächtniß begabt, trug er das Gehörte ohne alle Beihülfe von Noten ausgezeichnet vor, man glaubte, die einzelnen Stimmen des Orchesters herauszuhören. Nach der Universitätszeit gewann seine Liebe zur Musik eine mehr und mehr sich erweiternde Empfänglichkeit. Einige Jahre hielt er sich in Italien auf und sammelte dort einen reichen Schatz kirchlicher Musik. Wie damals fuhr er Zeit Lebens fort, zu sammeln, mit Sinn für die verschiedenste Musik — nicht einzig für geistliche, sondern auch für Opern, Volkslieder u. a. So legte er den Grund zu seiner ausgezeichneten Geschichte. Seine Frau war sehr musikalisch und sang vortrefflich. Meine liebe Frau war auch mit der schönsten Stimme begabt und im Element der edelsten Musik und bei der feinsten musikalischen Bildung durch ihren Vater und ihre Schwester Louise — aufgewachsen. Was Wunder, daß beide Frauen durch gemeinsame und gleich-

artige Liebe zur Muſik ſich aufs Zarteſte mit einander befreundeten. Dies fühlte man ſehr wohl, wenn beide wie aus Einer Seele ſangen, vor Allem, wenn ſie Leonardo Leos: Laudamus, benedicimus, adoramus, glorificamus ſangen.

Bald geſellten ſich noch einige muſikaliſche Freunde zu uns, ſo meine Schwägerin, Hanne Steffens, die einen ausgezeichneten Alt ſang. Unter Leitung Winterfelds blühte die Muſik. —

Dann verband uns die Liebe zu den Dichtern. Shakeſpeare, Göthe, Cervantes, die Romantiker u. a. wurden viel geprieſen, citirt, beſprochen.

Der Grundton unſres Zuſammenlebens war chriſtlich. Von Confeſſionellem war 1816 nicht die Rede, das lebte erſt im Jahre 1817 durch ſeinen Gegenſatz — die Union — auf. — Wir hielten nun treulich zuſammen, bis ich 1819 nach Halle verſetzt wurde.

Ein zweiter inniger Freund war Harniſch, Director des Breslauer Schullehrerſeminars. Er war von Winterfeld durchaus verſchieden. Urſprünglich Theolog hatte er ſich dem Schulweſen zugewendet und am Plamann'ſchen Inſtitut in Gemeinſchaft mit Jahn und Frieſen gelehrt. In jener Zeit begann das Turnen. Wiewohl Peſtalozzi großen Einfluß auf Harniſch hatte, lag ihm doch das vaterländiſch deutſche Turnweſen viel mehr am Herzen. — Er trat ſchon vor dem Kriege ſein Breslauer Amt an. Da ich ihn 1810 in Berlin kennen gelernt, ſo befreundeten wir uns ſehr bald in Breslau. Das Volksſchulweſen, Lehrgegenſtände, beſonders auch Realien, Lehrmethode, Turnen ꝛc. wurden nicht blos beſprochen, es galt auch das Vielbeſprochene auszuführen. So hatten die Seminariſten bei

mir Unterricht in der Mineralogie; dem Turnplatz ſtand Harniſch vor, ich war ein Glied des Turncomité — und turnte ſelbſt.

Es iſt klar, wie das Zuſammenleben mit Winterfeld und das mit Harniſch hinſichtlich deſſen, was mich mit jedem verband, vollkommen verſchieden war.

1817 kam ein dritter lieber Freund mit ſeiner Frau nach Breslau — der Hauptmann von Schmeling. Ein ſchlichter Nathanael ohne Falſch, ein tapferer Mann, der überall thätig und verſtändig half, wenn es galt, Gutes zu wirken. Sein Werk über Turnen und Landwehr war und iſt von der größten Bedeutung für deutſches Kriegsweſen. Schmeling ſchloß ſich theilnehmend an Winterfeld, Harniſch und uns an, ſeine einfache, in guten und in böſen Tagen muthige Frau nahm am Winterfeld'ſchen Geſangverein Theil. —

Im Sommer 1816 wohnten wir im Dorf Scheitnig, ½ Stunde von Breslau, dort iſt ein ſchöner großer Garten. Hier beſuchte uns Greenough, der Präſident der Londner geologiſchen Societät, den ich, wie ich erzählte, in Paris kennen gelernt. Ich ſtand ſeitdem mit ihm in Briefwechſel, er gab auch einen Beitrag zu den von mir und Engelhardt herausgegebenen — „Geognoſtiſche Umriſſe 1816." Mit ihm kam der ausgezeichnete Geognoſt Buckland, deſſen „Reliquiae diluvianae" die bedeutendſte und geeignetſte Schrift iſt, um uns durch ganz unzweideutige gegenwärtige Beobachtungen in die Zeit der Sündflut und ſelbſt in die Zeit vor derſelben zu verſetzen. Wir hatten ſo viel Geologiſches mit einander zu beſprechen, auch Pädagogiſches, wofür ſich Greenough ſehr intereſſirte. Sie blieben etwa 8 Tage bei uns und freuten ſich ſehr, in uns

enthusiastische Verehrer des Shakespeare zu finden. Auf unsere Bitte las uns Greenough As you like it vor.

Wir scherzten öfters mit den englischen Freunden über unsre höchst einfache Bauernwohnung. Ich behauptete, Greenoughs Reisewagen sei zehnmal comfortabler als diese Wohnung. Hatte er doch 1800 Thaler gekostet! Höchst bequem konnte man drin sitzen, liegen, schlafen, schreiben!

Ich begleitete die englischen Freunde eine Strecke als geognostischer Cicerone. Um frei beobachten zu können, hatte der Wagen an der Hinterseite einen sehr hohen Sitz für 3 Personen, auf welchem man über den Kutschenhimmel hinweg sah und daher nach allen Seiten freie Umschau hatte. Als der Postmeister in Jordansmühl den schönen großen mit 4 Pferden bespannten Wagen kommen sah, 3 — wie er meinte — Bedienten hinten drauf, da beeilte er sich, die Kutschthüre zu öffnen, um ehrerbietig die hohen Herrschaften zu bewillkommnen. Niemand saß drin; nun konnte er sich gar nicht genug über die seltsamen Reisenden dahinten wundern.

Am Abend kehrten wir in Regau bei meinem Freunde, Pastor Peters, ein. Dieser hatte ein sehr schönes Pfarrhaus, eine reiche Bibliothek und war überhaupt nicht prunkhaft, aber wohlhäbig eingerichtet. Mit dem größten Interesse befragten ihn die Engländer über sein Amt, und waren nicht wenig verwundert, als sie den Umfang seiner Amtsthätigkeit kennen lernten: Predigen, Aufsicht über die Schulen, Confirmationsunterricht, Taufen, Trauen, Begraben, umfangreiche Seelsorge, dazu die amtlichen Schreibereien, die Führung der Kirchenrechnung u. s. w. Dagegen mußten die englischen Freunde über

Episcopale, Diſſenters, Quäker, Methodiſten, über die bunte religiöſe Welt Englands berichten. Unter ſolchen Geſprächen vergieng die Zeit ſchnell. Es war ſchon ſpät, als eine Bowle Punſch aufgetragen wurde. Peters erzählte den Engländern, wie er dieſelbe an mich verloren, da ich nämlich im Herbſt 1814 mit ihm gewettet, daß die vereinigten Heere: Deutſche, Engländer ꝛc. binnen Jahr und Tag noch einmal in Paris einrücken müßten. Man kann denken, wie vergnügt wir von Bellealliance ſprachen und aller unſrer Helden gedachten.

Am andern Morgen ſchieden wir von unſerm freundlichen Wirth, der mir ſpäter ſagte, wie ſo angenehm ihm der Beſuch geweſen. Nur über Eins müſſe er ſich beſchweren, daß die Herrn ſeinen Leuten enorme Trinkgelder gegeben. Da ich wußte, daß Greenough ſehr reich war, wie ſchon ſein trefflicher in Nogau bewunderter Reiſewagen verrieth, ſo beeilte ich nur leichtſinnig meine Freude über die Freude der Leute.

Unvergeßlich ſind mir aber meine Unterhaltungen, die ich am folgenden Tage mit den engliſchen Freunden hatte. Sie konnten gar nicht begreifen, daß ein feiner, gebildeter, wohlhäbiger Mann, wie Peters, ein geiſtliches Amt bekleide, das ihm ſo viele, zum Theil ganz untergeordnete Amtsarbeiten auflege. Die Episcopalkirche bot ihnen keine amtliche Kategorie, in die ein Mann *der* Art hineinpaßte.

Wir trennten uns in der Nähe des Gebirgs für immer, beide liebe Freunde ſind todt. Buckland lag die Harmonie der Geologie mit der h. Schrift ſehr am Herzen, ſeine betreffenden Arbeiten ſind außerordentlich gründlich und ernſt. —

Ich gieng nun mit neuem Eifer an die Unterſuchung, be-

sonders des Schweidnitzer und Glatzer Gebirgs. Mehrere Wochen lang gönnte ich mir nur einen Rasttag: gegen Ende September machte ich einen kurzen Ausflug nach Kaltwasser und Schwarzau zur Hochzeit meines Bruders Franz.

In Waldenburg fand ich einen armen Bergmann, Namens Tschirner, der sonst sehr rüstig, aber arbeitsunfähig geworden war, weil ein Felsstück ihm den rechten Arm zerschlagen. Ich hatte an ihm einen grundtreuen, unermüdlichen, zum Tragen der Steine sehr rüstigen Reisegefährten. Am 8. Oktober trat ich die Rückreise nach Breslau an, von Schweidnitz wollte ich nach Breslau mit Extrapost reisen, dem Tschirner erklärte ich, er solle mit mir fahren. „Ach Herr Bergrath, sagte der treue Mensch, was sollen wir doch fahren? Sind wir Beide doch so gut zu Fuße und nun viele Wochen frisch gelaufen, laufen wir auch bis Breslau, und für das Extrapostgeld kaufen Sie der Frau Bergräthin ein schönes Geschenk.“ Ich folgte seinem freundlichen Rathe. Man kann denken, wie meine liebe Frau voll Dank für seine mir geleisteten treuen Dienste ihn hegte und pflegte, und wie vergnügt er nach Waldenburg zurückkehrte!

Während ich im Gebirge war, verlebte meine arme Frau einige entsetzliche angstvolle Tage, unser lieber Rudolph schwebte in der größten Lebensgefahr. Erst als diese ganz vorüber war, erfuhr ich durch einen Brief meiner lieben Frau, wie nahe unser Kind dem Tode gewesen war, und wie gnädig Gott diesen schweren Schlag von uns abgewandt hatte.

1817.

Am 29. Juni dieſes Jahres ward uns ein liebes Kind, unſer Otto geboren, den wir nicht lange behalten ſollten, wie ich ſpäter erzählen werde.

Ich will hier die Geſchichte der akademiſchen Mineralienſammlung von 1815—19 zuſammen faſſen. Bis zum Jahre 1815 war nur ſehr Kümmerliches zu berichten, vom April 1815 bis zu meinem Abgange nach Halle höchſt Erfreuliches.

Anfang Aprils 1815 ſchaffte ich die für 4000 Thaler gekaufte Meuder'ſche Sammlung von Freiberg nach Breslau, wie ich ſchon erzählte. Mit welcher Freude ich dieſelbe ausgepackt, aufgeſtellt und mit ihrer Hilfe gelehrt habe, kann man ſich denken. Es heißt: kein Unglück kommt allein — es kommt aber auch kein Glück allein. Durch Schmeling erfuhr ich: die Generalin Schönermark, welche früher der Univerſität ihre Mineralienſammlung für 3000 Thaler anbot, ſtehe im Begriff, dieſelbe jetzt für 500 Thaler an den General Hünerbein zu verkaufen. Auf der Stelle gieng ich zum Oberpräſidenten Merkel und drang in ihn, den Ankauf für die Univerſität dem Miniſterium zu empfehlen. Da er nicht hierauf eingieng, ſo faßte ich den kecken Entſchluß, den Kauf auf eigene Hand abzuſchließen; ich war überzeugt, daß ich die Ausgabe mehr als decken würde. — Durch den Ankauf zwei vollſtändiger Sammlungen — der Meuder'ſchen und der Schönermark'ſchen — erhielt ich natürlich eine Menge Doubletten. Aus dieſen bildete ich 13 Sammlungen, jede durchſchnittlich zu 350, eine zu 800 ſaubern Stücken, und verkaufte dieſelben zu mäßigen

Preisen an 8 Gymnasien, an eine Bergschule und 4 Schullehrerseminare.

Ich hoffte, auf diese Weise dem Lehren der Mineralogie auf Schulen Eingang zu verschaffen. Auch verkaufte ich Einiges an Einzelne und löste auf solche Weise 1060 Thaler, mehr als das Doppelte dessen, was die Schönermark'sche Sammlung gekostet. Dazu nahm ich wieder vortreffliche Stufen derselben in das akademische Kabinet auf. Besonders kam mir das häßliche übergroße Format der Stücke zu Gute; aus einem solchen Stück gewann ich durch mühsames Zerschlagen mehrere weit schönere; es machte mir aber sehr viel Arbeit. Sorgfältig bewahrte ich alle saubern kleinen Stücke, die beim Schlagen abfielen, sie kamen in einen großen Mineralienschrank, dessen Inhalt ich durch die Inschrift „zum Verschenken" bezeichnete. Diese zwei Worte veranlaßten eine lustige Scene. Geh.-Rath Neumann kam eines Tages, die Sammlung zu sehen. Er äußerte seine Zufriedenheit — als er aber das „zum Verschenken" las, gerieth er ganz außer sich. Herr v. Raumer, sagte er, wie dürfen Sie sich unterfangen, von dem Ihnen anvertrauten königlichen akademischen Eigenthum etwas zu verschenken? Das kann ich durchaus nicht dulden. Ich erwiederte: Am Weihnachten habe ich meinen fleißigen Zuhörern Stücke aus dem Schranke beschert. Da er nochmals ganz entschieden gegen solch Verfahren protestirte, so sagte ich: Gut, so werde ich mit diesen Steinen verfahren, wie andere Mineralogen mit Steinen der Art verfahren. Wie denn? fragte er. — Ich werfe sie alle zum Fenster hinaus. Nun erzählte ich, wie diese Steine Abfall seien von den

Stücken, die ich zerſchlagen, um aus ihnen Mineraliensammlungen zum Verkauf zu bilden. Dergleichen Abfall ſchütteten andere Mineralogen in der Regel weg. Wofern ich dieſe Stücke nicht verſchenken dürfe, würde ich dasſelbe thun, ſie nähmen mir dann nur Platz weg. — Thun Sie, was Sie wollen, ſagte Neumann, mit Ihnen iſt nichts anzufangen.

Wie ich nun mit Hilfe dieſer ſchönen Mineraliensammlung gelehrt, das habe ich im dritten Theile meiner Geſchichte der Pädagogik mitgetheilt.

Als ich 1819 nach Halle verſetzt wurde, war die Breslauer akademiſche Mineraliensammlung zu einem ſehr bedeutenden Umfang angewachſen. Der geognoſtiſchen Stufen, welche ich bei meiner Bereiſung des ſchleſiſchen Gebirges geſammelt, waren 2442, ſie ſchloſſen ſich genau an meine Karte und Beſchreibung jenes Gebirgs an und beglaubigten dieſelben. —

Um dieſe Zeit begannen die Kämpfe für und gegen das Turnen. Steffens in ſeiner Lebensbeſchreibung hat dieſelben, ſo weit ſie ihn berührten, geſchildert, ich ſelbſt charakteriſirte ſie in meiner Geſchichte der Pädagogik. Zunächſt traten Jahn und Steffens hierbei in den Vordergrund. Beide waren einander diametral entgegengeſetzt. Schleiermacher, wiewohl entſchiedener Freund des Turnens, ſagte mir einmal ſcherzend: der Jahn ſtößt mich leiſe ab, Steffens aber ward nicht leiſe von ihm berührt, er fühlte eine tiefe Antipathie gegen Jahn und gegen das ganze Turnweſen, dem er zuerſt in ſeinen „Caricaturen“ entgegentrat. Das Wartburgfeſt — ſelbſt die Einladungen zu demſelben, machte den Riß zwiſchen den Freunden und Feinden des Turnweſens immer weiter.

Wir hatten eine philomathiſche Geſellſchaft. In den Sitzungen las man Abhandlungen vor, welche ſpäter zum Theil gedruckt wurden. Paſſow ſchrieb ſein „Turnziel“, in welchem er das Turnen und deſſen Zukunft enthuſiaſtiſch vertrat. Gegen dies Turnziel las Steffens in einer Sitzung der philomathiſchen Geſellſchaft einen äußerſt ſcharfen Aufſatz, und endete mit der Erklärung, die Geſellſchaft könne nicht fortbeſtehen bei dem feindſeligen Gegenſatz ihrer Glieder. Darauf verließ er mit den ihm gleichgeſinnten Gegnern des Turnweſens das Zimmer. Die Turnfreunde blieben und beſchloſſen den Fortbeſtand der Geſellſchaft. Steffens ſtand nun an der Spitze meiner Gegner. Wie ſehr ich unter dieſem Verhältniß faſt drei Jahre lang litt, wie ſehr Steffens, das haben wir beide lange Zeit nachher öffentlich bekannt. Und wie wir, litten unſere Frauen, die Schweſtern. Unendlich wohlthuend war es, daß Steffens mit Frau und Tochter 1837 nach Erlangen kam und mehrere Tage bei uns blieb. Damals ſahen Steffens und ich uns zum letztenmale und erinnerten uns wehmüthig der alten ſchönen Zeit in Halle und Giebichenſtein, welche dem zerſtörenden Tage von Jena vorausgieng, dann der herrlichen Kriegsjahre. Im ſchmerzlichen Angedenken gedachten wir aber der Turnfehden und beſprachen ſie in liebevollem Frieden. Ein Zeugniß gaben wir uns gegenſeitig, daß wir jenen Kampf in reiner Abſicht gekämpft, und wahrlich nicht aus Egoismus irgend einer Art.

1818.

Der Turnkampf dauerte fort, innig verbunden mit dem Kampf für und gegen die Burschenschaft.

In diesem Jahre beendete ich die Untersuchung des schlesischen Gebirgs und die Ausarbeitung der Beschreibung und Karte desselben. Leider ward die Beschreibung aufs häßlichste gedruckt, die Karte aufs häßlichste und untreu gestochen. Es war nicht meine Schuld. — Ueber die Turnsache ward viel geschrieben, zum Theil in fliegenden Blättern.

Die Regierung, namentlich der Minister Schuckmann, war zuerst für, später gegen das Turnen: erst sehr freundlich gegen mich, gab er mir plötzlich seine Unzufriedenheit streng darüber zu erkennen, daß ich mich, verbunden mit „Passow, Maßmann und Consorten" in die Turnangelegenheit mische. Ich sollte lieber, hieß es, die mir obliegende Untersuchung des Gebirgs zu Ende bringen. Darauf antwortete ich sehr entschieden, ich habe mich freiwillig gleich anfangs der Turnsache angenommen und keinen Dank dafür verlangt, — aber auch nicht entfernt das Gegentheil erwartet. Daß ich meine Amtspflicht nicht darüber vernachlässigt, ergäbe sich schon daraus, daß ich die Beschreibung und Karte des Gebirgs, das Resultat einer Bereisung von mehr als tausend Meilen zu Fuß, schon längst dem Ministerium übergeben, ja daß die Beschreibung bereits gedruckt und die Karte gestochen würde. — Ich erhielt keine Antwort.

Wir lebten im Sommer wieder in einem zum Scheitniger Garten gehörigen Hause mit Winterfelds zusammen in schönem

Frieden. Hier erholten wir uns von der uns verzehrenden Disharmonie, welche der Art war, daß selbst Freunde erklärten, ich müsse meine qualvolle Stellung aufgeben. Die Regierung gieng auf meine desfallsige Bitte ein und zeigte mir die Aussicht auf eine Versetzung nach Halle.

Wäre noch eine leise Hoffnung zur Verständigung gewesen, sie würde durch die heillose That Sands (am 23. März 1819) vernichtet worden sein. Von da an wurden wir unschuldigen Turnfreunde allen Gegnern des Turnwesens und der Burschenschaft verdächtig, — man hielt uns zu Allem fähig; da reiste ich Anfangs Juni

1819

nach Berlin, um meine Versetzung zum Abschluß zu bringen. Auf der Hinreise lernte ich in Frankfurt an der Oder Heinrich Ranke kennen, der dort mit Dürre (dem Adjutanten Jahns im Freiheitskriege) an einem Institut lehrte. Dies war die Veranlassung, daß ich später — 1823 — Ranke einlud, sich dem Nürnberger Institut anzuschließen, daß dieser kam, Schuberts Tochter heirathete und sich ganz in Bayern ansiedelte.

In Berlin angekommen besuchte ich Jahn. Während unserer Gespräche war ein Jüngling gegenwärtig, der ganz schweigend am Klavier stand, dann auch schweigend sich entfernte. Auf meine Frage, wer er sei, sagte Jahn, der junge Mann heiße Wackernagel, seine Eltern seien todt, seine Lage höchst betrübt; es sei nur zu wünschen, daß er von Berlin wegkomme. Schick ihn zu mir nach Breslau, sagte ich. Das geschah, es war der erste Anknüpfungspunkt; seit 44 Jahren

lebte von da an Philipp Wackernagel bald mit uns — so in Breslau, Giebichenstein, Nürnberg, Erlangen — bald fern von uns immer als unser eigener lieber Sohn.

Eines Tages gieng ich mit Jahn. Wir kamen an das Haus des Minister Schuckmann. Da ich diesem meinen Besuch abstatten mußte, so bat ich Jahn, auf mich zu warten, Schuckmann sei gewiß sehr ungehalten gegen mich, weil ich sein (erwähntes) Schreiben so scharf beantwortet, gar nicht im officiellen Style, er werde mich nicht annehmen. Allein ich irrte mich sehr. Der Minister nahm mich ganz freundlich an, ich mußte mich zu ihm aufs Sopha setzen. Sie meinen gewiß, Raumer, sagte er, ich sei Ihnen böse, weil Sie mein Schreiben so empfindlich beantwortet. Keinesweges, und wenn ich Ihnen scharf schrieb, so geschah es, weil ich Ihnen wohl wollte. An diesen überraschend freundlichen Anfang knüpfte sich ein merkwürdiges Gespräch, das über eine Stunde dauerte. Manches ist mir in der Erinnerung geblieben. Besonders vertheidigte ich die durch scharfe Untersuchungen und Strafen heimgesuchten Studenten. Man solle, sagte ich, die Summen, welche die Untersuchungen kosteten, lieber den republikanisch Gesinnten als Reisegeld nach Amerika geben. Dort würde es ihnen entweder so gefallen, daß sie sich ansiedelten und für Deutschland nicht mehr verdächtig wären, oder sie fänden sich in ihrer Bewunderung der amerikanischen Republik getäuscht, dann könnten sie von einem falschen Freiheitsschwindel geheilt nach Deutschland zurückkehren. Ich verhehlte dem Minister nicht, daß ich die Strafen für manche jugendliche Phantasterei viel zu streng fand. Als einst König Friedrich Wilhelm II.

nach Halle Hermes und Hilmer schickte, um den religiösen Zustand der Universität zu untersuchen, da wurden diese von den Studenten mit einem Pereat empfangen, wobei man die Fenster mit Steinen so gröblich einwarf, daß die Kommissarien auf der Stelle nach Berlin zurückkehrten. Dies geschah königlichen Kommissarien; anstatt aber daß der König eine strenge Untersuchung und scharfe Bestrafung dieses Frevels gegen seine Deputirten befahl, äußerte er, mit Studenten lasse er sich nicht wieder ein. Ich weiß, bemerkte ich, daß ein gegenwärtig sehr hochgestellter Beamter als Student thätig an jenem Pereat Antheil nahm. Hätte man diesen Fall mit dem Maßstabe gemessen, den man bei den jetzigen demagogischen Untersuchungen anlegt, wie hätten dann die betheiligten Studenten bestraft werden müssen? In ähnlichem Sinne, wie gegen Schuckmann, sprach ich mich auch um die gleiche Zeit in einem Brief an den Staatskanzler Hardenberg aus.

Gern gedenke ich noch eines, was ich in Berlin in jenen ersten Tagen des Juni 1819 erlebte. Karl Giesebrecht, Professor am grauen Kloster, war einst auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium mein liebster Freund und Stubenbursch. Er war ein feiner, frommer, fähiger, liebenswürdiger Jüngling. Wir hielten so zusammen, daß man uns Kaster und Pollux nannte. In harmlosem Scherz erklärte mir einst der Primaner, er werde mich späterhin beim ersten Knaben zu Gevatter bitten; dies geschah etwa zwanzig Jahre nach jener Erklärung.

Nach Breslau zurückgekehrt besprach ich mich mit Harnisch und Schmeling über Jahn. Ich war überzeugt, sein unvorsichtiges, rücksichtsloses Auftreten werde ihm Unglück bringen. Wir be-

ſchloſſen, daß ich ihm einen Warnbrief ſchreiben ſollte. Den erhielt er im Augenblick, als man ihn in Haft nahm; er zerriß den Brief, ward aber über den Inhalt und Schreiber deſſelben befragt.

Sehr bald folgten Unterſuchungen in Breslau. Freunde, welche bei uns wohnten, verließen uns um unſertwillen. Wackernagel übernahm in Oberſchleſien eine durch und durch polniſche Hofmeiſterſtelle; bald aber rührten uns ſeine Jammerbriefe e Ponto ſo, daß wir ihm ſchrieben, er ſolle in Gottes Namen zurückkehren. Maßmann, der ſchon ſeit Monaten bei uns wohnte, war geblieben. Die Unterſuchung ſeiner kreuz und quer beſchriebenen Papiere, meiſt gelehrten Inhalts, preßte den Beauftragten unter Seufzen das Lob aus: welch erſtaunlicher Fleiß! Eine Kritik der auf der Wartburg verbrannten Bücher, welche Maßmann nachträglich unterm Titel Flammengericht geſchrieben, wäre wahrſcheinlich nicht belobt worden, hätten wir ſie nicht bei Zeiten einem Flammengericht übergeben zur Sühne des Wartburger Feuers. —

Unter ſolchen Umſtänden ward der Aufenthalt in Breslau immer peinigender. Im Oktober konnten wir endlich die Reiſe nach Halle antreten, unſere bewährte treue Freundin Auguſte Teichner begleitete uns. Wir giengen über Dresden, wo wir eine wunderſchöne Woche bei Tieck und ſeiner liebenswürdigen Familie verlebten; dann über Deſſau, wo wir von den Meinigen ſehr freundlich aufgenommen wurden. In den letzten Tagen des Oktober kamen wir nach Giebichenſtein und bezogen unſere alte liebe Wohnung, welche wir von dem damaligen Beſitzer, Amtsrath Bartels, gemiethet hatten.

Halle. Giebichenstein.

October 1819 — März 1823.

Es war im Jahre 1819, daß ich von Breslau nach Halle versetzt wurde. Schwere Kämpfe lagen hinter mir, ich gieng schwereren entgegen. [1])

Was zunächst mein Lehramt betrifft, so war ich zum zweitenmale an eine akademische Mineraliensammlung gewiesen, welche nicht entfernt zum gründlichen Lehren ausreichte; fast vier Jahre bat ich vergebens um Abhilfe. Die Benutzung einer leidlichen Privatsammlung, welche mir sehr freundlich von ihrem Besitzer für meine Vorlesungen gewährt wurde, mußte mir genügen. Außerdem beschäftigte mich das praktische Lehren der Geognosie, indem ich wöchentlich zwei Nachmittage zu geognostischen Excursionen benutzte, an welchen vorzüglich preußische Bergeleven Theil nahmen. Im Jahre 1822 las ich hier zuerst über Pädagogik.

Die Aufhebung der Burschenschaft war, wie auf andern deutschen Universitäten, auch in Halle vollzogen. Es trat nun ein wunderlicher Zustand ein. Dieselben Studenten, welche bis dahin als Burschenschaft zusammengehalten hatten, blieben in Halle. Sie sollten fortan nicht mehr zusammenhalten. Verfuhren sie nun auch aufs Redlichste und Offenste, so half dies ihnen nichts, sie blieben den Behörden verdächtig und wurden von ihnen aufs Aengstlichste überwacht. Da sie

[1]) Man vgl. Gesch. d. Päd. Th. 3, 422—426.

bis zur Publication der Septemberbeschlüsse — bis zum 18. October 1819 — nicht blos als Glieder der Burschenschaft mit einander verbunden, sondern persönlich die herzlichsten Freunde gewesen, so war es doch eine seltsame Forderung, daß sie vom Tage jener Publication an einander gleichgiltig werden und allem Zusammenleben entsagen sollten.

Die preußische Regierung hatte, gemäß den Septemberbeschlüssen, jeder ihrer Universitäten einen Regierungsbevollmächtigten gesetzt. Die Bestimmung desselben war nicht blos Ueberwachung der Studenten, sondern, wie es §. 1. jener Beschlüsse verlangt, auch der Universitätslehrer. Den akademischen Senaten wurde dadurch alles Ansehen und aller Einfluß genommen; an die Stelle der väterlichen akademischen Disciplin trat ein durchaus polizeiliches Verfahren, das um so härter war, als man von allen bisherigen Mitgliedern der Burschenschaft nur Böses präsumierte. Dagegen ließ man selbst die unsittlichsten Studenten gewähren und beschützte sie, weil man in ihnen Gegner der Burschenschaft sah, Leute, denen die Ideale dieser Verbindung ein Spott waren. —

Auf gleiche Weise unterschied man die Professoren, je nachdem man in ihnen Vertreter oder Gegner der eingetretenen Reaction erblickte. —

Mein Familienleben griff aber mehr als je in das amtliche ein. Anfangs standen wir sehr einsam. Eine officielle Disharmonie des Ministeriums und des Hallischen akademischen Senats in Bezug auf mein Amt, mehr noch der mir vorangegangene Ruf, daß ich für die Burschenschaft sei, veranlaßte, daß ich von der Mehrzahl meiner Kollegen sehr kalt

aufgenommen wurde. Besser ergieng es mir in Bezug auf mein Amt als Bergrath beim Halleschen Oberbergamt, an dessen Spitze mein Freund, der Berghauptmann von Veltheim stand, welcher 1806 mit mir in Freiberg studirte. Doch auch von dieser Seite bildeten sich keine geselligen Verhältnisse. Am nächsten standen uns zwei Freunde, die beiden Dom-Prediger: Rienäcker, der uns getraut, und Blanc.

Zu dieser Einsamkeit gesellte sich eine schwere Heimsuchung. Im Februar 1820 brach eine entsetzliche Scharlachepidemie aus, unsere drei Kinder wurden ergriffen. Am 9. Februar starb unser lieber Otto an der Scharlachbräune in seinem dritten Jahre. Er war ein ausgezeichnet schönes Kind und bewies von früh auf Sinn für Musik. Als es schon zum Sterben kam, mußte ihm die Mutter singen, besonders das Lied: Warum sollt' ich mich denn grämen; schwieg sie, so sagte er leise: singen. Unmittelbar vor dem Eintritt des Todes verklärten sich seine schönen blauen Augen, es war, als wenn ein inneres Licht aus ihnen ausstrahlte — eine Morgenröthe des ewigen Lebens.

Ein unbeschreiblicher Schmerz ergriff uns. Das Begräbniß war gegen Abend eines wüsten Februartages. Der Sarg ward zuerst in die Kirche getragen und vor dem Altar niedergesetzt. Ich erwartete, der Geistliche werde eine tief tröstende alte Liturgie oder ein Kapitel der heiligen Schrift lesen; wie ward mir, als er aus Witschels Andachten ein Gedicht auf die Vergänglichkeit las, wie auf den Frühling der Sommer folge, diesem der Herbst und Winter — und wie das flach und trostlos weiter gieng. Mitten im tiefsten Schmerz ergriff mich ein wahrer Ingrimm, nie hatte ich die Ohnmacht und Leerheit

solcher Floskeln gefühlt und zugleich, daß einzig in der geoffenbarten h. Schrift Trost zu finden sei.

Es mochte im Mai 1820 sein, daß meine liebe Schwiegermutter und meine Schwägerin Sophie von Berlin zu uns nach Giebichenstein zogen und bei uns blieben, bis wir 1823 nach Nürnberg giengen. Ich kann es nicht sagen, welch liebenswürdiger Friede unter uns ungestört herrschte, wie wir treu Freud und Leid mit einander getheilt, wie die schweren amtlichen Erlebnisse durch das schöne Familienleben gemildert wurden.

Der große Schmerz über den Tod des lieben Otto ward am 13. Oktober 1820 durch die Geburt unseres Hans gelindert, der uns in seinem gesegneten Leben viel Freude, durch seinen frühen Tod — am 27. März 1851 — unaussprechlichen Schmerz gemacht hat.

Sehr viele Studirende besuchten uns fast jeden Abend. Vor allen nenne ich meine lieben Freunde Ferdinand Ranke und Pätsch.

Mehrere von den Studenten, die uns besuchten, waren musikalisch, es ward viel Schönes gesungen, Discant und Alt waren durch meine Frau und ihre Schwester Sophie vortrefflich vertreten.

Viele reisende Studenten — besonders von Jena und Berlin — kehrten bei uns ein. Von Jenensern nenne ich die Gebrüder Wesselhöft, bei deren Eltern ich selbst in Jena die freundlichste Aufnahme genossen. Dann gedenke ich des in der Studentenwelt so bekannten Binzer. Von ihm ist das Lied: „Wir hatten gebauet." Viele treffliche Melodieen hat er componirt, so: Du rufst o Gott, und: Kommt Brüder, trinket froh mit mir. Zu-

dem hatte er den ausgezeichnetsten Baryton, sein Gesang war hinreißend, und zu dem Gesange kam, daß er kräftig gewachsen, durch ein schönes männliches Gesicht mit langem Bart imponirte.

Im Jahre 1821 machte ich mit Wackernagel eine Reise nach Stuttgart. Wir giengen über Altenburg nach Gleina zum Bauer Eyold, der sich neben seiner Landwirthschaft sehr mit deutscher Literatur beschäftigte, so daß wir uns mit ihm über Göthe, Schiller u. s. f. wohl unterhielten. Später besuchte er mich in Nürnberg auf einer Schweizerreise, deren Resultate er drucken ließ. Nach dem Essen fuhr er uns nach Löbichau in das Schloß der kürzlich verstorbenen Herzogin von Kurland zu Binzer. Mit diesem, Eyold und Tiedge verlebten wir einen merkwürdigen Abend. Ich hatte immer gemeint: Verhimmeln müsse den Dichter der Urania charakterisiren, wie wurde ich überrascht, als der alte joviale Mann uns bis Mitternacht mit den launigsten, ja etwas mephistophelischen Reden die Zeit vertrieb.

In Baireuth besuchten wir Jean Paul, dessen Frau ich von Berlin her kannte, dort sah ich ihn zuerst, als er Bräutigam war. Wir fanden ihn sehr niedergeschlagen, da er aus Heidelberg traurige Nachrichten über seinen dort studirenden Sohn erhalten hatte, der auch bald darauf starb.

In Stuttgart sahen wir zum erstenmale Boisserées Sammlung. Sie war für uns, die wir bis dahin fast nur die Italiener kennen, bewundern und lieben gelernt, ein ganz neuer, eigenthümlicher Gegenstand der Bewunderung und Liebe.

Zum neuen Jahre 1822 erhielt ich noch einen ernsten Glück-

wunsch meines Vaters mit sicherer Vermuthung, er schreibe zum letztenmale.

Ich stand nicht am Sterbebett meines geliebten Vaters. Er sah ruhig den Tod herannahen. Die Schwestern waren bei ihm. Die Schwägerin Sophie schrieb an Agnes: Recht herzlich freue ich mich mit Dir der guten Stimmung Deines lieben Vaters; es muß einen höchst tröstlichen, wohlthätigen Eindruck machen, wenn gerade zuletzt der Geist den Körper besiegt; o Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?

Ich war beim Begräbniß. Eine Unzahl folgte dem Sarge, nicht blos aus der Statt, sehr viele waren auch vom Lande gekommen. Am nächsten Sonntage hielt der Pfarrer de Marées in der Georgenkirche vor einer großen Menge dem selig entschlafenen Vater die Leichenrede über den Text: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.

Die amtlichen Mißverhältnisse steigerten sich um diese Zeit mit jedem Tage; mit jedem Tage ward ich hoffnungsloser.

Es kam mir in Halle das vollste Vertrauen der Studirenden entgegen, welche früher zur Burschenschaft gehörten. Sie klagten mir, daß sie, trotzdem, daß sie pünktlich den Anordnungen Gehorsam geleistet, dennoch als Verdächtige behandelt würden. Um alle Mißverständnisse und alles Mißtrauen zu beseitigen, gaben sie schriftlich der Behörde zweimal eine aufrichtige Rechenschaft über ihr Thun und Lassen; sie thaten dies freiwillig; sie konnten auch ganz offen auftreten, da sie sich keiner Schuld bewußt waren.

Unter denen, welche oft zu mir kamen, war ein trefflicher junger Mediciner, Pätsch, welcher durch seine charakterfeste Persönlichkeit bei seinen Genossen viel galt. Er veranlaßte sie am 12. Januar (1821) den Stiftungstag ihrer Burschenschaft zu feiern. Unter den geschilderten Umständen war diese Feier freilich sehr unvorsichtig. Die Behörden sahen hierin nicht sowohl eine Gedenkfeier der unterdrückten als vielmehr der fortbestehenden Verbindung. Bei der hierdurch veranlaßten Untersuchung stellte ich dem Pätsch folgendes Zeugniß aus.

„Zeugniß für den Stud. Med. Pätsch,
als derselbe wegen der Feier des 12. Januar 1821 (Stiftungsfeier der hiesigen Burschenschaft) vom Academischen Senat das Consilium abeundi erhalten hatte.

Ich lernte den Stud. Pätsch vor länger als einem Jahre kennen. Er hatte mich seitdem fast in jeder Woche einmal, auch öfter besucht und mit mir über seine eigenen und über allgemeine Studenten-Verhältnisse viel und durchaus offen gesprochen, nicht als zu einem Vorgesetzten, sondern als zu einem ältern Freunde. Er hatte auch durchaus keinen Grund mich in irgend einer Hinsicht zu täuschen, ich bin aber fest überzeugt, er würde vom strengsten Richter befragt eben so wahr sein.

Besonders habe ich auch oft mit ihm über die Burschenschaft gesprochen, deren Mitglied er war, als dieselbe noch bestand. Ich weiß bestimmt von ihm, daß er streng auf das gegebene Ehrenwort hält: die Burschenschaft nicht wieder herzustellen oder herzustellen zu helfen. Er und viele Gleichgesinnte bedauern freilich, daß unselige politische Auswüchse die Unterdrückung der Burschenschaft herbeigeführt. Sie selbst aber hegen

nicht den Wahn, reif zu sein, um mit Einsicht auf das bürgerliche Leben einwirken zu können. Wie wenig insbesondere Pätsch sich mit dem politischen befaßt, zeigt dies, daß er in meiner Gegenwart äußerte: er habe zu viel mit seinen medicinischen Studien zu schaffen, um Muße zum Zeitungslesen zu haben.

Wenn aber die Jünglinge bei dieser völligen Anerkennung der fehlerhaften Richtung, welche ein Theil der Burschenschaft genommen, das wahrhaft Gute festhalten wollen, was mit und durch die Burschenschaft auf Universitäten aufgeblüht, wer dürfte es ihnen verargen? Wenn strenge Wahrheitsliebe, Keuschheit, Mäßigkeit, Vaterlandsliebe und so manche heilige christliche Tugend in dieser neuen Zeit auf Universitäten erwacht sind, wenn Jünglinge zusammenhalten, um sich in und zu diesen Tugenden zu stärken, wenn sie alles thun um auch Andere, die auf unrechtem Wege sind, zu bessern; so müssen sich die Universitäten glücklich preisen, auf welchen solch ein Geist herrscht. Sie müssen es doppelt, wenn sie diesen neuen Geist mit jenem alten vergleichen, jenem früher herrschenden Geist der Liederlichkeit und des Wetteifers in mancherlei Untugenden. Und dieser Geist ist leider noch nicht unterdrückt, die besser Gesinnten sind seinen Angriffen täglich ausgesetzt.

Ich weiß, wie viel Pätsch zur Erhaltung des guten Geistes beigetragen, und wie sehr er dem bösen Geiste gewehrt. Der beste Fechter in Halle, hat er doch nie einen Zweikampf gehabt, wohl aber unzählige Zwiste beigelegt. Mit dem Beispiele strenger Sittlichkeit geht er den Uebrigen voran. Wenn er das Fest am 12. Januar veranlaßte, als eine Feier der Erinnerung an so vieles Löbliche, was die Burschenschaft be-

zielte, so war seine Absicht rein, und es ist nur zu bedauern, daß in dieser Gesellschaft aus jugendlicher, tadelnswerther Unbesonnenheit ein falscher Schein gegeben ward.

Ich habe als Professor geschworen: me operam impensurum, ut ubique gloria dei, salus ecclesiae et reipublicae augeatur, studiosa juventus a vitiis avocetur et ad integritatem vitae morumque honestatem ducatur. Der Eid und mein innerster Trieb verpflichten mich, bei dieser Gelegenheit meine Gesinnung auszusprechen. Wenn es einerseits Gewissens- und Amtspflicht eines Lehrers ist, die Jugend vor den heillosen Verirrungen zu warnen und zu bewahren, welche Schuld sind, daß die Burschenschaft unterdrückt wurde, so ist es ihm eben so heilige Pflicht, Pfleger des neuen reinen Geistes, des Geistes christlicher Tugend zu sein, welcher zugleich mit der Burschenschaft erwachte. Ich kenne keine größere Versündigung, welche ein Jugendlehrer auf sich laden könnte, als die, wenn er diesem guten Geiste widerstrebte.

Ich bezeuge auf meinen Diensteid, daß ich Vorstehendes nach bester innerster Ueberzeugung geschrieben."

Im akademischen Senat fügte ich diesem Zeugniß folgendes Votum bei: „Ich will nur wenige Worte diesem Zeugnisse beifügen. Seit ich dasselbe schrieb, hatte ich neue Gelegenheit, mich von der Richtigkeit der darin aufgestellten Ansicht hiesiger Studentenverhältnisse zu überzeugen. Die Disciplinarjustiz der Universitäten scheint mir vorzüglich dadurch von der gewöhnlichen Rechtspflege unterschieden, daß sie bei ihren Urtheilen nicht blos jeden einzelnen Fall für sich berücksichtigt und ihn mit dem Maaße des Gesetzes mißt, sondern nach persönlicher

Kenntniß der Angeklagten überhaupt, mehr ſittlich als rechtlich urtheilt. Da kann denn eine und dieſelbe Handlung einem Taugenichts hart, einem ſonſt Unbeſcholtenen mild zugerechnet werden. Der gegenwärtige Fall iſt der Art, daß die Angeklagten vor dem Geſetze — nach dem Votum des Herrn Univerſitätsrichters — freizuſprechen ſind. Da ſie überdies, namentlich der Stud. med. Pätſch, als unbeſcholtene, ſittliche, fleißige Menſchen bekannt ſind, ſo müſſen dieſelben, disciplinariſch betrachtet, doppelt freigeſprochen werden."

Pätſch iſt jetzt einer der erſten Aerzte in Berlin. Schon damals als Student nahm er ſich der Kranken in unſerm Dorfe, die wir ihm empfahlen, aufs Treuſte Tag und Nacht an.

Um dieſe Zeit ſchien man höhern Orts meinen Umgang mit den Studierenden für bedenklich zu halten. Ich erhielt ein Schreiben vom Staatskanzler, dem Fürſten Hardenberg, worin er ſich insbeſondere wegen meines Verhältniſſes zu drei jungen Leuten, wenn auch mild, doch unzufrieden äußerte. Ich antwortete:

„Je mehr ich in Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht Schreiben das gnädige Wohlwollen gegen mich erkenne, um ſo mehr fühle ich mich verpflichtet, die Lauterkeit meines bürgerlichen und amtlichen Lebens gegen E. H. D. als meinen erſten Vorgeſetzten wider Mißdeutung zu verwahren.

Ich habe am Turnweſen Theil genommen, da es im preußiſchen Staate nicht nur geduldet, ſondern auf vielfache Weiſe von Seiten der Regierung begünſtigt und empfohlen wurde. Ich glaubte hierdurch nicht nur nicht gegen meine

Amtspflicht zu handeln, ſondern eher mehr zu thun, als ſie forderte.

Indem ich vor nunmehr zwei Jahren meine innige Ueberzeugung von dem großen Werthe des Turnens für die Jugend in einer Druckſchrift äußerte, erklärte ich mich zugleich entſchieden gegen jede politiſche Tendenz deſſelben. Das that ich von freien Stücken, ohne irgend eine äußere drängende Veranlaſſung, und demgemäß ſprach ich auch zu jungen Leuten gegen jedes unzeitige frühreife Eingreifen in die bürgerlichen Verhältniſſe.

Mehrere Turner in Breslau waren zugleich meine Schüler in der Mineralogie. Unter dieſen befanden ſich M. und W.

Als beide zur Unterſuchung gezogen wurden, da hielt ich es für meine Pflicht, ſie nach beſter Einſicht zu warnen und zu ermahnen, wo ſie gefehlt, aber ſie nicht aufzugeben, ſondern den guten Keim ihres Weſens, den ich erkannt, doppelt zu pflegen. Ich fühlte mich als ihr Lehrer, dem ſie Vertrauen geſchenkt, nicht als ihr Richter; zum Beſſern und Bilden, nicht zum Verdammen berufen; zum Verdammen um ſo weniger, da ich an mir ſelbſt erfuhr, wie ſchwer es ſei, in einer bewegten Zeit immer beſonnen das rechte Maaß zu halten. —

Vor einem Jahr lernte ich L. in Berlin kennen. Leider erfuhr ich ſpäter, wie er gefehlt. In den letzten Pfingſtferien machte er von Jena aus eine kleine Reiſe und kam nach Halle. Ich ſprach mit ihm und überzeugte mich, daß für ihn nichts wichtiger ſei, als recht bald einen richtigen Lebensweg einzuſchlagen, den er nie wieder verlaſſen dürfte.

Er zeigt vorzügliche Neigung und Geſchick zur Feldmeß-

kunst und zu dem, was beim Ingenieur-Corps erfordert wird. Da nun in Dresden sehr gute Gelegenheit ist, sich hierin auszubilden, so wandte ich mich an einen Freund dorthin und bat diesen, sich bei Herrn Fischer, Professor an der Militair-Akademie, zu erkundigen, wie es ein junger Mann anzufangen habe, um an dem Unterricht in der Feldmeßkunst Theil zu nehmen, was es koste u. s. w.

E. H. D. ersehen aus dieser wahren Erzählung, in wie fern ich mich des L. angenommen. Es ist mir nie beigefallen, ihn als Lehrer irgendwo unterbringen zu wollen. Das wäre gewissenlos von mir gewesen, da sich L. hierzu durchaus nicht eignet. Daß ich mich aber bemüht, den L. auf einen Weg zu führen, auf welchem er seine Talente zur eigenen Befriedigung und Beruhigung und zum Nutzen des Vaterlandes ausbilden kann, das werden, wie ich überzeugt bin, E. H. D. gewiß nicht tadeln.

Es sei Gott geklagt, daß ein großer Theil unsrer Jugend in einem solchen Mißverhältniß zur älteren Generation steht, wie vielleicht noch nie. Ich halte es nun für heilige Pflicht der Lehrer, welche von Amtswegen der Jugend näher stehen, sich ihrer auf jede Weise väterlich anzunehmen und alles zu thun, um das gute Verhältniß wieder herzustellen, und eine friedlichere Zukunft zu bereiten. Dies können sie vornämlich, indem sie das eigenthümliche Talent eines jungen Menschen beachten und dessen Ausbildung mit Rath und That befördern, und so Männer erziehen helfen, die in ihrem bestimmten Lebenskreise einst tüchtig und zufrieden sind.

Ich suche nach Kräften hiezu mein Scherflein beizutragen.

E. H. D. wollen deshalb meinen Umgang und Briefwechsel mit angeschuldigten jungen Menschen nicht mißdeuten, weil mich einzig das Bestreben, meiner Pflicht als Jugendlehrer ein Genüge zu leisten, hierzu bestimmt. —

Ich bin mir meines guten Willens bewußt, der entschiedensten Abneigung gegen Staatsumwälzungen, und der Freude an dem, was ächten dauernden Frieden und allem Guten gedeibliche Zeit verspricht. Ich fühle mich in meinem Lebenskreise glücklich, wie sollte ich nicht alles Gewaltsame, Zerstörende scheuen und nur milde friedliche Entwickelung des Guten wünschen?

Wäre es mir nur einmal vergönnt, E. H. D. die Erfahrungen mitzutheilen, welche ich bei dem großen Vertrauen, das mir mehrere der beschuldigten Jünglinge schenkten, gemacht. Könnte ich als Anwalt dieser Jünglinge die Ueberzeugung erwecken, daß sie, ungeachtet unläugbarer Ausartungen und verdammlicher Ansichten, die sie jugendlich unüberlegt niederschrieben, dennoch im innersten Herzen so gesinnt sind, daß sie für den König und das Vaterland freudig ihr Leben opfern würden, könnte je ein zweites Jahr 1813 eine solche höchste Probe der Treue fordern.

Ich bitte E. H. D. unterthänigst, mein Schreiben gnädigst aufzunehmen und verharre ꝛc.

v. Raumer."

* * *

Es steigerte sich nun die bedenkliche Stimmung unter den Studierenden, da man ihnen, trotz aller ihrer Aufrichtigkeit,

fort und fort keinen Glauben schenkte. Die unseligen Folgen, welche über lang oder kurz aus dieser Mißstimmung entspringen mußten, waren leicht voraus zu sehen. Mißtrauen des Regierungsbevollmächtigten und des Senats erzeugte Mißtrauen der Studierenden. Es war um allen gesegneten Einfluß jener auf diese geschehen, wenn der Riß zwischen beiden größer wurde. Alles war zu fürchten, wenn es dahin kam, daß die Studierenden sich von ihrer bisherigen Offenheit und Wahrheit zur Heimlichkeit und Lüge wendeten. — Ich war hierüber in großer Sorge. Da kamen mir die Tübinger Statuten für Bildung eines Studentenausschusses zu, welche durch eine königliche Verordnung vom 2. Januar 1821 die Sanction erhielten, und deren Inhalt Klüpfel berichtet.[1]) Durch eine ähnliche Einrichtung hoffte ich, könne die Offenheit und Aufrichtigkeit der hallischen Studierenden erhalten und unseligen Heimlichkeiten gewehrt werden.

Ich schrieb daher folgendes Votum nieder, um es in der Senatssitzung vom 5. Januar 1822 vorzulesen:[2])

„Es fragt sich, wie dem von der Regierung schärfer als je verbotenen Unwesen der Verbindungen unter Studierenden am besten gesteuert werden könne.

Daß jeder Student ganz isolirt auf seiner Stube wie ein Mönch in seiner Zelle lebe, ist natürlich nicht zu verlangen;

[1]) Klüpfel, Geschichte der Universität Tübingen 318 sqq. Ein Ministerialerlaß vom 13. November 1820 hatte ausgesprochen: daß der König einem solchen Ausschuß nicht entgegen sei.

[2]) Einiges minder Wesentliche ließ ich weg, was ich mittheile, ist wörtlich.

er wird sich an gleichgesinnte Freunde anschließen, der eine wird viel, der andere wenig Freunde haben. Es wäre selbst ein sehr trauriges Zeichen eingebrochener völliger Lieblosigkeit, wenn Keiner mehr nach dem Andern früge, daher es bestimmt nicht die Absicht der Regierung ist, solchem freundschaftlichen Zusammenleben zu steuern. Wohl aber jeder förmlichen (verbotenen) Verbindung, deren Unterschied von einem formlosen Zusammenleben sehr groß ist. Von einer solchen Art Verbindung sind diejenigen hiesigen Studenten, welche wider ihren Willen und wider die Wahrheit, öfters unter dem Namen der Burschenschaft begriffen werden, weit entfernt. Sie haben keine Verfassung, keine Oberen; es ist von Befehlen und Gehorchen unter ihnen nicht die Rede. Sie haben so wenig Heimliches, daß sie völlig freiwillig zweimal eine vollständige Darstellung ihres Lebens und Wollens aufsetzten und dem Herrn Curator übergaben, welcher, wie es bei seiner Gesinnung nicht anders zu erwarten war, ihrer sittlichen Richtung, wie ich hörte, seine freundliche Billigung geschenkt hat. Es war das gerechte Vertrauen auf ihre gute Sache, die gewiß von Seiten einer hohen Behörde anerkannt werden würde, was sie zu dem Schreiben vermochte. Hat ihr Vertrauen aber nicht volles Vertrauen eingeflößt, bleibt die Besorgniß, aus dem gegenwärtigen Zustande könne unversehens ein ganz andrer, eine förmliche Verbindung hervorgehen, so kenne ich zur Beseitigung dieser Besorgniß nur ein einziges Mittel, welches ich schon früher erwähnt.

Wir wissen alle, daß auch das wachsamste polizeiliche Auge die Anschläge und Absichten der Studierenden nicht ganz zu

entrecken vermag, wofern sich diese erst auf Lug und Trug legen. Es mag wohl dann und wann etwas ans Licht kommen, Einer oder der Andere gestraft werden; — was hilfts! heute wird gestraft, morgen wächst der Hydrakopf wieder. —

Gott bewahre aber, daß es mit den Studierenden, welche die Schrift eingereicht, dahin komme, daß sie ihr Vertrauen und ihre Wahrheitsliebe aufgäben und sich auch zur Heimlichkeit und zur Lüge wendeten! Gott bewahre vor Allem, daß durch Maßregeln von Seiten eines Hochlöblichen Senats eine solche Umwandlung bewirkt werde! Wer könnte das verantworten?

Daß es aber nicht dahin komme, dazu sehe ich, wie gesagt, nur Ein Mittel. Statt nämlich das Vertrauen der jungen Leute durch polizeiliche Maßregeln, ja durch Herbeiführung eines völlig polizeilichen Verhältnisses zwischen ihnen und uns, von uns zu stoßen, statt auf unsere nirgend ausreichende polizeiliche Klugheit zu bauen, sollten wir nach meiner Meinung und Erfahrung lieber ihr Vertrauen mit vollem Vertrauen erwiedern. Ich sage: mit vollem; denn halbes Vertrauen ist keines. Wir würden bald sehen, wie von Herzen aufrichtig, frei und offen die Studierenden uns entgegen kommen würden. Vor allem würde es erst dann uns möglich, auch allen etwaigen Irrwegen derselben zu begegnen, weil wir sie genau kennten; Gespenster aber, welche nur im Dunkeln spuken, müßten beim hellen Tageslicht solcher Verhältnisse schwinden. —

Ein solches lichtes offenes Verhältniß gegen die Studierenden kann aber meines Erachtens auf keine wohlwollendere würdigere Weise eingeleitet werden, als Se. Majestät der König

von Württemberg es durch eine Verordnung an die Universität Tübingen vom 2. Jan. v. Jahres gethan. Durch diese Verordnung wird festgesetzt, daß die Studierenden aus ihrer Mitte 15 auswählen, welche bestimmt sind, die Wünsche des Senats den übrigen Studierenden mitzutheilen und dieselben in Ausführung fördern zu helfen. Gegenseitig ist jenem Ausschuß die Freiheit gegeben, Wünsche der Gesammtheit von Studierenden an den Senat zu bringen. Jedes Ausschußmitglied übernimmt nach §. 27 der Verordnung die Pflicht, seine Mitstudierenden vor jeder geheimen, das Licht scheuenden Verbindung irgend einer Art zu warnen, und sie durch seinen Einfluß von der Theilnahme an irgend einer solchen Verbindung, so viel an ihm ist, abzubringen. — Ich enthalte mich, den näheren Inhalt dieser trefflichen Verordnung hier anzuführen, indem ich so frei bin, ein Exemplar derselben zur gefälligen Durchsicht meiner Herrn Kollegen zu den Akten zu geben, und bemerke nur, daß ich von guter Hand weiß, daß die Universität Tübingen sich der wohlthätigsten Folgen dieser Verordnung erfreut. —

Giebichenstein, den 6. Januar 1822.

v. Raumer."

Irre ich nicht, so lebt nur noch Einer, der in jener Senatssitzung zugegen war, in welcher ich dies Votum vorlas, nämlich mein Freund Professor Schweigger. [1]) Er wird sich erinnern, wie unglaublich tumultuarisch man meine Vorlesung

[1]) Auch er starb seit ich obiges schrieb.

unterbrach. Wiederholt bat Schweigger: man solle mich doch nur zu Ende lesen lassen. Ich mag und vermag nicht nach Verlauf von 40 Jahren diese Opposition bis ins Einzelne anzugeben. Lebhaft steht es mir aber noch in der Erinnerung, wie die Einen aufs heftigste gegen den Studentenausschuß protestirten, als würde ihre amtliche Würde und ihr Verhältniß zu den Studenten dadurch aufs tiefste verletzt; Andere riefen: sie brauchten nicht von den Württembergern zu lernen, wie sie die Studenten behandeln sollten — und dergleichen mehr. Da die Opposition so heftig war, daß ich wirklich nicht zu Ende lesen konnte, so schickte ich mein Votum am folgenden Tag an den Regierungsbevollmächtigten Herrn von Witzleben und schrieb ihm:

„Euer Hochwohlgeboren bin ich so frei, abschriftlich mein gestriges Votum zur gefälligen Durchsicht beizulegen. Ew. ꝛc. kennen die württembergische Verordnung, das Votum sollte die Mittheilung desselben an den akademischen Senat motiviren. Ich schrieb dasselbe auf, weil ich bei gewissen Fällen jedes Wort, keines mehr, keines weniger, vertreten will. Die Amtspflicht verbietet mir, meine redliche Ueberzeugung zurückzuhalten. So wollte ich gestern meine Ueberzeugung aussprechen, daß jede polizeiliche Maßregel in der besprochenen Angelegenheit nichts fruchten werde, jede väterliche, zutrauensvolle, wie die württembergische, unabsehbar viel. Den Unglauben an Wirksamkeit polizeilicher Maßregeln theilen viele meiner Herren Kollegen mit mir. —

Ew. Gesinnung kenne ich genug, um zu wissen, daß Sie selbst von Herzen der väterlichen, nicht der polizeilichen

Richtung zugethan sind; möchten Sie doch nie gehindert werden, Ihrem Herzen zu folgen.

v. Raumer."

Ich sahe nun das Unheil täglich näher rücken, und hatte mich überzeugt, daß vom Senat keine Abhilfe zu erwarten stand. — Mit jedem Tage wuchs die Mißstimmung der Studenten, und diese Mißstimmung wurde sehr durch einige begabte Jünglinge gesteigert, welche um dieselbe Zeit von Jena nach Halle kamen. Diese boten Alles auf, um die Unzufriedenen zum Anschluß an eine heimliche Burschenschaft zu überreden, welche in Jena sich gebildet hatte. Besonders thätig war E., der höchst beredt, sophistisch die Stiftung einer solchen neuen Burschenschaft vertheidigte. Leider fand er den Boden seit zwei Jahren so zubereitet, daß der Same, den er und die ihm Gleichgesinnten säeten, bald keimte und aufgieng. E. gestand später vor Gericht „seine Bemühungen, während seines Aufenthalts in Halle auch dort die geheime Burschenschaft wieder zu gestalten und unter ihren Gliedern die dem Jenenser Verein entsprechenden politischen Ideen zu verbreiten." [1]) Er sagte aus, daß er mit drei andern „eifrig bemüht gewesen, unter der burschenschaftlich gesinnten Partei in Halle die von den Behörden aufgehobene Burschenschaft wieder herzustellen." Er erklärte wörtlich: „der Uebergang von dieser Burschenschaft zu unserm engern politischen Bunde war nicht schwer, da die Mitglieder jener auch schon durch Nichtachtung ihres der Behörde

[1]) „Erkenntniß wider die Mitglieder des sogenannten Jünglingsbundes. Halle 1826." S. 49.

gegebenen Ehrenworts mit dieser, und also mit der bestehenden Staatsgewalt in Opposition standen." [1])

Ich lernte C. kennen. Ohne mich, wie sich von selbst versteht, in seine demagogischen Pläne und Bemühungen einzuweihen, machte er doch aus seiner Theorie kein Geheimniß. Diese war freilich höchst radikal, wiewohl er in dem Wahn stand, als sei sie in den sittlichsten Principien begründet. Die Burschenschaft, hieß es z. B., bezwecke die reinste Moralität des Lebens; die Regierungen, welche die Burschenschaft aufhoben, seien daher mittelbar gegen die reinste Moralität aufgetreten, so bleibe der Jugend nichts, als Gott mehr zu gehorchen als den Menschen und thätig für die Moralität Partei zu nehmen.

Dazu kamen politische Gründe, besonders fußte man darauf, daß der bekannte 13. Artikel der Wiener Congreßacte noch nicht von Preußen u. a. realisirt sei.

Der mir so liebe C., welcher längst von den Verirrungen seiner Jugend zurückgekommen und in großem Segen wirkt, er wird sichs wohl erinnern, wie ich über alles dies viel mit ihm gestritten. Ein Feind der Sophistik und der dialektischen Fechterkünste, fußte ich auf die mir von Jugend auf heilige und unantastbare schlichte christliche Moral, verwarf allen Jesuitismus, und hielt fest daran, daß der heilige Gott nimmermehr von uns verlange, sein Reich durch unheiliges, verdammliches Thun herbeiführen und ausbreiten zu helfen. Die unseligen Folgen von Sands That lagen zudem ernst warnend vor Augen.

[1]) Ebend. 53.

Es entstand nun ein Kampf zwischen denen, welche verlockt durch eine neu erfundene Moral, die ihnen als höchste Instanz erschien, für den Anschluß an die geheime Burschenschaft und den Jugendbund, und denen, welche gegen diesen Anschluß waren, gehalten durch ihr gegebenes Wort. Letztere unterlagen. Besonders lockte und verlockte sie dieser Jugendbund, mit dessen Stiftung eine neue Periode beginnt, wenn die vorangehende durch die Verbindung der Unbedingten bezeichnet ist. Auch jetzt hatte Karl Follenius die Hand im Spiel.

Die nähere Geschichte des Jugendbundes liegt uns in dem, schon angeführten „Erkenntniß" des königlichen Ober-Landesgerichts zu Breslau wider die Mitglieder desselben vor.[1]) Indem ich die Leser an diese Schrift verweise, entnehme ich aus ihr nur folgenden Ueberblick.

Ein Jenaischer Student lernte im April 1821 in der Schweiz den Karl Follenius und zwei andere Männer kennen, welche ihm anvertrauten: „es solle eine Verbindung unter Männern, die schon in bürgerlichen Verhältnissen lebten, zum Zweck des Umsturzes der bestehenden Verfassungen, geschlossen werden. Es sei wünschenswerth, daß auch Jünglinge . . . einen, der Männerverbindung correspondirenden Bund abschließen möchten." Dann forderten sie jenen Studenten auf, einen solchen Bund zu stiften. Dieser gieng darauf ein, und ward in Zürich, Basel, Freiburg, Tübingen, Erlangen, Jena für den Bund, welcher im Sommer 1821 auch schon in Halle, Leipzig und

[1]) Diese Schrift ward „mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kön. Preuß. Ministerii der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten verlegt von C. Anton. Halle 1826."

Göttingen, ferner in Würzburg und Heidelberg Mitglieder zählte. — In den Jahren 1821 bis 1823 fanden mehrere Bundesversammlungen statt, die aber meist nur von Wenigen besucht wurden, und auf denen, nach Allem was berichtet wird, eine große Unklarheit und Verworrenheit herrschte; keiner wußte recht, was er wollte.

Viele mochten zum Anschluß an den Jugendbund verlockt worden sein, weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte, mittelbar dem geheimnißvollen Männerbunde anzugehören, von welchem nächstens eine ungeheure Revolution zur politischen Verbesserung und Erneuung Deutschlands, vielleicht selbst des ganzen Europa ausgehen würde.

Wie wurden sie aber enttäuscht, als sie mit Bestimmtheit erfuhren: es existire gar kein solcher Männerbund. Ein Theil der Bundesglieder erklärte darauf: es fehle nun dem Jugendbunde das Fundament, auf welches er gegründet sei, man müsse ihn mithin aufheben. Die Mehrzahl erklärte sich aber für das Fortbestehen desselben um so stärker, als fortan die Erneuung des Vaterlandes auf ihm allein ruhe.

So schleppte denn der Bund sein Scheindasein fort, er konnte weder leben noch sterben. „Es leuchtet ein, heißt es im ‚Erkenntniß', [1]) daß man von einer eigentlichen Organisation des Jugendbundes nicht sprechen kann, und daß es auch ein vergebliches Bemühen sein würde, die einzelnen Entwicklungen desselben in ihrem oft ganz zufälligen Entstehen nachweisen zu wollen. Man kann vielmehr nur von wiederholten

[1]) Seite 21.

Versuchen, eine Organisation des Bundes zu Stande zu bringen, sprechen."

Als nun das Werben für den Jugendbund in Halle mehr und mehr um sich griff, so hatte dies einen mir höchst schmerzhaften Einfluß auf mein Verhältniß zu den Studenten. Waren sie bisher durchaus offen gegen mich gewesen, hatten sie mir rückhaltslos von ihrem Leben erzählt, so mußte ich nur zu bald merken, daß sie befangen geworden durch unselige thörichte Heimlichkeiten und Pläne. Unmöglich konnten sie mir dergleichen mittheilen, da sie zu gut wußten, wie ich über diese Dinge dachte. Späterhin erfuhr ich, daß sie aus der freundlichsten Gesinnung gegen mich durchaus geschwiegen, damit mich auf keine Weise bei etwanigen Untersuchungen der leiseste Verdacht einer Mitwissenschaft treffen könne. — Aber ihr Schweigen selbst verrieth mir genug, daß die bisher so standhaft redlichen Jünglinge in größter Gefahr waren, sich zu lichtscheuen, unredlichen, gesetzwidrigen Plänen verführen zu lassen. Ich fühlte mich gedrungen, sie noch einmal so klar und bestimmt, als mir möglich, väterlich zu warnen, und richtete an Alle im Jahre 1822 folgendes Warnungsschreiben:

Die Wiederherstellung der Burschenschaft betreffend.

„„Ich glaube nicht, daß die förmliche Herstellung der Burschenschaft gegen Ehrenwort und Gesetz von Studenten zu befürchten sei, welche, wie der Herr Universitätsrichter bezeugt, auf Wahrheit der Rede halten. Als die Jenaische Burschenschaft aufgelöst wurde, schrieb sie unter Anderm dem Herrn Großherzog von Weimar dieses: ‚Es ist der Wille Sr. Königl.

Hoheit gewesen, die Burschenschaft aufzulösen. Er ist ausgeführt. Wir selbst erklären hiermit feierlich und öffentlich, daß wir dem Befehle strengen Gehorsam geleistet haben, wir selbst haben die Form zerstört, wie uns anbefohlen war ꝛc. ꝛc.'

So weit meine Einsicht reicht, spricht sich hier der echte Geist der Burschenschaft aus, offen, wahr und ehrenfest. Jede Verbindung, welche sich heimlich gegen Gesetz und Ehrenwort constituirte, steht mit diesem echten Geiste der ehemaligen Burschenschaft im geraden Widerspruche, und brauchte meines Erachtens nicht für eine burschenschaftliche Verbindung gehalten zu werden, wenn sie auch Losung, Farbe und alle Aeußerlichkeiten mit ihr gemein hätte.""

„Dies war mein Votum für den akademischen Senat in Bezug auf die Feier des 12. Januar 1821. Möchte ich nie den guten Glauben aufgeben müssen, welchen ich hatte, als ich jenes Votum schrieb.

Doch ich kann nicht fürchten, daß eine förmliche Herstellung der Burschenschaft gegen das gegebene Ehrenwort und mit Hintansetzung des Gesetzes eintreten dürfte. Wer könnte das verantworten?

Spräche einer: Du kennst den trefflichen Zweck der Burschenschaft, der ist aber durchaus nicht zu erreichen, wofern wir die Verbindung nicht förmlich wieder herstellen. Wir können die Burschen ohne solche förmliche Einrichtung und Feststellung unmöglich zusammenhalten und zu dem gemeinsamen Ziele führen.

Dem, der so spräche, würde ich dies erwiedern: Eigentlich sollte ich dir gar nicht antworten, da du Gesetz- und Wort-

bruch verlangst. Willst du den Gesetzbruch etwa dadurch vertheidigen, daß du die Regierung beschuldigst, sie habe selbst den rechtlichen Zustand durch Unrechtlichkeiten von ihrer Seite aufgehoben und du fühltest dich deshalb nicht an das Gesetz gebunden? Wie darfst du sagen, daß von Seiten der Jugend nicht gegen Gesetz und Recht gesündigt, und Gesetz und Recht dadurch gegen sie aufgeregt worden sei! Hast du Sand und so manches vergessen?

Allein, wenn nun auch Ungerechtigkeiten begangen sind, darfst du dich deshalb von aller bürgerlichen Verpflichtung frei sprechen? War denn Sokrates in deinen Augen ein Thor, daß er lieber den ungerecht gereichten Giftbecher leerte, als floh? — Folge keinem Grundsatze, wenn du nicht wünschen kannst, daß ihn Alle befolgten. Prüfe jedes christliche Gebot hiernach, und du wirst fühlen: selig wäre die Welt, wenn jedes Gebot von Allen erfüllt würde. — Wollten sich aber alle vom Staat lossagen wie du — in dem Unrecht, was die Regierung Einem Bürger thut, sind ja alle gefährdet — so würde auf der Stelle die heillosesste Auflösung aller bürgerlichen Bande, die grimmigste, blutigste Umwälzung eintreten. Da erwachen alle wahnsinnigen, unbändigen Naturkräfte und Gelüste, Haß, Neid, Rache, Hochmuth, Herrschsucht; der Teufel erregt frevelhafte Hoffnungen, durch Hoffnung eiteln Glauben an Kraft, und die heilige Liebe versinkt in dem wüsten Meere. Hältst du dich für so geistesmächtig, die aufgeregten rohen Kräfte und Massen stillen, leiten und beherrschen zu können? Du Lehrer und Stifter der Empörung willst Ordnung erhalten und herstellen? Hüte dich, beschränkt leichtsinnig Worte

hinzuwerfen, die als Begeisterer des Lebens blutig ernste Keime unabsehbarer Gräuel werden können; — wehe dir, wenn du schwache Gemüther mit solchen Reden bethörst und irre leitest! Und mit diesem Gesetzbruche geht der Wortbruch Hand in Hand. Ein Wort ein Wort, ein Mann ein Mann, hieß es bei unsern Vorfahren. Und mit Verletzung dieses echt deutschen Wahlspruchs willst du die Stiftung der deutschen Burschenschaft beginnen, und dann im Bundesliede singen: Fürwahr es muß die Welt vergehen, vergeht das feste Männerwort. Jesuitisch willst du dich schirmen durch jenen heillosen Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel? Dahin führt das Klügeln, daß wir das gesunde, einfache, sittliche Gefühl verlieren, und uns statt dessen Grundsätze machen, von denen ein redliches Herz nichts versteht. Und betrachten wir nun den Zweck der christlich deutschen Burschenschaft näher, welcher solche Mittel heiligen soll. Ists nicht, daß die Burschen ein gemeinsames, freies, offenes, wahres, reines, liebevolles Leben führen wollen? Und der erste Schritt zur Erreichung dieses Zwecks soll ein Wort- und Gesetzbruch sein? Hast du etwa, wie die verworfensten Diplomaten, eine große und kleine Moral, die kleine — christliche — für das Alltagsleben, die große — teuflische — für außerordentliche Fälle, welche Lug und Trug verlangen? Sollen Wort- und Gesetzbruch die Weihe sein beim Eintritt in die Burschenschaft? Und alle Mitglieder müssen heimlich leben, jeden Augenblick besorgt, zur Rechenschaft gezogen zu werden, auf juristische Pfiffe und Kniffe sinnend, wie sie sich im Nothfalle herausreden wollen? Wo bleibt die einfältige Unschuld des offenen reinen Jugendlebens mit gutem

Gewiſſen, an deſſen Stelle ein verſteckles, heimliches, lichtſcheues tritt. Bei ſolchem Leben ſoll ſich die Jugend zu freien chriſtlichen Bürgern bilden? Unmöglich.

Und ſelbſt, wenn du Alles noch ſo fein anlegſt, noch ſo klug berechneſt, glaube nur, das gute deutſche Wort gilt und wird ewig gelten: Ehrlich währt am längſten. Der deutſchen Jugend gilt Arndts Vers:

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug iſt dir zu fein,
Schlecht geräth dir Liſt und Kunſt,
Feinheit wird dir eitel Dunſt.

Schlecht würde auch die liſtig heimliche ſein ſollende Burſchenſchaft gerathen, bald entdeckt und durch Relegationen auseinander geſprengt werden. —

Darum finde ich die jetzige förmliche Herſtellung der chriſtlich deutſchen Burſchenſchaft gegen Geſetz und Ehrenwort, unchriſtlich, undeutſch, auch unklug.

Iſt denn die Jugend ſo alt, daß ſie ohne ſteife Form, ohne Buchſtaben nicht beſtehen kann? Kein Geſetz hindert Euch, als Freunde auf Leben und Tod für das herrlichſte menſchliche Ziel, für eine chriſtlich freie Gemeinſchaft zu leben und zu wirken. Muß denn die Freundesliebe durch Wortklammern erſetzt werden, das lebendige geiſtige Band durch ein papiernes juriſtiſches? Die Geiſtesmacht, durch welche der Beſſere, Verſtändigere auf ſeine Mitbrüder in Gottes Namen Einfluß übt, muß ihm die erſt durch eine Verfaſſung zugeſichert werden?

Wären aber auch nur Wenige geiſteskräftig zum innigen

echten Lebensverein in Liebe, ſo iſts beſſer, dieſe Wenigen erhalten ſich rein und treu in ſelbſtſtändiger Freiheit verbunden, als daß man ſich abmüht, mit verbotenen Banden eine widerſtrebende große Zahl zuſammenzuhalten und am Ende wohl gar nur zu Zwecken abzurichten. Wehe uns, wenn die Jugend ſchon zu der Liebloſigkeit abgelebt und gediehen wäre, wehe den Jünglingen, welche wähnten, dadurch Freiheit zu erringen, wenn ſie ihre Brüder auf verworfen tyranniſche Weiſe als blinde Werkzeuge gebrauchten. — O möchte die Jugend ſich reinigen von jedem ſchlechten Mittel, von jeder unlautern Abſicht, dann aber mit gutem Gewiſſen vor aller Welt das gute Ziel bekennen, dem ſie nachſtrebt, und von Lehrern und Vorgeſetzten Anerkennung und Förderung ihrer wahrhaft heiligen Sache offen und frei verlangen. Wer darf gegen Jünglinge auftreten, welche erklären, ihr Ziel ſei ein reines, thätiges, liebevolles Leben? ‚Wer iſts, der euch ſchaden könnte, ſo ihr dem Guten nachkommt?‘ — O möchte Luthers chriſtlich freiſ ſürmender, gewaltiger Geiſt Vorbild deutſcher Jugend ſein, jener Geiſt, der alle niedren, lichtſcheuen, heimlichen Kniffe und Praktiken verſchmähte, und durch dieſes göttliche lichte Selbſtvertrauen unüberwindlich und unwiderſtehlich war.“ —

Ich überzeugte mich bald, daß meine Schrift dem Andrang, welcher die Jünglinge fortriß, nicht mehr zu widerſtehen vermochte. Alles Vertrauen zu den Behörden war gänzlich verſchwunden; man hatte bei ihnen Widerſtand, nicht Beiſtand gefunden und meinte: wolle man die Ideale der Burſchenſchaft realiſiren, ſo müſſe man fortan nicht mehr mit den Behörden

gehen, sondern gegen sie agiren; radical politisch müsse Alles aus dem Wege geschafft werden, was jenen Idealen im Wege sei. Durch den Jugendbund wähnte man die Welt aus den Angeln zu heben!

Wir sahen, daß dieser Bund ein wahres Unding war; er hätte sich zum Gegenstand einer aristophanischen Komödie geeignet. — Aber dazu war die Zeit zu bitter ernst, reizbare böse Gewissen verstehen und dulden keinen Scherz. Der Bund nahm ein tragisches Ende. Stelle man die verbotene Burschenschaft heimlich wieder her, sagte ich in meinem Warnungsschreiben, so würde sie bald entdeckt und durch Relegationen auseinander gesprengt werden. Aber der Jugendbund, indem er Sittlichkeit und Gesetzlichkeit der ursprünglichen Burschenschaft zu überbieten wähnte, vermaß sich thöricht, über seinen jugendlichen Bannkreis hinaus in Verhältnisse des Lebens einzugreifen, die er gar nicht kannte und die zu regeln und zu ändern ihm nicht entfernt zukam. Daher geschah es, daß die Glieder des Bundes nicht dem väterlichen akademischen Disciplinargericht verfielen und den akademischen Strafen, sondern dem Criminalgericht und seinem ernsten Richterspruche; daß sie mit dem Maaße des Staates gemessen wurden, in dessen Verhältnisse sie sich Eingriffe erlaubt. — Am 25. März 1826 ward vom Breslauer Oberlandesgericht das Urtheil über 28 Mitglieder des Jugendbundes ausgesprochen, mit Ausnahme eines Einzigen wurden alle zu 2- bis 15jähriger Festungsstrafe verurtheilt.

So war das tragische Ende des Jugendbundes. —

Im Jahre 1822 ward mir das längere Bleiben in Halle

unerträglich ſchmerzlich. Ich ſah dieſelben mir ſo lieben Studenten, aber ſie waren nicht mehr dieſelben, ſie waren verwandelt. Später fand ich die Namen von zwölfen unter ihnen im Verzeichniß jener Verurtheilten.

Hiezu geſellte ſich ein zweites, was mich längſt drückte. Ich hatte ſchon länger als drei Jahre gebeten: man möge eine Mineraliensammlung für die Univerſität kaufen, weil die beſtehende entfernt nicht zum Unterricht ausreiche. Meine Bitte wurde nicht gewährt, wodurch es mir unmöglich ward, meinem Amte als Profeſſor der Mineralogie zu genügen.

In dieſer meiner tiefen Verſtimmung traf mich mein Freund Rector Dittmar, als er mich von Nürnberg aus um Oſtern 1822 beſuchte und einlud, an ſeinem dortigen Inſtitut Theil zu nehmen. Im October deſſelben Jahres reiste ich nach Nürnberg, lernte die Anſtalt kennen und ſagte zu. Nach Halle zurückgekehrt kam ich bei den beiden Miniſterien, unter denen ich — als Bergrath und Profeſſor — ſtand, um meinen Abſchied ein. Ich muß die Freundlichkeit rühmen, mit welcher die Miniſter — Schuckmann und Altenſtein — mir mein Abſchiedsgeſuch zurückſchickten und mir riethen, den Entſchluß zu widerrufen. Aber dieſer ſtand zu feſt, ich wiederholte mein Geſuch. Unterm 3. März 1823 erhielt ich durch die Miniſterien die Königliche Kabinetsordre, welche meine Entlaſſung ausſprach. „In Folge derſelben, ſo ſchloß das miniſterielle Schreiben, entbinden die unterzeichneten Miniſterien Ew. H. Ihrer bisherigen Amtspflichten ſowohl bei der Univerſität in Halle, als auch bei dem dortigen Oberbergamte mit Dank für Ihre bisherigen

Bemühungen und mit den beſten Wünſchen für Ihr ferneres Wohlergehen.“

So begann das bitter ernſte Jahr 1823. Zwölf Jahre hatte ich im Kriege und im Frieden Preußen gedient — in Liebe und in Leid. Jetzt nahm ich meinen Abſchied! Viele werthe Bande wurden ſchmerzhaft durchſchnitten, die Zukunft lag in ungewiſſer Dämmerung vor uns.

Durchſchnitten wurden vor Allem die Liebesbande, welche uns mit der theuern Mutter und Sophie zum friedlichſten, innigſten, ſchönſten Familienleben verknüpft hatten. Wie ſehr litt beſonders meine arme Frau bei dieſer Trennung von Mutter, Schweſter und von dem lieben Giebichenſtein, mit allen ſeinen unvergeßlichen Erinnerungen! Und die Zukunft war ſo dunkel und zeigte für das, was wir aufgaben, faſt in keiner Hinſicht Erſatz.

Ich werde es aber nie vergeſſen, daß meine Frau ſich auch in dieſer Lage ſo ſtandhaft zeigte wie 1813. Sie ſahe das Unheilbare, ganz Hoffnungsloſe meiner damaligen Lage. Hinſichtlich meiner Hoffnung, in Nürnberg einem mir eigenthümlichen, gottgefälligen, dem Vaterland nützenden Beruf leben zu können, widerſprach ſie nicht, ſondern war ſchlicht ihrem Manne gehorſam.

Von Halle nach Nürnberg.

1823.

Es war kurz vor Oſtern, daß wir uns von den liebſten Menſchen und unſerm Giebichenſtein trennten. In Naumburg

beſuchten wir Verwandte, die uns als unzurechnungsfähige Thoren mitleidig behandelten. Dagegen ſtärkten wir uns in Jena, wo wir bei Weſſelhöft die freundlichſte Aufnahme fanden, ebenſo bei Fries, der mit mir in Bezug auf Demagogeninquiſition gleich dachte.

Von Jena giengen wir über Saalfeld und den Thüringer Wald. Es war rauhes Winterwetter, tiefer Schnee erſchwerte ſehr das Fortkommen, ein lieber junger Freund, Albert Bauer (jetzt Prediger in Belzig), half treulich, wo es Noth that. Die Oſternacht brachten wir in einem tief eingeſchneiten Dorfe, Judenberg, zu.

Am Oſtermontag fuhren wir vom Gebirge in die Ebene Frankens hinab. Einundvierzig Jahre ſind jetzt verfloſſen, ſeit ich für immer in Süddeutſchland einwanderte, aus welchem vor drittehalb hundert Jahren meine Vorfahren auswanderten. Sie lebten an der Donau und führten nach einem dortigen Städtchen den Namen Raumer von Rain. — In Erlangen nahm uns mein alter herzlichgeliebter Freund Schubert in ſeinem Hauſe auf. Wir hatten uns ſeit vielen Jahren — ſeit 1810 — nicht geſehen, da ich, wie erzählt, mehrere Wochen bei ihm in Nürnberg wohnte. Kurz nach uns traf auch Heinrich Ranke ein mit einem Knaben Allwill Baier aus Rügen, Sohn des trefflichen Prediger Baier, deſſen Schubert und Steffens in ihren Lebensbeſchreibungen gedenken. Da ich mich bei Schubert entſchuldigte, daß ich ihm außer den Meinigen auch Ranke ins Haus gebracht, antwortete er auf der Stelle: O, der wird mein Schwiegerſohn! —

Wie es uns bei unſerer Ankunft im Nürnberger Inſtitut

zu Muthe war, iſt ſchwer zu ſagen; wir betraten ein unbekanntes Land, das wir zunächſt auskundſchaften, dann bebauen ſollten.

Kaum weiß ich, wovon ich zuerſt ſprechen ſoll. Das Inſtitut hatte den ſchönen Hafſeld'ſchen Garten mit zwei Häuſern für 800 Gulden gemiethet. Das eine Haus, ſehr ſolide und bequem, in welchem der Speiſeſaal und die Küche, das zweite ein langes, ſchmales, dünnwandiges Gebäu. Der Garten grenzte nördlich an eine Wöhrder Straße, ſüdlich war er nur durch einen ſchmalen Weg von den ſchönen Pegnitzwieſen getrennt. Einen großen Theil des herrlichen Nürnberg überblickte man hier und hörte das Geläut ſeiner mächtigen Glocken. —

Von der Geſchichte des Inſtituts kann ich nur wenig berichten. Es entſtand in Würzburg. Das Nürnberger Gymnaſium war ſeit Hegels Abtreten vom Rectorat in den tiefſten Verfall gerathen, drum entſchloſſen ſich wohlhabende Hausväter, Dittmar und ſein Inſtitut nach Nürnberg zu berufen; die Anſtalt ſollte das heruntergekommene Gymnaſium erſetzen. Mit Dittmar leitete ſie der jetzige Staatsrath Hermann, der aber unmittelbar nach meinem Eintreten zurücktrat.

Namhafte Lehrer waren Greith, Steinlein, Joſeph Gersbach und Kirchner. 50 bis 60 Knaben mochten als Penſionäre im Inſtitut, etwa eben ſo viele in der Stadt wohnen.

Es galt nun, Lehrer und Knaben perſönlich kennen zu lernen, auch ſo viel möglich die Eltern der Knaben; ferner das Lehren, die Zucht, die häusliche Einrichtung — auch die mir unbekannten finanziellen Umſtände. So bekam ich vollauf zu thun.

Nur mit Lehrſtunden wollte man mich verſchonen, ich ſollte

nur ſo von oben dirigiren, wie der Dornſtrauch (Richter 9, 7 flg.). Das war aber ganz gegen meine Anſicht. —

Zunächſt hatten wir Lehrer uns über die weſentlichſten pädagogiſchen Punkte zu verſtändigen, wobei ſich ſchon bedeutende Uebelſtände und Differenzen ergaben. — So fand ich, daß dieſelben Schüler, welche beim Examen im vergangenen Jahre im Franzöſiſchen leidlich beſtanden, ganz unwiſſend waren. Der Lehrer hatte ſie, wie mir ſpäter Knaben erzählten, für jenes Examen ſo abgerichtet, daß jeder Knabe zum Ueberſetzen einer beſtimmten Zeile eingeübt war. Der gewiſſenloſe Lehrer ward verabſchiedet, und ich übernahm den franzöſiſchen Unterricht ſelbſt.

Beim geographiſchen Unterricht hatte der Lehrer ſich ein ganzes Jahr lang einzig mit Spanien und Portugal beſchäftigt, er hatte die zwei betreffenden Artikel eines geographiſchen Lehrbuchs auswendig lernen laſſen. Auch dieſen Unterricht übernahm ich.

Tiefer griff die Differenz über den Muſikunterricht; es war um ſo ſchwieriger zu kämpfen, als Gersbach, ein lieber, höchſt achtungswerther und zarter Mann, den Unterricht leitete. Er war ein Schüler und Anhänger Nägelis, dieſes erzprofaiſchen Componiſten und langweiligen Methodikers nach Peſtalozzis Weiſe. Und was wurde geſungen? Unſere herrlichen Choräle kannte Gersbach nicht; als ſie ihm vorgelegt wurden, erklärte er ſie ohne weiteres für verwerflich und vermeinte die Lieder beſſer componiren zu können. Ebenſo wenig ſang man irgend ein Volkslied.

Als der Gegenſatz ſich ſteigerte, veranlaßte Gersbach den Nägeli zu einem Gutachten in der Sache. Dies enthielt nun

die unverschämtesten Angriffe auf die Choralmelodieen, weil sie nicht nach moderner Weise die Wortbetonung berücksichtigten. Von dem Rhythmischen der alten Choräle war nicht entfernt die Rede, nur davon, daß jeder langen Sylbe ein langer, jeder kurzen ein kurzer Ton entsprechen müsse — was zuletzt dahin führt, daß auch das kleinste Volkslied durchzucomponiren wäre. Den Choral nennt Nägelis Gutachten einen „lahmen plumpen Götzen, einen dem Segen der Reformation beigemischten Fluch."

Wir blieben die Antwort nicht schuldig. Da Nägeli sich selbst als Meister von Fach, uns andere aber als unwissende, urtheilslose Dilettanten behandelte, so erklärten wir, lieber ganze herzliche Dilettanten sein zu wollen, als herzlose halbe Meister, lieber uns mit voller Seele an schöner Musik zu freuen, ohne zu fragen und zu wissen, warum, als gefühllos Theorie und Methode zu treiben.

Das Wichtigste und Wesentlichste trat in der ersten Zeit unsres Zusammenlebens im Institut weniger hervor, später desto mehr. Ich meine unsre Ansichten vom Christenthum, dem Religionsunterricht und der Zucht.

Es fällt schwer, das religiöse Element des Instituts zu charakterisiren. Negativ es zu bestimmen, so war es der Art, daß selbst Ungläubige sich nicht an demselben stießen, Gläubige aber auch nicht, wofern sie ihm nicht auf den Grund giengen.

Ich gestehe, daß wir selbst vom Anfang hierüber unklar waren; da aber Ranke den Religionsunterricht übernahm und entschieden und unzweideutig den Bekenntnisschriften gemäß lehrte, da tauchten von allen Seiten Angriffe gegen ihn auf.

Die Angriffe gegen Rankes Religionsunterricht that vor-

züglich Gersbach. Es trat aber dabei von ſeiner Seite eine unbeſchreibliche Unklarheit und Verwirrung hervor. Zuvörderſt forderte er — wie das ſo gewöhnlich iſt — reine chriſtliche Moral, abgeſehn von jedem dogmatiſchen Fundament. Mit Tittmar erklärte er ſich ganz einig, und zugleich mit den Anſichten in Fichtes Staatslehre, welche überſchwänglich widerchriſtlich, ja frevelhaft ſind. Ich wies ihm dies nach. Da ſprang er ab und verwies auf F. H. Jacobi, auf Schleiermacher, dann auf de Wettes Roman: Theodor.

Es war eine ſtarke Geduldprobe, alle dieſe Irrfahrten zu verfolgen und den richtigen kirchlichen Weg zu vertheidigen. Aber von einer Kirche, einem gemeinſamen Glauben wollte keiner wiſſen.

Natürlich kamen wir aber bald vom Unterricht auf die im Inſtitut geübte Zucht zu ſprechen und auf die Früchte. Die Lehrer klagten ſelbſt, daß es den Kindern gänzlich an Liebe fehle, in ihren Herzen eine Kälte wohne, wie man ſie wohl bei alten Leuten finde. Die Zucht war ganz äußerlich, polizeilich, das mühſamſte Abrichten zu einer weltlichen Werkheiligkeit. Wir drangen nun auf chriſtliche Zucht.

Nicht genug an dieſem innern Religionskampfe mit den Lehrern, geſchah ſpäter auch ein Angriff von Seiten einiger Eltern, in deren Namen ein trefflicher, wohlwollender Mann, der Wechſelſenſal Meißner, uns einen Brief ſchrieb, worin er in ausführlicher Weiſe die Beſorgniſſe darlegte, die man gegen unſre religiöſe Richtung hatte.

Veranlaſſung zu dieſem Briefe gaben zwei von uns ausgegangene Druckſchriften: ein von mir abgefaßter Bericht über

eine von uns geſtiftete Anſtalt für verwahrloſte Knaben, von welcher ſpäter die Rede ſein wird, und ein von Ranke verfaßtes Lehrbüchlein für den Religionsunterricht, in welchem die Geſchichte des Erlöſungswerks in ihrer Folge durch Stellen der h. Schrift und Verſe aus geiſtlichen Liedern dargeſtellt war. Kaum iſt es nöthig anzuführen, was ich dem redlichen Meißner — er war ein wohlwollender Freimaurer — antwortete; z. B. daß Chriſtus uns auf Daniel verweiſe, daß die aus der Apokalypſe aufgenommenen Stellen als Troſtſprüche auf den Leichenſteinen des Johanniskirchhofs wiederholt ſtänden. Ich ſchloß meine Antwort mit folgender allgemeinen Bemerkung:

„Jeder Menſch hat ſeine eigne religiöſe Ueberzeugung, es wird daher jeder Vater für ſein Kind in Hinſicht des Religionsunterrichts ganz eigene Wünſche haben. Dem Religionslehrer wäre es unmöglich, allen zu genügen, beſonders in dieſer Zeit großer religiöſer Spaltungen. Er muß ſich darum an das halten, was als allgemein anerkannte Norm der proteſtantiſchen Kirche gilt, an die Bibel und die ſymboliſchen Bücher. Kann ihm nachgewieſen werden, daß er von dieſen abweicht, ſo verdient er den Vorwurf, ein Sektirer zu ſein. Dieſe Abweichung kann aber auf doppeltem Wege ſtatt finden: durch hyperorthodoxen Aberglauben, oder — was in unſrer Zeit gewöhnlich, durch Unglauben.

Wir glauben, nach gewiſſenhafter Selbſtprüfung, beide Abwege vermieden und der kirchlichen Lehre entſprechend gelehrt zu haben.“ —

Es ergab ſich, daß eine religiöſe Verſtändigung und ohne dieſe ein gemeinſames Wirken zum Heil der Kinder nicht mög-

lich war. Dittmar [1]), Steinlein und Gersbach verließen daher die Anſtalt; Groich blieb; Philipp Eduard Wackernagel kam und übernahm beſonders den Unterricht im Zeichnen, der Kryſtallkunde und im Turnen. Ranke und Wackernagel lehrten außerordentlich gründlich und geſchickt, Ranke ein trefflicher Schüler der Schulpforte, Griechiſch und Latein, Wackernagel, wie erwähnt, Mathematik, Zeichnen, Naturgeſchichtliches, Turnen. So war durch ſie für die reale, wie für die claſſiſche Bildung geſorgt. Von denen, welche unſere Anſtalt beſuchten, nenne ich Spleiß, Kullen und ſeine Schweſter aus Kornthal, Kerckes aus Debrezin; dann Winterfeld mit ſeiner Frau, die mich beſtimmten, mit ihnen eine ſchöne Erholungsreiſe nach München und Salzburg zu machen.

Gegen den Anfang des Jahres 1824 faßten wir den Gedanken, in Nürnberg eine Anſtalt für verwahrloſte Knaben zu ſtiften. Wir überlegten uns, daß eine ſolche Anſtalt durch den Abfall von Kleidern, Eſſen u. ſ. w. in der reichen Anſtalt — wie wir ſie ironiſch nannten — erhalten werden könnte. Am 9. April 1824 beſcheerte mir meine liebe Frau den erſten armen Knaben zum Geburtstage. Aus der Anſtalt des trefflichen Zeller in Beuggen erhielten wir Blankenburg — ſeines Gewerbs ein Schneider — zum Armenvater. Mehrere chriſtliche Basler von jenen, welche an der Spitze des dortigen Miſſionsweſens und der Beuggener Anſtalt ſtanden, hatten unſerm Inſtitut Kinder anvertraut. Eine Reiſe nach Baſel und Beuggen brachte uns

[1]) Wie freue ich mich jetzt, mit meinem lieben Freunde Dittmar, der einen ſo geſegneten Einfluß auf meinen Lebensgang gehabt hat, weſentlich in religiöſer Hinſicht übereinzuſtimmen!

mit diesen trefflichen Männern in nähere Beziehung. In kurzer Zeit wuchs die Zahl der armen Knaben in unserer Nürnberger Anstalt auf 25, welche wir 1827 bei meinem Abgang nach Erlangen dem wohlwollenden Magistrat, insbesondere dem für Alles Gute thätigen sel. Bürgermeister Scharrer ans Herz legten. Die Anstalt besteht heute noch, der sel. Marktvorsteher Platner hat sich vorzüglich um sie verdient gemacht.

Das Institut war, wie sich aus dem Vorhergehenden ergiebt, in den Ruf des Pietismus gekommen — so schalt man unser schlichtes, confessionelles Christenthum. Jener Ruf bewog viele Eltern, ihre Kinder wegzunehmen. Dazu kam, daß der ausgezeichnete Roth als Rector des Nürnberger Gymnasiums angestellt wurde und dieses aus dem tiefsten Verfall so kräftig herausriß, daß es bald wieder volles Vertrauen der Bürger erhielt. Zudem war das Schulgeld im reichlich fundirten Gymnasium sehr gering im Verhältniß zu dem, was das nicht fundirte Institut nehmen mußte, wollte es sein Leben fristen. — Kurz, wir sahen klar, daß wir unter diesen Umständen bald aller Existenzmittel baar sein würden.

Unter solchen Umständen nun unsre Armenanstalt weiter erhalten zu wollen, mußte thöricht und vermessen erscheinen. Was geschah aber? Während die „reiche" Anstalt täglich ärmer und hoffnungsloser wurde, strömten uns aus den verschiedensten deutschen Ländern und Städten — z. B. aus Hamburg — die reichlichsten Gaben für die Armenanstalt zu.

Ich erklärte, daß ich im Institut ausdauern würde, bis der Ausfall an Einnahme unsre Existenz unmöglich machte. Da wurden im Jahre 1826 auf einmal fünf Knaben aus der An-

ſtalt genommen. Nun bat ich meinen lieben Freund Naumann, die finanziellen Verhältniſſe derſelben genau als ein Sachverſtändiger zu prüfen. Das Reſultat der Prüfung war: die Anſtalt könne nicht fort beſtehn; ich erklärte ſie ſofort für aufgelöst. —

Zu allen Leiden, die uns in Nürnberg trafen, kam ein tief greifendes. Die höhern Behörden waren der Meinung, ich würde nie meinen Abſchied aus dem preußiſchen Dienſt genommen und freiwillig ein gutes Amt aufgegeben haben, wenn ich nicht vorausgeſehn, daß die Regierung mir den Abſchied geben würde. So war ich den Behörden ſehr verdächtig, und ich bin überzeugt, man hätte mich gehen heißen, wofern nicht der Präſident von Mittelfranken, Graf Drechſel, und der Stadtcommiſſär Faber, deren jeder einen Sohn im Inſtitut hatte, Vertrauen zu mir gehabt und mich vertreten hätten. Mußten wir doch den redlichen Eduard Weſſelhöft, der als Lehrer bei uns eingetreten war, durchaus fortſchicken, der doch vor Stiftung der Burſchenſchaft ſtudirte und von Göthe, bei deſſen Kindern er Hofmeiſter war, das trefflichſte Zeugniß hatte. — Er mußte fort, weil er mit ſeinen burſchenſchaftlichen Brüdern denſelben Namen führte.

Ich weiß nicht, wie viel ſonſtige traurige Erlebniſſe in meinem und meiner lieben Frau Gedächtniß noch auftauchen könnten. Vor Allem erwähne ich, daß unſer liebes Töchterchen Agnes am Scharlachfieber ſtarb; in derſelben Zeit ſchenkte uns — am 3. Juni 1825 — der barmherzige Gott unſre liebe Anna. —

Ich danke dir, daß du mich demüthigſt und hilfſt mir. Vor

Allem aber ſoll unſere Seele den Herrn loben, daß Er uns in jenen ſchweren, ſchweren Jahren in der Schule der Trübſal dem frühern ſelbſtzufriednen Dahinleben entriſſen, uns zur Einſicht gebracht hat, daß wir, wenn wir Alles gethan zu haben meinten, doch unnütze Knechte ſeien und als Schwache einzig und allein durch ſeine Gnade ſtark würden. —

Der Winter 1826/27.

In der Nähe unſres Inſtitut-Gartens, nur durch einen Fahrweg von demſelben getrennt, war ein Gartenhaus; der dazu gehörige Garten zog ſich zur Pegnitz hinab. Wir hatten unmittelbar nach Auflöſung der Anſtalt dies Haus gemiethet, das faſt nur für den Sommer berechnet war. Als die harte Winterzeit aber kam, ward es kalt, recht feindlich kalt und unwohnlich. Es hatte aber eine Eigenſchaft, welche uns nöthigte, es zu behalten — es war eben leidlich wohlfeil. — Außer uns waren noch Wackernagel und fünf Penſionäre in unſerm Winterpalais.

In dieſer Zeit eröffnete ſich eine Lebensausſicht durch die Stiftung der Univerſität München. Schubert ſollte an dieſelbe verſetzt werden, ſeine Erlanger Profeſſur ward dann erledigt; Freunde hielten es für entſchieden nothwendig, daß ich mich in München um dieſelbe bewerben müſſe. So reiste ich im December 1826 dort hin. Ich kann nicht ſagen, wie freundlich Helfferichs (bei denen ich wohnte), Cornelius, vor Allem aber Ringseis gegen mich war, der Alles aufbot, meine Anſtellung zu befördern. Dennoch verzog ſich die definitive Entſcheidung bis zum 23. Mai 1827.

In München erhielt ich die freudige Nachricht, daß am 24. Januar die liebe Sophie geboren sei — in einer Wochenstube, deren Wand mit einer Eiskruste überzogen war, so daß man eine Tischplatte zum Schutz zwischen das Bett der Wöchnerin und die Wand einschob.

Ich eilte nun sobald als möglich nach Nürnberg zurück. Der barmherzige Gott hatte Mutter und Kind wunderbar bewahrt; die gute Dorothee, obwohl erst 14 Jahre alt, war so lieberoll hilfreich, ebenso der treue Wackernagel.

Die Taufe der Kleinen werde ich nicht vergessen. Pfarrer Böckh taufte; Naumann, Fabricius, Krafft (aus Erlangen) waren die Gäste. Der Reichste hätte nicht fröhlicher das Fest begehn können als wir.

Die Anstellung verzog sich noch immer. Die Miethzeit gieng zu Ende, die Besitzerin des Gartens, welche unser Gartenhaus gar nicht benutzte, hatte schon früher für den 1. Mai die Wohnung gekündigt. Wir kamen dadurch in wahre Noth. Nach Erlangen konnten wir nicht ziehen, ohne das Anstellungsdecret in Händen zu haben. Ein lieber treuer Freund, der reformirte Pfarrer Kindler, half uns aus der Noth, indem er uns aufs liebervollste einlud, in sein kleines Pfarrhaus neben der reformirten Kirche zu ziehen. Wir nahmen dankbar sein Anerbieten an.

Das von uns verlassene Gartenhaus ist gegenwärtig ganz umgewandelt und gehört zu den so großartigen Fabrikanstalten von Kramer-Klett.

Im kleinen Pfarrhause lebten wir höchst vergnügt; lag doch die schwerste Leidenszeit hinter uns, und die Hoffnung einer bessern Zukunft gab uns neuen Lebensmuth. Mein mütterlicher

Urgroßvater de Marées war vor vielen Jahren Prediger an Kindlers Kirche, welche dessen Bildniß besaß, das Kindler in dem von mir bewohnten Stübchen aufhieng.

Erlangen 1827—1865.

Ueber sein Leben und seine Thätigkeit in Erlangen hat Karl von Raumer nur Bruchstücke aufgezeichnet. Sein Eintritt in den neuen Beruf war ein schwerer. Er schildert ihn und den Beginn seiner Erlanger Wirksamkeit in folgender Weise:

„Der König Ludwig hatte mein Anstellungsdecret mit nach Italien genommen, erst im Mai unterschrieb er es — vor 37 Jahren.

Hier beginnt nun ein ganz neues, vom früheren höchst verschiedenes Leben für mich. Ich ward nicht nur als Professor der Mineralogie, sondern zugleich als Professor der allgemeinen Naturgeschichte angestellt. Hatte ich mich nun gleich nicht blos mit Mineralogie, sondern auch mit andern naturgeschichtlichen Disciplinen beschäftigt, so reichte dies doch bei weitem nicht aus zum Lehren derselben. Ich war drauf und dran, das Amt verzweifelnd aufzugeben; da tröstete und beruhigte mich Schelling. Nun arbeitete ich mich mit rastlosem Fleiße in alle Zweige meines Lehrobjects hinein, welches von der mathematischen Geographie begann, mit Anthropologie endete. Meine „Allgemeine Geographie“ ist das Resultat dieser Arbeit. Besonders lag mir auch die richtige Methode dieses Vortrags am Herzen; ich sann auf Hilfsmittel für denselben; dahin Karten, andere bildliche Darstellungen, Modelle ꝛc.

Hinsichtlich der Mineralogie war ich (wie früher in Breslau und Halle) betrübt dran. Die Mineraliensammlung war erbärmlich, häßlich, höchst überflüssig mit überflüssigen, höchst sparsam mit wissenschaftlich nothwendigen Steinen und sonstigem Lehrapparat versehen. Ich sah, daß ich leider zum drittenmale — wie in Breslau und Halle — mir eine wissenschaftliche Existenz erst würde schaffen müssen. Dazu bedurfte ich Geldmittel, zu diesen der Hilfe des Senats — desselben Senats, der gegen meine Anstellung protestirt, auf Schuberts Bleiben gedrungen, wenn dieser aber nicht blieb, statt meiner Oken vorgeschlagen hatte. Mich kannten sie nicht, weil die Naturwissenschaften bei weitem den mehrsten im Senat überhaupt unbekannt waren. Der König wies die unmotivirte Protestation zurück — man mußte sich's schon mit mir gefallen lassen. Die Behörde verlangte, ich solle mir die Naturaliensammlung: Thiere und Steine, von Schubert Stück für Stück ausliefern lassen. Dieser war in Verzweiflung, wie er eine so langwierige Aufgabe mit seiner Reise nach München in Einklang bringen sollte. Zu seiner Freude erklärte ich, die Sammlung ohne weiteres, auf Grund des von ihm übergebenen Katalogs übernehmen zu wollen. Dagegen drang ich auf genaueste Uebergabe der Kasse wie der Rechnungen — aber der Senat gieng darauf nicht ein; deshalb wandte ich mich an den Quästor und ließ mir von ihm eine präcise Angabe der Summe geben, über welche ich disponiren könnte. Als ich gemäß seiner Angabe mehrere Ausgaben gemacht, brachte mir der Quästor Rechnungen, die nachträglich eingelaufen. Woher nun Geld nehmen? Schubert hatte für 130 fl. ein damals noch höchst

eltenes auſtraliſches Thier, eine Echidna histrix gekauft. Mir erſchien dieſe Narität für unſere ſehr mäßig ausgeſtattete Univerſität viel zu theuer, und ich bot ſie deshalb Schubert für das Münchner Kabinet an, um ſo den Geldausfall zu decken. Kaum war ſie nach München abgegangen, ſo ward durch einen Böswilligen ein wahrer Sturm gegen mich erregt, daß ich dies ſeltenſte Thier, dieſe Echidna nach München geſchickt; man hatte gehört, auf dem ganzen Continent gebe es nur noch ein zweites Exemplar. Es ward durchgeſetzt, daß ich die Curioſität wieder zurückſchaffen mußte. Ich dagegen warf nun dem Senat vor, daß er mir trotz meines Verlangens keine Kaſſenübergabe gemacht und mich dadurch zum Verkaufen der Echidna genöthigt habe. Da der Kauf zurückgieng, ſo mußte er nun anderweitig Rath ſchaffen. —

Die Organiſation der Mineralienſammlung begann ich damit, große Maſſen von ganz ſchlechten Steinen fortzuſchaffen; blieben ſie, ſo war nicht daran zu denken, eine ſaubere wiſſenſchaftliche Sammlung aufzuſtellen. Das Unglück wollte, daß unter den beſeitigten Stufen einige waren mit ſparſam fein eingeſprengtem Schwefelkies. Das entdeckten Straßenjungen. Hatte man ſchon die Echidna histrix auf's Uebelwollendſte beſprochen, ſo hieß es jetzt gar, der König habe einen Mann zum Profeſſor der Mineralogie gemacht, der das Gold — dafür hielten ſie den Schwefelkies — zum Fenſter hinaus würfe.

Ich erzählte, daß ich die akademiſche Naturalienſammlung von Schubert auf Credit übernommen, auf Grund eines ziemlich flüchtig hingeworfnen Verzeichniſſes. Nachdem ich längere Zeit Verzeichniß und Sammlung verglichen, ſo gieng ich mit demſelben

zum Prorector Engelhardt, wo ich auch den Professor Winer fand. Ich erzählte beiden, daß ich gefunden, das Verzeichniß stimme nicht mit der Sammlung, die ich eben auf Credit auf den Grund des Verzeichnisses übernommen. Engelhardt zuckte mitleidig die Achseln und erklärte entschieden: ich selbst müsse den Ausfall ersetzen; Winer stimmte ihm bei. Es herrscht hier ein Mißverständniß, sagte ich, ich habe nicht weniger Steine gefunden, als im Katalog stehen, sondern mehr, — fällt der Ueberschuß mir zu? — da ich doch den Ausfall tragen sollte. Wir hatten unsre Freude an dem Casus."

Was bei einem Theil seiner Kollegen Abneigung gegen Karl von Raumer hervorrief, war vor allem die strengere christliche Richtung, welcher er angehörte. Wir haben gesehen, wie die mehr unbestimmte christliche Frömmigkeit, die von Jugend auf zu Raumers Wesen gehörte, sich während des Aufenthalts in Nürnberg zu einer ganz bestimmten, wenn auch noch nicht confessionellen, christlich orthodoxen Ueberzeugung ausbildete. Dieser Ueberzeugung gab Raumer in Wort und That Ausdruck, und es konnte deshalb nicht fehlen, daß Andersgesinnte ihm feindlich gegenübertraten. Raumer selbst spricht sich darüber so aus:

„Bald kamen Angriffe von andern Seiten. Tholuck besuchte auf seiner Reise nach Rom Krafft und mich und hatte uns in seinem Reisebericht erwähnt. Diese Ehre dürfte die erste Veranlassung gewesen sein, daß die Darmstädter Kirchenzeitung Notiz von mir nahm und mich sehr oft angriff.

Da kein Missionsstränzchen in Erlangen war, die Geistlichen keine halten wollten, weil keine besondere Erlaubniß

dazu von den Behörden vorlag, so übernahm ich die Sache und hielt das Kränzchen, ich glaube acht Jahre, bis nämlich die Geistlichen jene Erlaubniß erhielten.

Auf Bitte mehrerer Studenten las ich über Palästina, aus öfterer Wiederholung dieser Vorlesung gieng mein Buch über Palästina hervor. Dann las ich über Augustini Confessiones; das Nähere hierüber habe ich in der Vorrede zu meiner Ausgabe der Confessiones mitgetheilt.

Gegen das Missionskränzchen, die Vorlesungen über Palästina und Augustinus kamen nun nicht blos wiederholte Angriffe in der Darmstädter Zeitung, sondern ich wurde deshalb förmlich offiziell beim Ministerium verklagt. Da ich um diese Zeit nach München gieng und dem Minister Schenk nach herkömmlicher Gewohnheit meine Aufwartung machte, so äußerte sich dieser gegen mich unumwunden über jene offizielle Anklage und fügte hinzu, ich solle ja nicht vom Lesen der Confessionen ablassen.

So schwer die ersten Jahre in Erlangen waren, so besserte es sich doch mit jedem spätern Jahre. Vor allem erwähne ich das große Glück, daß ich sehr lieben Studenten immer näher trat.

Besonders lieb waren mir die Abende, an denen die Studenten bei uns Thee tranken, Vieles besprochen, auch vorgelesen wurde. Aus diesen Abendbesuchen, bei denen meine Frau zugegen war, entwickelte sich Folgendes: Erlangen ist eine sehr arme Stadt, es gibt hier eine Menge Nothleidender, sehr viele von diesen kannte meine Frau, kranke und gesunde. Natürlich wünschten wir nicht blos leiblich, sondern auch geistlich, so viel

möglich, Hilfe zu leisten. Bettelkinder, die wir zum Theil von Schubert überkommen, in dessen Haus wir zogen, besuchten uns Freitags. Meine Frau gab jedem ein Büchlein, in welches ein Vers oder Spruch geschrieben wurde, der acht Tage nachher beim Wiederkommen aufgesagt werden mußte. Auch dies wurde in den Zeitungen höhnend erzählt. Von diesem Anfang aus begann eine Sonntagsschule. Studenten unterrichteten die Knaben, meine Frau und meine Töchter und einige liebe Freundinnen übernahmen mit mir den Unterricht der Mädchen. Es mochten wohl 70 sein, mit denen ich die Bibel las. Meine Frau und ihre Gehilfinnen unterrichteten sie im Nähen, Stricken und Ausbessern ihrer Kleider und sangen mit ihnen. Ich hatte damals meinen ‚Kern geistlicher Lieder' herausgegeben, er enthält 80 Lieder. Diese ließ ich gemächlich auswendig lernen. Da geschah es, daß eine starke Scharlachepidemie eintrat, so daß ich — wegen Ansteckung — für gerathen hielt, die Stunden einigemal auszusetzen. Ich überließ es den Mädchen, in dieser Zeit nach Gefallen einige Lieder zu lernen. Da traten zwei auf und erklärten, sie wüßten alle achtzig auswendig. Ich glaubte, sie irrten sich. Als ich ihnen aber die Anfänge von Versen aus den verschiedensten Liedern sagte, so fuhren sie jedesmal mit großer Sicherheit fort. Mehrere Jahre nach dieser Zeit erzählte mir die Schwester unseres Köster [1]), wie sie einst in großer Trauer eine Reise gemacht, auf der sie durch ihr Kindermärchen sehr getröstet worden sei, welches ihr viele erbauliche Lieder aus dem Gedächtnisse aufgesagt.

[1]) S. unten Seite 338.

Wie groß war meine Verwunderung und meine Freude, da es sich zuletzt ergab, das tröstende Mädchen sei eben die eine meiner fleißigen Schülerinnen gewesen.

Oft baten wir auch Studenten, Kranke zu besuchen, Knaben zu unterrichten, welche in der Schule nicht fortkamen. Sonntag Abends fanden sich nun die Theilnehmenden zusammen, jeder berichtete, was er erlebt und gethan. — Alles wurde besprochen.

Eines Tages erzählte mir mein lieber Student, daß er bei einem Kranken, den er besuchte, mit dessen Seelsorger, Pfarrer Ackermann, zusammengetroffen sei. Da fiel mir auf's Herz, daß ich bei allem guten Willen mich doch wohl gegen das Verbot, nicht in ein fremdes Amt einzugreifen, vergangen habe. Ich suchte deshalb Ackermann auf und bat ihn um Verzeihung, daß ich Studirende zum Besuchen der Kranken ꝛc. veranlaßt hätte. Nie werde ich die Antwort des treuen Seelsorgers vergessen. Thränen traten ihm in die Augen. „Ach, lieber Raumer, sagte er, wenn Sie wüßten, welche Verantwortung auf dem liegt, welcher für mehr als tausend Seelen Rechenschaft geben soll, Sie würden die Sache in einem andern Lichte sehn." Drauf bat er mich dringend, ihm christliche Studenten zu nennen, die ihm beistehn könnten. Zunächst verabredeten wir, daß für jedes seiner fünf Filiale ein Student einträte, dem er Geeignetes auftragen könnte.

Früher kam mir oft der Gedanke: wie gut ist doch für die jungen Mediciner gesorgt, welche allmählich aus den theoretischen Studien unter Anleitung der klinischen Professoren zur Praxis übergehn, könnte denn nicht Aehnliches für die jungen Theologen geschehen? —

Ich hatte einige Handwerksgesellen kennen gelernt. Diese klagten mir, daß sie im Winter Sonntags übel daran seien, da von 5 Uhr Abends an nicht geheizt und sie gewissermaßen drauf angewiesen seien, die Abende in Wirthshäusern zuzubringen. Sie giengen — es waren ihrer 23 — mit Freuden auf meinen Vorschlag ein, in den Stunden von 5 bis 8 zu mir zu kommen, wo ich in Gemeinschaft mit einigen Studenten mit ihnen die Bibel lesen und manches Wissenswürdige, unter Anderm Missionsnachrichten mittheilen, ihnen auch Gelegenheit bieten würde, Briefe an die Ihrigen zu schreiben. Die Sache kam an Fürst Wallerstein. Dieser erklärte, es sei so vortrefflich von der Regierung für Bildung der Handwerker gesorgt, daß mein Vorhaben ganz überflüssig sei. Als ich mich mit sehr tüchtigen Handwerkern hierüber besprach, versicherten mir diese, es geschehe von Seiten der Regierung geradezu nichts für eine solche Bildung."

Das erste Jahrzehnd von Raumers Erlanger Thätigkeit fällt in die Zeit, in welcher sich die bis dahin confessionell unbestimmte christliche Gesinnung mehr und mehr zu einer lutherisch kirchlichen Ueberzeugung entwickelte. Verschiedene Umstände vereinigten sich, um bei Raumer die eigene innere Neigung zur Reife zu bringen.

Unter denen, welche damals auf Raumers Ueberzeugung eingewirkt haben, sind vor allen Böckh und Thomasius in Nürnberg, und dann zwei jüngere reich begabte Männer, die sich selbst als Schüler Raumers betrachteten, Adolph Harleß und Wilhelm Löhe zu nennen. Wir haben diese Angaben vorausgeschickt, um das nachfolgende Bruchstück einzuleiten, das

sich unter Raumers Aufzeichnungen mit der Ueberschrift: „Confessionelles“, vorgefunden hat.

„Confessionelles“.

„Meine Vorfahren väterlicher und mütterlicher Seits waren reformirt. Mütterlicher Seits stammten die de Marées aus Frankreich und verließen, so viel ich weiß, ihr Vaterland nach Aufhebung des Edicts von Nantes.

Väterlicher Seits floh mein Urgroßvater im 17. Jahrhundert, von Katholiken in Weißenburg verfolgt, nach Wittenberg, und ward zuletzt Generalsuperintendent von Anhalt-Dessau und Prediger in Dessau. Auch dessen Sohn war Geistlicher, späterhin studirte kein Raumer mehr Theologie.

Ich habe erzählt, wie ich in Berlin den nichtigen Religionsunterricht eines dortigen Dompredigers genoß. Im Dom gieng ich zum Abendmahl. Als Student lebte ich so fanatisch den Wissenschaften, daß dagegen gehalten das spezifisch Religiöse sehr zurücktrat. Die Romantik führte wieder zum Christenthum, natürlich mit einer katholischen Färbung. Mit wahrer Andacht ward die Dresdner Bildergallerie besucht, — aber nicht der protestantische Gottesdienst; — kaum erinnere ich mich, in jener Zeit das Abendmahl genossen zu haben. Erst in Halle änderte sich dies, da ich die Predigten von Schleiermacher, und später die der Domprediger Rienäcker und Blanc besuchte.

In Breslau angestellt gehörte ich der dortigen reformirten Gemeinde an; meine genaue Verbindung mit Harnisch und seinem Schullehrerseminar bestimmte mich aber, mit diesen in der lutherischen Kirche das Abendmahl zu genießen. Dies um

ſo lieber, als meine Frau urſprünglich lutheriſch war. Bei dem elenden Confirmationsunterricht, den wir beide erhalten hatten, erſchien uns freilich das Confeſſionelle als etwas ganz Indifferentes; ſo betrachteten es ja die Meiſten.

In Nürnberg beſuchten wir den reformirten und lutheriſchen Gottesdienſt, das Abendmahl genoſſen wir in der lutheriſchen Kirche bei Pfarrer Böckh, der auch unſere Tochter Dorothee confirmirte. In Erlangen hielten wir uns wieder zur reformirten Gemeinde oder vielmehr zu meinem würdigen Freunde Krafft. Bei ihm giengen wir zum h. Abendmahl, abwechſelnd aber auch bei dem uns ſo werthen Thomaſius in der Lorenzkirche. Dadurch ward uns aber der große Unterſchied zwiſchen dem reformirten und dem lutheriſchen Abendmahl ſo klar, daß uns die Augen darüber aufgiengen, beide könnten unmöglich gleich geſtellt und vereinigt werden. Durch Gottes Gnade wurde uns der Glaube an die ſchriftgemäße Wahrheit der lutheriſchen Lehre lebendig.

Was ich ſo erlebte und lernte, überzeugte mich zugleich aufs Entſchiedenſte, daß die Union am innerlichſten Widerſpruch mit ſich ſelbſt leide und nur den Schein des Seins habe."

Die Thätigkeit Raumers während der letzten Jahrzehnte ſeines Lebens war durchdrungen von der geſchilderten chriſtlichen Ueberzeugung. Seine Arbeiten wurden theils von derſelben hervorgerufen, theils doch von ihr getragen. Zu den erſteren gehörte ſein Antheil an Hengſtenbergs Evangeliſcher Kirchenzeitung und an der Erlanger Zeitſchrift für Proteſtantismus

und Kirche; dann die Geographie von Palästina, die Ausgabe von Augustini confessiones und die verschiedenen Sammlungen geistlicher Lieder, die Raumer herausgab. Getragen und durchdrungen von derselben Gesinnung sind aber auch die beiden anderen in Erlangen entstandenen Hauptwerke: das Lehrbuch der allgemeinen Geographie und die Geschichte der Pädagogik. In Anerkennung seiner Verdienste um christliche Wissenschaft und christliches Leben ertheilte die theologische Facultät der Universität Erlangen Raumer an seinem siebenzigsten Geburtstag honoris causa die theologische Doctorwürde.

Wenn Raumer auch, wie er es in dem oben mitgetheilten Bruchstück selbst darstellt, sich mit Entschiedenheit der lutherischen Kirche zuwandte, so löste dies doch keineswegs seine freundschaftlichen Beziehungen zu Mitgliedern der reformirten Kirche. Unter den Knaben und Jünglingen, die in Raumers Hause erzogen wurden, blieb keiner mit ihm in einem so innigen Verhältniß wie Immanuel Stockmeyer, reformirter Pfarrer und Professor in Basel; und nächst ihm Adolph Köster, der als reformirter Pfarrer in Erlangen starb.

Ueberhaupt würde man sich ein sehr falsches Bild von Raumers Wesen machen, wenn man meinte, weil der strengere christliche Glaube den Mittelpunkt seines Daseins bildete, sei er für alles Andere abgestorben gewesen. Den großen Gegenständen, die ihn in den früheren Abschnitten seines Lebens erfüllt hatten: der Wissenschaft, der Kunst, dem deutschen Vaterland bewahrte er bis an sein Ende das lebendigste Interesse.

Sein liebevolles und freundliches Gemüth war allem Edelen und Schönen aufgeſchloſſen, wo er es auch fand. Das machte ſeinen Umgang für alle, die mit ihm in Berührung kamen, ſo anziehend und lehrreich. Collegen der verſchiedenſten Art ſtanden mit ihm in freundſchaftlichem Verkehr. Wie früher in Halle, ſo war auch in Erlangen den Studirenden ſein Haus geöffnet. Viele treffliche Männer in Nord und Süd werden ſich deſſen erinnern, was ihnen während ihrer Studienzeit in Erlangen Raumers Umgang geweſen iſt. Ich will hier beiſpielsweiſe nur die nennen, die ſpäter Raumers Collegen geworden ſind, vor allen Adolph von Scheurl und Conrad Hofmann, dann Heinrich Schmid, Karl Heyder, Jakob Herz, Friedrich Pfaff und Guſtav Plitt.

In ſeiner Familie erlebte Raumer viele Freude, aber auch ſchweres Leid. Die älteſte Tochter, Dorothee, heirathete im Jahr 1831 den Director der Berliner Miſſionsanſtalt Peter Heller (jetzt Pfarrer in Klein-Heubach) und ſtarb im Jahr 1848 mit Hinterlaſſung von acht Kindern. Die zweite Tochter, Anna, im Jahr 1848 mit H. N. Hanſen, damals Prediger am Dom zu Schleswig, verheirathet, hatte gleich im erſten Jahr ihrer Ehe die dortigen Kriegsſtürme mit durchzumachen. Ihr Gemahl ſtand auf der Seite des Rechts und der deutſchen Sache. Nach Preisgebung der Schleswig-Holſteiner verlor er ſein Amt und mußte in die Verbannung gehen. In der proteſtantiſchen Kirche Bayerns zu Winterhauſen in Unter-Franken fand er einen neuen Wirkungskreis. Die dritte Tochter, Sophie, vermählte ſich im Jahr 1853 mit Alexander von Oettingen, Profeſſor der Theologie in Dorpat. Nach langen und ſchweren

Leiden ist sie dort im Jahr 1863 gestorben. Der ältere von Karl von Raumers Söhnen, Rudolph, habilitierte sich im Jahr 1840 in der philosophischen Facultät zu Erlangen und wurde dort 1846 außerordentlicher, 1852 ordentlicher Professor. Er heirathete im Jahr 1847 Maria Schröder aus Fürth. Von den acht Kindern dieser Ehe sind drei noch zu Lebzeiten des Großvaters gestorben. Das Zusammenleben und der tägliche Verkehr mit seinem Sohn und dessen Familie erfreute und verjüngte Karl von Raumers Alter. Ueber seinen jüngeren Sohn Hans finden sich unter Karl von Raumers Aufzeichnungen die Worte:

„Unser zweiter Sohn, Hans, hatte als Student den günstigsten Einfluß auf die Bubenreuther, die sich an die Burschenschaft anschlossen. Nach überstandenem juristischen Examen ward er Rechtsrath in Dinkelsbühl. Sehr geachtet und geliebt wählte man ihn hier 1848 in das Frankfurter Parlament, in welchem er durch die Reinheit seines Charakters und unermüdliche Thätigkeit — durch seinen „gänzlichen Mangel an Egoismus“ — (so Beselers Ausdruck) — von den Verschiedensten geliebt war. Es traf den Armen viel Unglück. Zuerst der Tod eines lieben Kindes; dann starb die liebenswürdige Frau. Nach Auflösung des Parlaments kämpfte er in Schleswig-Holstein. Nachdem die Sache der Herzogthümer aufs treuloseste verrathen und vernichtet war, kehrte er nach Erlangen zurück und starb hier an gebrochenem Herzen.“

Von neun Kindern Karl von Raumers haben nur drei ihn überlebt; der älteste Sohn, Rudolph, und zwei Töchter Anna und Agnes (geb. 1830).

Wir laſſen hierauf die Worte folgen, die Karl von Raumer über das Jahr 1861, das für ihn in mannigfacher Weiſe ein Jahr fröhlicher Erinnerungsfeſte war, aufgezeichnet hat:

„1861".

Eins der liebſten Jahre meines Lebens. Zuerſt durch die Feier meiner goldenen Hochzeit in Winterhauſen, am 26. September. Vier Wochen vor dieſer fröhlichen Feier hatte ich das Unglück, beim Ausſteigen aus dem Winterhäuſer Mainkahn einen gefährlichen Fall zu thun. Mein linker Arm ward ſchwer verletzt, aber Gottlob nicht gebrochen, ſo wurde er in den vier Wochen vor der Hochzeit geheilt.

Der goldnen Hochzeit gieng im Monat Juli eine andere Feier voran, die von meinen höchſt freundlich gegen mich geſinnten Kollegen veranlaßt wurde, nämlich die Feier meines fünfzigjährigen Amtsjubiläums.

Ich habe den ſchweren Anfang meiner Erlanger Amtsführung geſchildert, da mir Alles feindlich und widerwärtig entgegentrat. Wie hatte ſich dies während der verfloſſenen 34 Jahre verwandelt. Die mir einſt mißwollten, waren geſtorben, die meiſten der neu eingetretenen Kollegen waren höchſt freundlich gegen mich geſinnt, ſie wußten nicht, was ich früher gelitten. Am meiſten trat dies für mich hervor, als ſie bei der Jubelfeier Toaſte auf meine Arbeiten über Paläſtina, Auguſtinus u. ſ. w. ausbrachten, auf dieſelben Arbeiten, derent-

wegen ich von ihren verstorbenen Vorgängern im Senat beim Ministerio verklagt worden war.

Auch der Magistrat, der früher mir so oft feindselig in den Weg trat, bewies jetzt seine in Wohlwollen umgewandelte Gesinnung gegen mich, indem er mir zum Jubiläum das Diplom eines Erlanger Ehrenbürgers gab, mit Bezugnahme auf das, was ich für die Armen gethan."

Wie rüstig die Gesundheit des hochbetagten Greises noch war, zeigte sich daran, daß er alle die frohen, aber zum Theil doch anstrengenden Feste dieses Jahres ohne die mindesten nachtheiligen Folgen überstand. Den Unterricht in der Mineralogie gab er in den letzten Jahren seines Lebens an seinen Nachfolger, Friedrich Pfaff, ab, aber seine Vorlesungen über Pädagogik, über Geographie von Palästina und über Augustins Confessionen setzte er bis gegen das Ende seines Lebens fort. Dem Wohl und Wehe des deutschen Vaterlands blieb sein Herz mit lebendigster Theilnahme zugewandt bis zum letzten Schlummer. Die allgemeinste Liebe und Hochachtung seiner Collegen und Mitbürger erfreute sein Alter. In geistlichen Dingen, in so mancher Trübsal, die ihn traf, war ihm Thomasius ein liebevoller Tröster und Berather. Für die Pflege des kräftigen und abgehärteten, aber doch allmählich schwächer werdenden Körpers sorgte Professor Herz mit dem Blick und der Theilnahme nicht nur des trefflichen Arztes, sondern auch des langjährigen bewährten Freundes.

Die letzte Krankheit und den am 2. Juni 1865 erfolgten Heimgang Karl von Raumers schildert sein treuer Freund und Beichtvater Thomasius in der an Raumers Grabe gehaltenen Rede mit den Worten:

„Dienstag, den sechszehnten Mai, war Raumer am Abend ausgegangen, um eine tiefgebeugte Wittwe über den Verlust ihrer Tochter zu trösten. Es war sein letzter Gang. Auf dem Rückwege glitt er aus und wurde bewußtlos in sein Haus getragen. Zwar schien er sich schnell von dem Fall zu erholen, aber die Zeit seines Heimgangs war gekommen. Ein Schlummer begann sich allmählich auf Augen und Sinnen herabzusenken. Ohne Schmerz und Qual, vom tiefsten Frieden umgeben, lag er da. Und in den Zwischenräumen, in denen er die Augen aufschlug, leuchtete die alte Freundlichkeit aus ihm hervor. Mit einem Blick voll Liebe, mit einem warmen Druck der Hand begrüßte er die Seinen, die er alle noch an seinem Lager versammelt sah. Denn Gottes gnädige Hand hatte es so gefügt, daß seine geliebte Tochter Anna aus Winterhausen mit ihrem Gatten und Kindern noch zeitig genug eingetroffen waren, um zugleich mit den hiesigen Enkeln und Kindern neben der trauernden, aber starken Gefährtin seines Lebens und der jüngsten Tochter die letzten Segensworte des geliebten Vaters hinnehmen zu dürfen. — Von der treuen und rührenden Sorgfalt des Arztes und der Freunde brauche ich nicht erst zu reden. In den lichteren Stunden des Erwachens konnte man mit Rührung sehen, wie der alte Glaube an den Herrn Jesum, die

alten Lieder, die alten Bibelsprüche in ihm lebten. Aber in den beiden letzten Tagen wollten die Bande des Schlummers sich nicht mehr lösen. Und so ist er hinübergegangen, ohne die Bitterkeit des Todes zu sehen, sanft und leicht, unter unsern Gebeten, am vergangenen Freitag Nachmittags kurz vor zwei Uhr im dreiundachtzigsten Jahre seines Lebens."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

In demſelben Verlage ſind nachſtehende Werke

Karl von Raumers

erſchienen und ſtets durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte der Pädagogik

vom

Wiederaufblühen

klaſſiſcher Studien bis auf unſere Zeit.

Dritte, durchgeſehene und vermehrte Auflage.

Vier Bände.

Ueberſicht des Inhalts der auch einzeln zu kaufenden Bände.

Erſter Theil. Das Mittelalter bis zu Montaigne. $1^{5}/_{16}$ Thlr. — fl. 3. 20 kr. Rhein.

Zweiter Theil. Vom Tode Baco's bis zum Tode Peſtalozzi's. $2^{1}/_{16}$ Thlr. — fl. 3. 40 kr. Rhein.

Dritter Theil. $2^{2}/_{3}$ Thlr. — fl. 4. — Rhein. — Inhalt:
I. **Familie. Schule. Kirche.** Die erſte Kindheit. Kleinkinderſchulen. Schule und Haus. Alumneen. Erziehungsinſtitute. Hofmeiſter. Kirche und Schule. — II. **Unterricht:** Religionsunterricht. Latein. — **Der Unterricht im Deutſchen.** Von Rudolf von Raumer. — Aphorismen über das Lehren der Geſchichte. Erdkunde. Naturunterricht. Geometrie. Rechnen. Phyſiſche Erziehung. — III. Die Schulen der Wiſſenſchaft und Kunſt. — IV. **Die Erziehung der Mädchen.** — V. **Schlußbetrachtungen.** — Beilagen.

Vierter Theil. **Die deutſchen Univerſitäten.** — Sach- und Namenregiſter zum ganzen Werk. 2 Thlr. — fl. 3. 30 kr. Rhein.

Kreuzzüge.

Erſter Theil.

gr. 8. Velinpapier. Geheftet 1 Thlr. — fl. 1. 36 kr.

Inhalt: Napoleon und Deutſchland. — Der Dichter als Reiſebeſchreiber. — Steigt Schweden oder ſinkt die Oſtſee? — Geographie der Engländer. — Abrahams Nachkommen. — Göthe als Naturforſcher. — Geologie? Theologie? Neologie. — Theologie und Naturwiſſenſchaft. — Geſangbücher. — Choralbücher. — Das proteſtantiſche Miſſionswesen in Deutſchland.

(Kreuzzüge.) Zweiter Theil.

gr. 8. Velinpapier. Geheftet 18 Sgr. — 54 kr. Rhein.

Inhalt: Zur Geologie. — Geschichtliche Versuche: Griechenland. Indien. — Johannes Kepler. — An G. H. v. Schubert: das Manna. — Ein Druckfehler und ein Hiatus. — Die Union. — Brief bei Uebersendung eines neuen Gesangbuchs. — Die kleinen deutschen Universitäten. — Fundationsbrief eines Volkslehrerseminars vom Grafen G. v. Schlabrendorf.

Die Erziehung der Mädchen.

Dritte Auflage.

Elegant cartonirt 24 Sgr. — fl. 1. 20 kr. Rhein.

Sammlung geistlicher Lieder.

Zweite vermehrte Auflage.

(Herausgeber: **Karl von Raumer.**)

Ermäßigte Nettopreise: Auf Druckpapier — 40 kr — 12 Sgr.
„ „ „ f. Velinpapier, in ächt Saffian gebunden fl. 2. 24 kr. — 1 Thlr. 12 Sgr.

(Auszug aus Vorstehendem:)

Geistliche Lieder.

Siebente Auflage.

Octav XII, 120 Seiten. In Umschlag. Auf Druckpapier 4 Sgr. — 12 kr.
In Partieen von 100 Exemplaren, roh à 3 Sgr. — 9 kr.

SANCTI AUGUSTINI CONFESSIONUM

libri tredecim.

Auf Grundlage der Oxforder Edition

herausgegeben und erläutert von **KARL VON RAUMER.**

26 Bogen in Royal-Octav. Geh. 1 Thlr. 27 Sgr. oder 3 fl. 12 kr. Rhein.

In unterzeichnetem Verlage erschien soeben:

Lebensbriefe

von

Auguste Teschner.

Mit einer Vorrede

von

Dr. W. F. Besser.

Erster Theil. Geh. Preis 1½ Thlr.

Dr. Besser (Der Verfasser der „Bibelstunden") sagt in seiner Vorrede u. a.: „Es sollte mich von Herzen freuen, wenn meine Einladung: „Kommet und leset!" Etliche oder Viele dazu bewegte, die Erquickung und den Segen mit zu genießen, wozu mir selbst diese „Lebensbriefe" geworden sind. Schon mehr als einmal habe ich Bücher bevorwortet; keines aber, wie dieses, in so freudiger Ueberzeugung, daß die meiner Einladung etwa folgenden Leser und Leserinnen sagen werden: „Wir haben mehr gefunden, als wir erwarteten."

Der vielfache Verkehr und das ganze Verhältniß der Verfasserin zu dem Hause Karl von Raumer's wird den Lesern der Selbstbiographie des Genannten eine willkommene Aufforderung sein, aus den Erzählungen der „Schülerin und Freundin des Hausherrn, der Gehilfin der Hausfrau, der Miterzieherin der Kinder," die anziehendsten Ergänzungen zu schöpfen.

Der zweite Theil der „Lebensbriefe" soll in diesem Jahre erscheinen.

Leipzig & Dresden, 1866.

Justus Naumann's Buchhandlung.